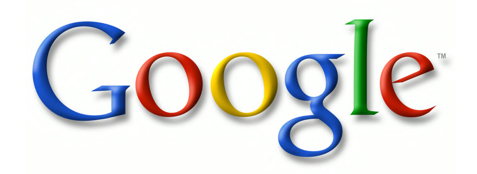
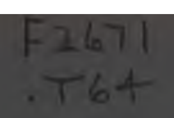


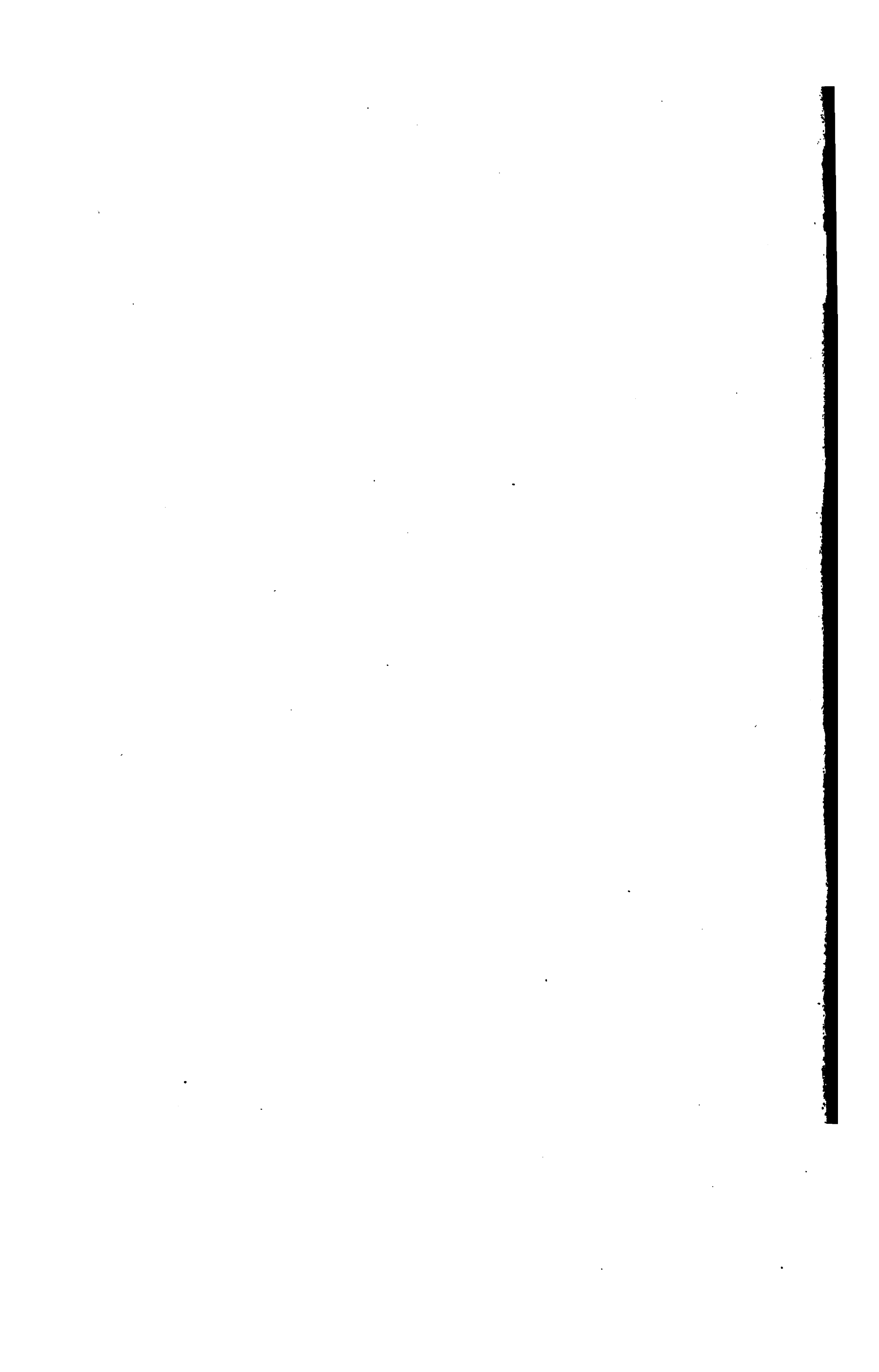





STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES




STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES





Hundert Tage in Paraguay.

Reise in's Innere. Paraguay im Hinblick auf deutsche Kolonisations-Bestrebungen.

Von

Dr. Hugo Toeppen.

Mit einer Karte von Paraguay.

Separat-Abdruck aus den Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1884.

HAMBURG.
L. Friederichsen & Co.
Land- und Seekartenhandlung.
Geographische und nautische Verlags- und Sortiments-Buchhandlung.
1885.



Inhalt.



I. Beschreibung der Reise.

I. Hinreise. Asuncion.

Einen sechsmonatlichen Urlaub, der mir von der vorgesetzten Behörde zur Kräftigung meiner Augen bewilligt wurde, benutzte ich zu einer Reise nach und in Paraguay, in der Absicht, dieses zum Theil wenig bekannte Land aus eigener Anschauung kennen zu lernen und dabei gleichzeitig der in jüngster Zeit brennend gewordenen Kolonisationsfrage Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Geographische Gesellschaft zu Hamburg gewährte mir bereitwilligst Unterstützung, wofür ich ihr auch an dieser Stelle den wärmsten Dank ausspreche.

Ich verliess Hamburg am 2. Oktober 1883 an Bord der »Bahia«, eines nicht schnellen, aber starken und seetüchtigen Schiffes. Die Fahrt bot mir nicht nur als erste grössere Seereise, sondern auch schon mit Hinblick auf das Ziel meiner Reise Interesse, denn zufällig steuerte Herr Doktor Mevert, der bekannte Verfasser von »Ein Jahr zu Pferde. Reisen in Paraguay« [1]), an Bord desselben Schiffes seiner neuen Heimath zu; mit ihm ein Theil seiner Familie und eine Anzahl von Leuten verschiedener Berufsarten, die auf seine Schilderungen hin Paraguay als Auswanderungsziel gewählt hatten; es waren folgende: ein junger Landwirth aus Ostpreussen mit Frau und Schwager, ein Hamburger Lehrer mit Frau und Kind, zwei Gärtner aus Altona, wovon einer mit drei kleinen Söhnen, ein Kaufmann aus Bayern und ein Maurer aus Schwaben; dazu zwei junge Schweden, der eine Kaufmann, der andere Seemann von Beruf. Während der Reise vermehrte sich unsere Zahl um zwei: ein junger Mediziner aus Ostpreussen und ein ziemlich zwecklos die Welt durchstreifender Landwirth aus Thüringen entschieden sich noch für Paraguay. Kein Wunder, dass Paraguay den Hauptgegenstand der Unterhaltung, oft auch der nicht direkt Betheiligten, bildete, und dass Paraguayliteratur unaufhörlich zirkulirte. Je näher wir unserem Ziele kamen, desto klarer wurden wohl bei diesem und jenem die Begriffe über das Fabelland!

---

[1]) Wandsbeck 1883, A. Mencke & Co. Zweite Auflage 1884.

Am 1. November landeten wir in Montevideo, wo ich mich mit der Mehrzahl der Auswanderer nach Abwickelung einiger Geschäfte schon am dritten auf dem kleinen paraguayschen Dampfer »Inca« (140 Tonnen) für die Flussfahrt einschiffte. Einige zogen es vor, den bequemeren brasilianischen Dampfer abzuwarten. Die Fahrt einer Nacht brachte uns nach Buenos Aires, welches sich auf dem hohen Ufer (Barranca) des La Plata weithin erstreckt und einen anziehenden Anblick darbietet. Leider konnte ich der interessanten Stadt mit ihrem ungeheuren Netz sich rechtwinklig schneidender Strassen, ihren prachtvollen Läden, ihren der etwas kargen Natur abgerungenen Anlagen, ihrer so vielfach gemischten Bevölkerung, dem lebhaften Hafentreiben u. s. w. nur einen Tag widmen, wie auch auf der Rückreise. Trotz dieser kurzen Zeit konnten wir den Warnungen der Paraguayfeinde nicht entgehen; einer, ein Herr St., früher Verwalter einer nun eingegangenen Musterfarm, hielt meinen auswandernden Begleitern auf offener Strasse eine lange Rede, in welcher er Paraguay schlecht machte und Argentinien herausstrich; auf meine Frage, ob er Paraguay kenne, antwortete er bezeichnend genug: »nein, aber im argentinischen Chaco bin ich gewesen, und das ist ganz dasselbe!« Ein anderer Herr, der frühere preussische Reserveoffizier H., that sehr bekannt mit allem, was Paraguay betrifft, wusste aber, als ich genauer auf den Zahn fühlte, auch nicht in der oberflächlichsten Weise Bescheid.

Erst am nächsten Morgen (5.) setzten wir unsere Fahrt fort. Buenos Aires verschwand allmählich vom Horizont, und die uruguaysche Küste, meist hügelig und zum Theil mit Wald bedeckt, tauchte auf, der Ort Colonia, sowie einige kleinere Ansiedlungen und einzelne Estancias wurden sichtbar; wir fuhren hindurch zwischen der Insel Martin Garcia, wo man argentinische Sträflinge mit Arbeiten in Steinbrüchen beschäftigt, und der am uruguayschen Ufer gelegenen Punta Martin Chico und liefen dann in den Paraná Guazú ein, dessen niedrige und zum Theil sumpfige Ufer mit Schilf, Weiden und dem knorrigen, dornigen Gestrüpp der Espinillos *(Acacia Cavenia)* bestanden sind. Der erste Abend auf dem Riesenstrom war feucht und kühl, einige Kampbrände leuchteten in der Ferne und schienen uns den Weg nach dem Lande im fernen Norden zu zeigen. Am andern Morgen sahen wir auf dem hohen rechten Ufer des Paraná de los Palmas, der sich vom Paraná Guazú rechts abzweigt, die reiche Kolonie Baradero, weiterhin das ansehnliche San Pedro und etwas landeinwärts San Nicolas. Einige grosse Dampfer begegneten uns, von Rosario kommend, welches mit Buenos Aires in sehr regem Verkehr steht;

mehrere Gesellschaften besorgen denselben, sodass man täglich Schiffsgelegenheit hat. Eine Eisenbahn verbindet die beiden Städte noch nicht. Gegen Abend bot uns der westliche Horizont ein grossartiges Schauspiel: fast den halben Gesichtskreis nahmen dunkle Wolken ein und fast unaufhörliches Wetterleuchten erhellte die einbrechende Nacht. Die Luft war schwül und die ersten Moskitenschwärme statteten uns ihren Besuch ab. Bald zogen die Wolken herauf, kurz vor Mitternacht brach ein heftiger Sturm los, die Dunkelheit war eine vollständige, und unser Schiff musste für mehrere Stunden vor Anker gehen. Der nächste Morgen brachte uns nach **Rosario**, einer lebhaften, schnell aufblühenden Handelsstadt von vorzüglicher Lage. Ein ausgedehntes Steilufer tritt dort an den Fluss heran und bietet der Stadt eine gesunde Lage und ungemessenen Raum zur Ausdehnung; der Fluss ist tief und mächtig, sodass grosse Seeschiffe jederzeit bis dorthin gelangen können; das Hinterland ist von ausgiebiger Grösse und ertragsfähig für Viehzucht, Bergbau und zum Theil auch für Ackerbau.

Wir nahmen in Rosario nur Post und Lebensmittel ein und dampften dann weiter. Die lange Stromfahrt war im Ganzen wenig reizvoll; die Ufer sind zum grossen Theil flach, Ansiedlungen sieht man selten; nur hier und da zog auf den weiten Kampstrecken eine weidende Heerde das Auge auf sich; die oft ungeheure Breite des inselreichen Stromes, die wohl stellenweise 6 bis 8 km erreicht, hinderte meist, Pflanzen- und Thierwelt der Ufer näher zu betrachten. Eine angenehme Unterbrechung bildeten die von Norden kommenden Schiffe, theils Dampfer, welche in der regelmässigen Fahrt zwischen Buenos Aires und Montevideo einerseits und den Häfen von Corrientes, Paraná und Matto Grosso andererseits begriffen waren, theils Segler für den langsameren Frachtverkehr. Die Segelschiffahrt auf dem Stromsystem des Paraná befindet sich zum grössten Theil in Händen der Italiener, doch trafen wir auch eine ziemlich grosse Anzahl deutscher Fahrzeuge. Die Fahrt flussaufwärts ist eine langsame und ziemlich beschwerliche, und zahlreiche Fahrzeuge sahen wir unthätig vor Anker liegen, auf Südwind wartend; andere waren durch ungeschickte Führung auf den Sand gelaufen und mussten das nächste Hochwasser abwarten, um wieder freizukommen. Auch einem Dampfer war dieses Missgeschick widerfahren, und unser kleines Schiff vermochte nicht ihn zu befreien. Er führte, wie viele andere, süsse Ladung mit an Bord, Apfelsinen, die in grosser Menge von Paraguay nach den La Plata-Häfen ausgeführt werden. Man versieht die Dächer der Kajüten mit einer Umfassung von Drahtgeflecht und da werden die Früchte zu

goldenen Bergen aufgeschüttet, oft mehrere hunderttausend auf einem Dampfer.

Am 8. früh sahen wir im Westen das ziemlich imposante Santa Fé liegen und kurz darauf unterbrachen wir die Fahrt bei Paraná. Das Steilufer, welches der Fluss dort bespült, hat eine ansehnliche Höhe und lässt unten einen kleinen Raum frei, den eine Hafenansiedlung einnimmt. Die nicht ganz unbedeutende Stadt liegt etwas landeinwärts und kann mit der Pferdebahn in 15 bis 20 Minuten erreicht werden. In dem Laden eines deutschen Juden traf ich daselbst eine grössere Anzahl deutscher Kolonisten, welche ich möglichst genau über ihre Verhältnisse ausfragte. Sie waren von der Kolonie Alvear (südlich von Paraná), stammten aus den russischen Ostseeprovinzen und lebten im siebenten Jahre in Argentinien. Tracht und Sprache der Heimath hatten sie beibehalten; die lange knopfreiche Weste, der lange Rock, die kurze Pfeife fehlten nicht; sie waren sauber aber ärmlich gekleidet. Die Leute hatten eigentlich mehr zu klagen als zu rühmen: die Beamtenwirthschaft sei eine schlechte und unangemessene, die Landloose seien zu klein, Familien von zehn Köpfen bekämen auch nur ein Loos, man pfände ihnen bisweilen Ackergeräth und Vieh weg und verhindere sie so, sich aus den Schulden herauszuarbeiten, die Eingeborenen seien rücksichtslos, ritten ihnen ohne Weiteres über die Ackerfelder, wenn dieselben nicht eingezäunt seien, es sei schwer vor Gericht Recht zu bekommen u. s. w. Mit dem Klima waren die Leute zufrieden, Heuschrecken hatten sie zweimal gehabt, Hagelschauer öfters.

Nördlich von Paraná wurde der Schiffsverkehr schwächer, der Fluss fast noch reizloser. Das linke Ufer war meist steil, das rechte flach, theils sumpfig, theils durch ungeheure Sandflächen gebildet, jedenfalls zur Hochwasserzeit ein weites Ueberschwemmungsgebiet. Jetzt waren die Sandbänke ausgedörrt und der Wind wirbelte mächtige Staubwolken von ihnen auf. Der Fluss lag bisweilen spiegelglatt da und imponirte dann mächtig mit seiner stattlichen Fläche; brauste ein heftiger Wind über ihn hin — wie am zehnten, als der starke Nordwind fast plötzlich in noch stärkeren Süd umschlug —, so gerieth das bräunliche Wasser in unheimliche Bewegung und schaumgekrönte Wellen liessen fast vergessen, dass die Wassermasse ein Fluss war.

Unser Schiffchen hatte in Paraná eine beträchtliche Menge Weizenmehl in Säcken eingenommen (aus Santa Fé-Kolonien entstammend und für Matto Grosso und Bolivia bestimmt), es war übervoll, sodass wir in den folgenden Stationen nur wenig Aufenthalt hatten. Wir liefen im Paraná nach einander noch La Paz, Esquina, Goya, Bellavista, Empedrado und Corrientes an. Bellavista ist

unter diesen Orten landschaftlich am anziehendsten. Es liegt auf einem plateauartigen hohen Ufer, welches ein fester rother sandiger Lehm bildet; nach Nordosten hin hat man einen ziemlich weiten Blick in das Land hinein, welches dort verhältnissmässig baumreich ist und gerade im schönsten Frühlingsgrün prangte. Weiter nördlich waren die Ufer zum Theil bewaldet, besonders das rechte, und wenn wir — was nicht selten der Fall war — ganz nahe am Ufer hinfuhren, konnten wir manche hübsche Baumgruppe betrachten und manche Szene aus dem Thierleben beobachten.

Am 12. früh waren wir in Corrientes, einer freundlichen, ansehnlichen und auch etwas Industrie (Gerberei, Schiffsbau) betreibenden Stadt. Im Laufe des Vormittags desselben Tages erreichten wir den Zusammenfluss von Paraná und Paraguay, wir verliessen den gewaltigen Paraná, dessen breite Masse hier nach Osten abschwenkt, und liefen in den zwischen waldigen Ufern tief und ruhig dahinfliessenden Paraguay ein. Auch dieser ist noch ein mächtiger Strom, mit unsern deutschen Flüssen kaum zu vergleichen, denn selbst in den trockensten Zeiten sinkt seine Breite auf der Strecke bis Asuncion und sogar noch weit darüber hinaus kaum irgendwo unter 400 *m* und seine Tiefe unter 2 *m*. Der Nordamerikaner Page, welcher das Stromsystem des La Plata in den Jahren 1853—56 mit dem Kriegsdampfer »Water Witch« erforscht und den Paraguay bis Corumbá in Brasilien (ca. 19° S. Br.) befahren hat, macht ausführliche Angaben über die Stromverhältnisse des Paraguay [1]). Als mittlere Breite wird man 600 bis 800 *m* annehmen dürfen, bei hohem Wasserstande und an einzelnen Stellen steigt sie aber auf 1000, 1500 und mehr Meter. Bei hohem Wasserstande mass Page unterhalb Asuncion nirgends unter 20 engl. Fuss (6 *m*) Tiefe, stellenweise aber bis 72 Fuss (22 *m*); mehrmals erreichte sein Loth gar nicht den Grund. Bei Hochwasser können daher Seeschiffe mit 16 Fuss (5 *m*) Tiefgang — tiefer gehende können für gewöhnlich die Barre bei der Insel Martin García am Eingang des Stromes (s. o.) nicht passiren — bis Asuncion gelangen, grosse Flussdampfer aber zu allen Jahreszeiten. Die Geschwindigkeit des Paraguay giebt Page zu 2 bis 2½ *miles* (3 bis 4 *km*) in der Stunde an. Wenn der Paraguay Hochwasser führt, überschwemmt er weithin die Ufer, besonders das meist flache rechte; nicht selten reicht das Wasser dann bis hoch in die Kronen der Bäume hinauf, und man kann in Booten zwischen den Fieder- und Fächerblättern der Palmen

---

[1]) Thomas J. Page, *La Plata, the Argentine Confederation, and Paraguay.* London 1859. Trübner & Co., S. 107, 114, 115, 131.

dahinfahren. Nur an steilen Ufern findet man daher Ortschaften, wie auch am Paraná. Diese Steilufer (Barrancas) finden sich in beiden Strömen vorwiegend am linken (östlichen) Ufer, was Page (s. o.) und den englischen Reisenden Johnston veranlasst hat [1]), im Stromsystem des Paraná eine hervorragende Bestätigung des Baerschen Gesetzes von der durch die Rotation der Erde bewirkten Ablenkung der Flüsse auf der nördlichen Halbkugel nach rechts, auf der südlichen nach links zu finden. Es ist bekannt, dass dieses Gesetz vielfache Widerlegung gefunden hat; auch bestätigen Paraná und Paraguay es nur theilweise, denn auch das rechte Ufer hat Barrancas und zwar zum Theil recht ausgedehnte (z. B. Villa Formosa, Cerrito, Rosario, San Nicolas u. s. w.).

Die Fahrt auf dem Paraguay war fesselnder als die auf dem Paraná; wir fuhren meist an einem der Ufer entlang und konnten versuchen, die üppigen, wenn auch nicht hohen Waldungen mit den Augen zu durchdringen. Unter den Waldbäumen fesselten die Palmen, die wir alle hier zum ersten Mal im Freien sahen, besonders unsere Aufmerksamkeit. Eine reiche Vogelwelt belebte die Ufer: Entenschwärme kreuzten den Fluss, Taucher und Reiher hockten auf trocknen Bäumen und Aesten am Ufer, lauerten auf Beute und liessen sich oft durch die vom Schiff aus abgegebenen Schüsse ungeübter Schützen kaum verscheuchen. Von den Krokodilen und Tigern (Jaguaren), von denen es nach manchen Reiseberichten an den Ufern nur so wimmeln soll, sah ich nichts; doch habe ich von glaubwürdigen Personen erfahren, dass die Krokodile, dort Yacarés genannt — übrigens recht unschädliche Thiere —, allerdings bisweilen in grosser Anzahl die Ufer beleben sollen. Auch der historische Reiz fehlte der Fahrt nicht, denn wir passirten nach einander all die Stellen, welche durch den scheusslichen Lopezschen Krieg berühmt geworden sind; bei dem vielgenannten Humaitá ist vom Fluss aus von den Festungswerken kaum noch etwas zu sehen; ein kleiner Ort, um eine Kirchenruine gruppirt, ist alles, was man dort am hohen gewundenen Steilufer bemerkt.

Herrlich war der erste Abend auf dem Paraguay: die Luft war mild und still, der Wasserspiegel unbewegt, der Mond stand fast voll am Himmel, zahllose Leuchtkäfer schwärmten in Wald und Gras, das Quaken der Froschheere klang melodisch vom Ufer herüber, die Laune der Reisenden war die beste. Freilich hatten wir nun auch

---

[1]) Page, a. a. O. S. 135. — Keith Johnston, *Proceedings of the Royal Geographical Society. Vol.* XX, S. 498 ff. (London 1876).

eingehendere Bekanntschaft mit den Moskitos zu machen, welche mehrere der Reisenden, die es versuchten, mein Nachtlager auf Deck zu theilen, wieder in die Kajüte trieben. Am folgenden Tage war das Landschaftsbild weniger freundlich, denn der trübe Himmel sendete fast unaufhörlich Regen herab.

Nördlich von Humaitá legten wir noch bei Villa del Pilar, Villafranca, Villa Formosa (am rechten Ufer; argentinische Chacokolonie, welche vom Flusse aus einen ziemlich kümmerlichen Eindruck macht) und Villeta an. Am 14. November tauchten mit der Morgendämmerung die Hügel von Asuncion auf, und um 5 Uhr warfen wir beim herrlichsten Wetter Anker.

Die Lage von Asuncion ist schön zu nennen und lässt begreifen, warum die Spanier hier die erste Ansiedlung im Stromgebiet des La Plata gründeten (1536). Ein fruchtbares Plateau, welches zum grossen Theil 60 bis 80 m über das Niveau des Flusses emporragt, sich nach Ostsüdosten bis Paraguarý [1]) erstreckt und mit seinen hügeligen Rändern westlich zum Paraguay, nordöstlich zur Thalfurche Pirayú - Lagune Ypacaraý - Rio Salado, südlich zum Sumpfgebiet der Lagune Ipoá abfällt, tritt bei Asuncion an den Strom heran und bildet mit seinem rothen Gestein ein schönes Steilufer, bis an dessen Rand die Gebäude herantreten. Diese Barranca ist etwa 20 *m* hoch, und das Terrain steigt dann noch etwas nach dem Innern der Stadt, so dass die Hauptstrasse, Calle de las Palmas, rund 25 *m* über dem mittleren Wasserstande des Paraguay liegt [2]). Kurze steile Schluchten furchen an mehreren Stellen die Barranca, von kleinen Wasserläufen durchflossen und mit Buschwerk begrünt. In einer dieser Schluchten ist das Wasser in einer hölzernen Rinne gesammelt und bildet einen kleinen Wasserfall, Chorro genannt, welcher als Bad benutzt wird.

---

[1]) Die Ortsnamen in Paraguay gehören theils der spanischen Sprache, theils der einheimischen Indianersprache, dem Guaraní, an. Letzteres unterscheidet sich lautlich, besonders im Vokalismus, wesentlich von den europäischen Sprachen, es würde daher schwierig — und gleichzeitig zwecklos — sein, die Aussprache der Namen genau durch die Orthographie anzudeuten. Der schwierigste und dabei sehr häufig vorkommende Laut im Guaraní ist ein tief gutturales i, welches sich fast einem offenen u mit nachgehauchtem g nähert; ich werde dasselbe mit y bezeichnen. Vor Vokalen entspricht indessen y (nach Massgabe der spanischen Orthographie) unserem j; die eingebornen Paraguayer sprechen es aber wie dj (vgl. unsern holsteinischen Dialekt), also z. B. statt Pirayú Piradjú u. s. w. — Das gutturale i, y, bedeutet als Wort Wasser, kommt daher in Ortsnamen ungemein oft vor.

[2]) Der (mittlere) Wasserspiegel des Paraguay bei Asuncion liegt nach den Beobachtungen der Johnstonschen Expedition 321 englische Fuss = 98 *m* über dem Meeresspiegel. S. Johnston, a. a. O. S. 508.

Der Fluss fliesst bei Asuncion eine kleine Strecke nach Westen, so dass die Front der Stadt ziemlich nach Norden schaut. Oberhalb des Hafens begleitet ein todter Flussarm, Lagune genannt, das Ufer, während der Hauptstrom nördlich bleibt; eine schmale Landzunge, bei etwas steigendem Wasserstande Insel, bei hohem Wasser ganz überschwemmt, trennt die Lagune vom Hauptstrom; ihre ruhenden Gewässer sind ein Lieblingsaufenthalt der Yacarés, und ihre Oberfläche ist mit den riesigen Blättern und Blüthen der *Victoria argentina*, einer nahen Verwandten der *Victoria regia*, geschmückt. Einen vortrefflichen Blick auf Asuncion und seine Umgegend hat man von dem die Spitze eines Hügels im Südwesten der Stadt einnehmenden brasilianischen Kirchhofe, welcher aus der Zeit der Besetzung der Stadt durch Brasilianer nach dem grossen Kriege stammt: das Auge schweift weithin über die Stadt und ihre Vorstädte, über die Hügel des oben erwähnten Plateaus, hinüber in die Flachlandschaften des Chaco, verfolgt weithin den Lauf des Flusses und ruht im Norden auf den Ausläufern der Cordillere von Altos, als deren letzte Vorposten man die wenigen vereinzelten Hügel bei Villa Hayes, früher Villa Occidental genannt, auf dem rechten Ufer des Stromes betrachten kann.

Der Hafen war bei unserer Ankunft lebhafter, als es sonst der Fall zu sein pflegt: acht Dampfer lagen daselbst vor Anker, darunter ein argentinischer, ein brasilianischer und das jetzt einzige paraguaysche Kriegsschiff; dazu eine ziemliche Anzahl von Segelschiffen verschiedener Grösse. An der Landungsstelle für Passagiere, in dem kleinen und ziemlich elenden Zollhause und auf der Landungsbrücke herrschte reges Leben, sodass der erste Eindruck kein ungünstiger war. Die Einrichtungen zum Löschen und Laden der Schiffe sind übrigens ziemlich primitiv und auch für den Hafen scheint nicht viel gethan zu werden. Derselbe könnte wahrscheinlich verbessert werden, wenn man es versuchte, die sogenannte Lagune zum Hauptbett des Flusses zu machen und so die Strömung nach dem linken Ufer hinzudrängen.

Ich nahm in Asuncion für einige Tage Aufenthalt, um mich von der langen Wasserfahrt etwas zu erholen und mir Stadt und Umgegend anzusehen.

So freundlich Asuncion von aussen, namentlich von den Spitzen der umgebenden Hügel und vom Flusse her aussieht, so wenig erbaulich zeigt es sich bei Betrachtung des Inneren. Der bewohnte Theil des Stadtgebiets ist klein, die sich meist rechtwinklig schneidenden Strassen sind gänzlich verwahrlost, von Pflaster findet man nur verschwindende Spuren, im übrigen nimmt tiefer rother Sand die meisten Strassen ein, in welchem drei Maulthiere eine kleine zweiräderige

Karrete oft nur mit Mühe fortschaffen können, namentlich wenn nach Regen die Strasse tief durchweicht ist. Die Fusswege haben oft eine halsbrecherische Höhe und müssen an den Strassenkreuzungen nicht selten kunstvoll erklettert werden; sie sind meist aus Ziegeln gemacht und stammen aus Lopezschen Zeiten, wo es im Lande allein vierzehn nur Regierungszwecken dienende Ziegeleien gab. Nur einige Hauptstrassen werden Abends ein wenig durch Petroleum erleuchtet, sodass man, wenn Mondschein fehlt, wirklich Vorsicht bei abendlichen Wanderungen anwenden muss, wenn man nicht ganz genau Bescheid weiss. Manche Strassen sind dicht mit Gras bewachsen, auf den Plätzen, namentlich auf dem Marktplatz, ziemlich in der Mitte der Stadt, wechseln Grasflächen mit Schmutz- und Wasserlachen, aus denen Abends ein vielstimmiges Froschkonzert erschallt. Die Häuser bestehen meist nur aus einem Erdgeschoss und sind nach maurischer Art gebaut, mit einem Hof in der Mitte, die Fenster sämmtlich stark vergittert. Ueber das Gewirr der kleinen bedeutungslosen Häuser erheben sich traurige Zeugen vergangener Pracht, verfallene oder unvollendet gebliebene Bauten aus der Zeit der Diktatoren Carlos Antonio Lopez und Francisco Solano Lopez: nahe dem gegenwärtig benutzten elenden Zollschuppen die Reste einer grossartig angelegten, von Säulenhallen umgebenen »Aduana«, etwas weiter westlich am Flussufer die Ruinen eines Arsenals mit Werften; dort wurden Kriegsschiffe gebaut, Kanonen gegossen u. s. w; gleich östlich vom Hafen der schöne Lopezsche Palast, ein Gebäude im gefälligen modernen Rundbogenstil, mit der Hauptfront dem Flusse zugekehrt, mit zwei Flügeln der Stadt, fast ganz aus Eisen und dem vortrefflichsten Sandstein von den Ausläufern der Cordillere von Altos gebaut, von einem luftigen Thürmchen gekrönt. Der Bau trägt noch Spuren von den Bomben der Brasilianer, auch haben die Bewohner von Asuncion die Zerstörung langsam fortgesetzt: keine Glasscheibe sieht man in den Fenstern und allenthalben sind grosse Bausteine losgelöst, welche in den umgebenden Häusern irgend welche Verwendung gefunden haben. Es wäre wirklich verdienstlich, diesen herrlich gelegenen und geschmackvoll geplanten Bau zu vollenden. Die Kosten der Herstellung werden auf 80000 Patacons (320000 Mark) veranschlagt. Neben dem Marktplatz erhebt sich ein unvollendet gebliebenes »Pantheon«, welches als Kirche und vielleicht auch als Mausoleum dienen sollte; nahe dem Bahnhofe nehmen die Reste eines unvollendet gebliebenen Theaters ein ganzes Strassenviereck (Cuadra) ein; der Bahnhof selbst ist weit grossartiger angelegt, als die jetzigen Verkehrsverhältnisse es erfordern. Das geschäftliche Leben von

Asuncion konzentrirt sich in der nächsten Umgebung des Hafens und in einer Hauptstrasse, der Calle de las Palmas, wo alles liegt, was Asuncion an Läden und Bureaux von einiger Bedeutung aufzuweisen hat. Nur in dieser Strasse und am Hafen findet man auch regelmässig einiges Leben, ausser in den durch keine Thätigkeit gestörten Stunden der Siesta. Zwischen dieser Strasse und dem Markt liegt auch die Hauptmarkthalle, welche in den frühen Tagesstunden ein lebhaftes Bild darbietet. Schon am Abend vorher oder in der Nacht kommen die Frauen der Gegend mit ihren Produkten, die sie entweder selbst auf dem Kopfe tragen oder in den Packkörben eines Lastthieres unterbringen, zur Stadt; sie nächtigen in den Säulengängen der Halle und sind dann mit dem frühesten zur Stelle. In der Markthalle findet man alles vereinigt, was das Land an Lebensmitteln hervorbringt: Fleisch, Mais, Bohnen, Manioca, Reis, Bataten, Kartoffeln, Erdnüsse, Mohrrüben, rothe Rüben, Kohl, Radieschen, Salat, Melonen, Kürbisse, Wassermelonen, Tomaten, Zwiebeln, Pfeffer, Apfelsinen, Zitronen, Weintrauben, Guayaveäpfel und zahlreiche andere Früchte, Dulces (Süssigkeiten), aus Miel (eingedicktem Zuckerrohrsaft) und Erdnüssen oder Maniocamehl gemacht, Chipá (landesübliches Brot aus Mais- oder Maniocamehl mit Fett, Eiern und Käse, bisweilen auch mit Fleisch bereitet) u. s. w., ferner Taback und Zigarren, Seife, Lichte, Töpfergeschirr, Hängematten, Stickereien, europäische Industrieprodukte schlechtester Sorte, lebende Thiere, wie Papageien, Affen, Waldhühner, Tukane u. s. w. Die Verkäuferinnen sind fast ausnahmslos in leichte Gewänder von weissem Baumwollenstoff gekleidet. Durchstreift man ihre Reihen, um unter den braunen Schönen solche herauszufinden, welche diesen Namen wirklich verdienen, so wird man allerdings oft unverrichteter Sache die Halle wieder verlassen.

Zwei Schienenstrassen durchziehen die Stadt, eine für Eisenbahnwagen, nahe dem Flusse, vom Hafen zum Bahnhof führend, eine zweite für Pferdebahnwagen, ebenfalls den Hafen mit dem Bahnhof verbindend, aber auf einem andern Wege, durch die genannte Hauptstrasse und eine Parallelstrasse derselben. Ein Wagen kann auf dieser Linie meistens den Verkehr bewältigen, und auch dieser würde oft genug leer fahren, wenn er von den Bewohnern der Hauptstadt nicht auch zu Spazierfahrten benutzt würde. Dieser Gewohnheit kommt der englische Unternehmer dadurch entgegen, dass er in den angenehmsten Tagesstunden, während der Abendkühle, ein paar Musiker auf den Wagen setzt, welche unausgesetzt lustige Weisen spielen.

Das Stadtgebiet umfasst die ansehnliche Fläche von 5 Quadrat-

leguas[1]) oder 88 *qkm*, wovon natürlich nur der kleinste Theil durch die eigentliche Stadt eingenommen wird. Bald lösen sich die Häuserreihen in einzelne Häuser auf, die anmuthig zwischen Gärten liegen, und dann muss man ansehnliche Wegstrecken zurücklegen, bis man zu den noch auf dem Stadtgebiet gelegenen Orten (Vorstädten) Trinidad (Nordosten), Recoleta (Osten) und Lambaré (Süden) kommt. Die offizielle Angabe von »nicht unter 18000 Einwohnern«[2]), sowie andere ähnliche Angaben, beziehen sich auf dieses ganze Gebiet; auf die eigentliche Stadt mögen vielleicht zwei Drittel der gesammten Summe kommen. Von diesen etwa 12000 Bewohnern bilden Ausländer — Argentiner, Spanier, Franzosen, Deutsche, wenige Engländer und sehr zahlreiche Italiener — einen ansehnlichen Bruchtheil. Auch ein Element von nur noch historischem Interesse umschliesst die Bevölkerung von Asuncion, den Rest des einst mächtigen Stammes der Payaguá, welche früher weithin an dem linken Ufer des Flusses wohnten. Vielleicht noch funfzig Köpfe stark leben sie jetzt in einer kleinen Ansiedlung zwischen dem Palast des Lopez und dem Flusse; sie beschäftigen sich mit der Herstellung kleiner hübscher Industrieerzeugnisse zum Verkauf namentlich an Fremde. Bogen und Pfeile, mit Radirungen verzierte Tassen und Töpfe, goldene und silberne aus drei, fünf, sieben und mehr Theilen bestehende und kunstvoll zusammenzufügende Fingerringe, Wedel aus Straussfedern, Gewebe, Spitzen u. s. w. bieten sie zu mässigen Preisen an. Ein »Kazike« steht an der Spitze dieses kleinen Völkerrestes; ich sah ihn sowohl wie die Frau Kazikin, den Stammhalter und ein jüngeres Schwesterchen, lauter unvermischte Indianertypen von dunkler bronzener Hautfarbe, straffem, reichlichem Haarwuchs, etwas breiter Gesichtsbildung, hübschem Körperbau, zierlichen Extremitäten und wenig belebten, etwas stumpfsinnigen Mienen.

Wer Asuncion besucht, versäume es nicht, die Umgegend ausgiebig zu Pferde, in kühler Jahreszeit auch zu Fuss zu durchstreifen; die Wege der Umgebung sind reizend; reiche Vegetation, stellenweise schöne Fernsichten, das höchst idyllische Leben der Eingeborenen geben reichlich Unterhaltung und Belehrung. Ab und zu stösst man auf einen besser gehaltenen Landsitz, der einem der Wohlhabenden von Asuncion gehört, oder auf die Anlage eines fleissigen italienischen Gärtners, auf eine der Villen, welche für die Mitglieder der Lopezschen

[1]) Die paraguaysche Legua ist 4192,83 *m* lang.

[2]) Benigno T. Martinez, *El Paraguay. Memoria bajo el punto de vista industrial y comercial, en relacion con los paises de la Plata.* Buenos Aires 1882. (Verfasst bei Gelegenheit der Kontinentalen Ausstellung in Buenos Aires 1882.)

Familie erbaut wurden u. s. w. Der deutsche Vicekonsul, Herr H. Mangels, wird nicht verfehlen, dem Reisenden, der ihn aufsucht, seinen an der Strasse nach San Lorenzo gelegenen Landsitz (Quinta) zu zeigen, welcher in der That eines Besuches werth ist. Herr Mangels hat dort mit vieler Mühe und grossen Kosten einen Garten angelegt, in welchem er mit allen möglichen Kultur- und Zierpflanzen Versuche anstellt, und welcher den Beweis liefert, dass Paraguay fähig ist, eine unendliche Mannigfaltigkeit von Produkten herzugeben. Man findet da Wein, Orangen, süsse Zitronen, Birnen, Bananen, Pfirsiche, Thee, Kaffee, die afrikanische Dattelpalme, den Kampherbaum, Hickory, Bluteiche, eine vielfach wild vorkommende, Indigo liefernde Pflanze, Gummibäume, ein Gras, dessen Wurzel ein vorzügliches Parfüm liefert, den Johannisbrotbaum, mehrere fremde Nadelhölzer, Rosen u. s. w.

Für den Aufenthalt des Fremden in Asuncion ist genügend gesorgt; mehrere Hôtels (Hispano-Americano, de Roma, de Europa u. a.) befriedigen Ansprüche, die nicht gerade zu hoch geschraubt sind; freilich muss man es sich oft gefallen lassen, nach Landessitte mit beliebigen anderen Reisenden zusammen in einem Zimmer untergebracht zu werden. Man zahlt gewöhnlich 15 Realen = 6 Mark täglich und bekommt dafür Wohnung, Kaffee und zwei ausgiebige Mahlzeiten, die eine um 10 oder 11 Uhr, die andere gegen Abend. Zur Zeit meiner Ankunft bestand sogar ein deutsches Hôtel in Asuncion, welches leider — unnöthiger Weise — bald einging. Vergnügungen und Zerstreuungen bietet die Stadt wenig; das Leben ist einförmig und auf die Dauer wahrscheinlich langweilig. Die Leute besuchen sich in ihren Geschäftslokalen und Abends in ihren Wohnungen, wobei es nicht Gebrauch ist sich zu bewirthen; sie erwarten mit Ungeduld die Ankunft jedes Dampfers, flaniren des Abends in der Hauptstrasse oder hören auf der »Plaza«, einer kleinen Anlage bei dem Cabildo (Kongresshaus), die Militärmusik, welche natürlich nur recht bescheidenen Ansprüchen genügen kann. Zeitweilig werden geringwerthige Leistungen im Theater geboten. Das eine oder andere Fest bringt eine Abwechselung; so wurde z. B. am 25. November, dem Gedenktage der Beschwörung der neuen Konstitution (1870), eine Regatta auf dem Paraguay veranstaltet. Jedes ungewöhnliche Ereigniss bietet wochenlang Unterhaltungsstoff und versetzt die Bevölkerung in eine gewisse Aufregung. In hohem Grade war dies der Fall, als Mitte November die bolivianische Chacoexpedition nach glücklicher Durchkreuzung und Erforschung des Chaco in Asuncion eintraf. Die geistige Nahrung, welche der Mehrzahl der Bevölkerung zukommt, ist etwas

kümmerlich und wird durch zwei wenig bedeutende Lokalblätter (La Democracia und La Reforma) vermittelt.

Unter den Persönlichkeiten, welche ich in Asuncion kennen lernte, nenne ich Herrn v. Gülich, den einen der Experten, welche von Leipzig aus nach Paraguay gesandt wurden. Er war nach Abreise der beiden andern Herren noch im Lande geblieben, hatte umfangreiche Reisen ausgeführt und ist der einzige von den dreien, welcher wirklich einen ansehnlichen Theil des Landes aus eigener Anschauung kennt. Von den in Asuncion ansässigen Deutschen sind mir besonders Herr Vice-Konsul Mangels und Herr Metzler, Direktor des Einwanderungswesens, bei den Vorbereitungen zu meiner Reise behülflich gewesen, wofür ich ihnen viel Dank schulde.

2. Besuch von San Bernardino.

Am 19. verliess ich Asuncion, um der Staatskolonie für Deutsche San Bernardino einen Besuch abzustatten. Zu diesem Zwecke muss man sich der einzigen Eisenbahn des Landes anvertrauen, welche ursprünglich bis Villa Rica führen sollte, aber nur bis Paraguarý, 72 *km* weit, vollendet wurde. Der Bau dieser Bahn wurde im Jahre 1859 begonnen, und 1863 wurde die erste Strecke (40 *km*) dem Verkehr übergeben. Gegenwärtig ist sie ziemlich verwahrlost, versieht aber doch ihren Dienst. Der Fahrdamm ist vielfach stark von Vegetation überwuchert und wird allgemein als Fuss- und Reitweg benutzt, wobei allerdings die vielen Brücken, bei welchen die Zwischenräume zwischen den Balken nicht ausgefüllt sind, etwas stören; man muss stets vom Damm hinunter und dann wieder hinauf reiten. Der Verkehr auf der Bahn ist kein sehr bedeutender und kann durch vier Züge wöchentlich [1]) (Sonntag, Montag, Mittwoch, Freitag) bewältigt werden. Die Züge fahren früh um halb sechs Uhr (in der dunkleren Jahreszeit eine halbe Stunde später) von Asuncion ab und kehren gegen Abend wieder dahin zurück. Geheizt wird mit Holz. Eine grosse Schnelligkeit entwickeln die Züge nicht, sodass man zu der kleinen Strecke von 72 *km* gewöhnlich fünf Stunden braucht. Das rollende Material der Bahn befindet sich in keinem glänzenden Zustande, da es an Kapital zu Neuanschaffungen fehlt. Nicht weniger als vier Wagenklassen hat man einzurichten für nöthig befunden; die Wagen der ersten Klasse sind in Coupés zertheilt, haben Rohrsitze und Glasfenster; in der zweiten findet man hölzerne Längsbänke und Glasfenster; in der dritten fehlen die Scheiben und die Bänke sind

---

[1]) Neuestens soll die Zahl derselben vermehrt sein.

einfacher; die vierte wird von ganz offenen Wagen gebildet, unsern Lastwagen ähnlich, auf welchen man dem Funkenregen der Lokomotive schutzlos preisgegeben ist. Schon in den anderen Wagenklassen macht sich derselbe oft unangenehm bemerkbar, wie man auch vor Regen in denselben nicht völlig geschützt ist. Der Dienst wird nach unsern Begriffen lässig gehandhabt, und man darf nicht erstaunen, wenn der Zugführer sich, die amtlichen Papiere lose in der Hand, auf die Stufen des Wagenperrons setzt und ein kleines Erholungsschläfchen macht. An jeder Station wird reichlich lange gehalten und alles läuft dann hinaus, um sich durch einen Trunk zu restauriren oder den eingeborenen Frauen, die sich stets massenhaft einfinden, etwas Essbares abzukaufen. Namentlich auf der zweiten Station Luque entwickelt sich immer ein kleiner Marktverkehr. Es werden gebratene Hühner, Chipá (s. o.), Apfelsinen, Trauben, ferner auch Zigarren, Stickereien u. s. w. zu billigen Preisen feilgeboten. Nicht selten hält der Zug auch zwischen den Stationen, sei es um Athem zu schöpfen, sei es um auf besonderen Wunsch Passagiere abzusetzen oder aufzunehmen.

Die Eisenbahn wendet sich von Asuncion aus zuerst nordöstlich und geht dann im Thale der Lagune Ypacaraý und des Flusses Pirayú entlang, theils über Weideland, theils durch reich bewohnte und gut angebaute Strecken, wie zwischen Luque und Areguá, wo man zu beiden Seiten nette kleine Häuser, versteckt zwischen Orangen- und Bananenhainen und umgeben von sauber gehaltenen kleinen Pflanzungen, sieht. Die Fahrt hat auch landschaftlichen Reiz: zur Rechten hat man immer den bewaldeten Abfall des Hochlandes zwischen Asuncion und Paraguarý, zur Linken bald den glänzenden Wasserspiegel der Lagune und jenseit die sogenannte Cordillere, einen gleichmässig verlaufenden Höhenzug, von unten bis oben bewaldet, gegenüber der Station Patiño-cué von einer Lichtung unterbrochen, auf der man einige Häuschen unterscheiden kann — den »Stadtplatz« der Kolonie.

Ich fuhr bis zur fünften Station Tacuarál, welche zunächst dem Südostende der Lagune liegt, und fand dort meine Reisegefährten von der »Bahia« noch vor, obgleich sie drei Tage früher Asuncion verlassen hatten. Die Karreten zur Beförderung des Gepäcks waren wegen verspäteter Benachrichtigung des Koloniedirektors noch nicht angekommen. So hatte ich Gelegenheit, die Schicksale der Leute noch weiter zu theilen. Eben waren die Karreten eingetroffen, die Sachen wurden aufgeladen und dann ging es nordwärts zum Uebergang über den Pirayú, wir zu Fuss hinter den beladenen Wagen her.

Abseits der Eisenbahn ist die Karrete überall neben Lastthieren das einzige Beförderungsmittel für Lasten aller Art, von den Strassen Asuncions angefangen bis in die äussersten Winkel der Yerbawälder des Ostens. Zwei riesige hölzerne Räder, oft bis $2\frac{1}{2}$ *m* im Durchmesser, sind durch eine schwere hölzerne Axe mit einander verbunden; auf dieser ruht ein bis 4 *m* langer Rahmen, dessen Mittelholz sich zur sehr massiven Deichsel verlängert und welcher mässig hohe Seitenwände aus Holz oder mit Strohgeflecht und ein gewölbtes Dach aus Häuten oder gleichfalls aus Strohgeflecht, trägt. An der echten paraguayschen Karrete ist keine Spur von Eisen; in neuester Zeit verwendet man jedoch bisweilen eiserne Radreifen und stellt auch das Dach und die Wände nicht selten von Blech her. Eine Karrete hat bis 100 Arroben (1150 *kg*) Tragkraft und wird gewöhnlich von sechs Ochsen gezogen. Man legt denselben paarweise ein langes, starkes hölzernes Joch auf den Nacken und schnürt ihre Hörner durch Riemen an dasselbe fest. Das hinterste Paar wird mit einer Stange von der Karrete aus angetrieben; ausserdem ragt, in Schlingen oder Haken ruhend, eine lange Stange wagerecht bis über das vorderste Paar, zwei senkrecht nach unten angesetzte Stacheln tragend, mit welchen die beiden vorderen Paare angetrieben werden. Einem Karretenzug pflegt ein »Capataz« (Aufseher) voraufzugehen, welcher den Weg beachtet, um den Schäden desselben auszuweichen und seine Vortheile zu benutzen. Man fettet die Achsen der Karreten nur selten ein, so dass sie meistens ein ohrenzerreissendes und unglaublich weit hörbares Quietschen ertönen lassen.

Es hatte stark geregnet und das Thal des Pirayú war zum Theil in Sumpf verwandelt. Bald mussten wir Fussgänger in kurzen Zwischenräumen hinten auf die Karreten aufsteigen, um uns so über die Sumpfstrecken schaffen zu lassen; aber auch dieses Mittel liess uns bald im Stiche, im tiefsten Sumpfloch blieben die Karreten stecken, wir mussten absteigen und sehen, wie wir weiter kamen, während von der folgenden Karrete ein Paar Ochsen gelöst wurden, um den vorderen drei Paaren zu helfen. Wir patschten durch die Sümpfe, so gut es gehen wollte und erreichten den Pirayú, der leicht zu durchfahren war. Jenseits wurde das flache Thal trockner und wir näherten uns der Cordillere. Tief eingerissen, bald sandig, bald steinig, durch wuchernde Vegetation halb gesperrt, manchmal wie in Stufen aufwärts gehend, wand der Weg sich empor. Mit endloser Mühe schleppten die Ochsen ihre Last zur Höhe. Zum Glück ist der Anstieg nicht hoch, und bald zog sich der Weg wieder in leidlicher Verfassung dahin. Unmittelbar vor Sonnenuntergang erreichten wir auf der Höhe

eine Lichtung und genossen eins der schönsten Landschaftsbilder, die Paraguay zu bieten vermag: glühend sank die Sonne im Westen, der weite Wasserspiegel zu den Füssen des Gebirges erglänzte purpurn, die Hügel in der Gegend von Areguá hoben sich scharf vom Horizont ab, tiefe Ruhe und Waldeinsamkeit um uns her, nur ab und zu unterbrochen von dem höchst eigenthümlichen Ton, welchen der »Eisenbahnvogel« (eine Zikade) hervorbringt und welcher das Pfeifen einer Lokomotive täuschend nachahmt. Schnell sank die Nacht hernieder; nur der westliche Horizont strahlte noch lange in nordlichtartigem Schein: es war die bekannte meteorologische Erscheinung des vorigen Jahres, die ich hier zum ersten Male und dann noch sehr oft beobachtete. Die Bewohner des ersten deutschen Kolonistenhauses, das wir bald darauf antrafen, lächelten ungläubig, als ich ihrer Erklärung, es sei ein Südlicht, keinen Glauben beimessen wollte.

An dem zweiten Kolonistenhause machten wir längere Rast und ich quartirte mich dort ein, während die Auswanderer nach Altos weiterzogen, wo sie vorläufig untergebracht wurden.

Die »Cordillere«, auf welcher ich mich nun befand, ist ein niedriger Gebirgszug, welcher am Paraguay in der Gegend von Emboscada beginnt, in südöstlicher Richtung bis Paraguarý streicht, sich dort nach Osten wendet und bald darauf in die nach Süden streichende sogenannte Cordillerita (kleine Cordillere) übergeht. Vom Thal der Lagune und des Pirayú aus steigt das Gebirge ziemlich steil empor, oben dehnt es sich mehr plateauartig aus und nach Nordosten fällt es ziemlich allmählich nach dem Thal des Pirebebuý hin ab. Die Höhe der von mir beim Aufstieg überschrittenen höchsten Stelle habe ich zu 290 *m* über dem Meeresspiegel berechnet; über 400 *m* wird sich das Gebirge wohl schwerlich irgendwo erheben. Die Hauptmasse des Gebirges scheint aus grauen und röthlichen Sandsteinen zu bestehen, welche auch das Material zu den Palästen des Lopez geliefert haben (s. o.); auf dem Rücken der Cordillere ist der Sandstein jedoch von der sogenannten »rothen Erde« überlagert, einem stark eisenhaltigen sandigen Thonboden, dessen Fruchtbarkeit mit Recht gerühmt wird. Das Gebirge ist zum grössten Theil bewaldet.

Der Kolonist, bei dem ich Unterkunft gefunden hatte, war ein biederer Oberösterreicher, der schon an zwei Stellen in Brasilien kolonisirt hatte und dann über Argentinien, wo ihm die den Kolonisten gestellten Bedingungen nicht gefielen, nach Paraguay gekommen war. Seine Behausung und ihre Umgebung hatten ein echt paraguaysches Aussehen, denn er hatte das Anwesen einem Eingeborenen abgekauft, was vielfach von seiten der Kolonisten geschehen ist.

Sie zahlen den Eingeborenen eine Summe von 100, 200, 250 Mark und übernehmen dafür die Gebäude, Zäune und die stehende kleine Ernte, ohne indessen den Grund und Boden zu erwerben, der den Eingeborenen gewöhnlich gar nicht gehört. Unter Gebäuden muss man sich nicht viel vorstellen, denn man braucht dort wenig der Art. Ein »Rancho« (Hütte), wie ihn mein Oberösterreicher bewohnte, ist leicht errichtet: sechs Pfosten, zwei längere und vier kürzere, werden in den Boden gepflanzt und dienen als Träger eines mässig spitzen Daches, das gewöhnlich von *paja colorada*, einem hochwachsenden starken Kampgrase, hergestellt wird; etwa die Hälfte des überdachten Raumes wird mit Wänden versehen aus Flechtwerk und Latten, mit Lehm, den die rothe Erde liefert, verschmiert; die andere Hälfte bleibt als offene Vorhalle. Der geschlossene Raum enthält meist nur ein oder zwei ganz kleine Fenster. Unter dem Dache der Vorhalle wird alles aufbewahrt, was vor Nässe geschützt sein muss, Lebensmittel aller Art, Sattelzeug, Stricke, Riemen u. s. w. Das ist das »Haus«; nahe bei demselben findet man dann die »Küche«, ein einfaches Dach, auf einigen Pfosten ruhend, auf dem Boden eine Feuerstelle. Einen Backofen, aus rothem Lehm oder aus Ziegeln gebaut, findet man schon nicht bei jedem Rancho, oft fehlt auch die Küche, und man kocht unter einem Baum oder bei schlechtem Wetter unter der Vorhalle. Meist in der Nähe des Hauses, selten eine kleine Strecke in den Wald hinein, liegen die kleinen Pflanzungen, alle von starken Zäunen umgeben, denn Niemand braucht für Schaden aufzukommen, den sein Vieh in uneingezäunten Pflanzungen anrichtet, und schwache Zäune wissen alte Bursche von Stieren und Ochsen mit dem grössten Geschick zu zerstören. Das Haus meines Gastfreundes war von einer ansehnlichen Menge stattlicher Apfelsinenbäume umgeben, mächtige Stämme von 12 bis 15 *m* Höhe, mit dichten dunkelgrünen Kronen, aus denen zahlreiche Früchte in verschiedenen Stadien der Reife hervorschimmerten. Ganz neu im Walde angelegte Niederlassungen erfreuen sich natürlich nicht dieser Annehmlichkeit.

Das Kolonialgebiet hat die beträchtliche Ausdehnung von 25 Quadratleguas (440 qkm; 8 Quadratmeilen), beginnt unten am See, zieht sich das Gebirge hinauf und weit auf dem plateauartigen Rücken desselben hin. Die Kolonisten wohnen auf diesem Gebiet ziemlich zerstreut, so dass sie wenig Verkehr unter einander haben, und dass man mehrere Tage braucht, um einigermassen einen Ueberblick zu gewinnen. Ich durchstreifte die Kolonie theils in Begleitung meines Oberösterreichers, theils in Begleitung des Sekretärs der Koloniedirektion nach verschiedenen Richtungen, ohne indessen alle

Kolonisten oder auch nur alle Ansiedlungsgruppen aufgesucht zu haben. Die Kolonie hat gegenwärtig zwei Mittelpunkte, den sogenannten »Stadtplatz« unten am See oder das eigentliche San Bernardino und das Oertchen Altos oben auf dem Gebirge, was bei manchen die Vorstellung erweckt hat, als seien zwei verschiedene neue deutsche Kolonien vorhanden. Altos, eine der ältesten Gründungen in Paraguay (1638) [1]), unterscheidet sich von den übrigen kleinen Flecken und Städtchen des Landes nicht wesentlich: eine grosse flache Kirche mit rohen Säulenhallen an den Seiten steht in der Mitte eines weiten, dicht mit Graswuchs bedeckten Platzes, welcher allgemein als Pferdeweide benutzt wird. Denselben umgeben, theils in geschlossener Reihe mit entlang laufenden Säulengängen, theils einzeln stehend, die Ranchos der Eingeborenen; die *gefetura* (Rath- oder Gemeindehaus) fällt als ansehnlicher auf. Der Gefe (Ortsvorstand), der Geistliche (*cura*) und ein Paar *bolicheros* (Kleinkaufleute und Schenkwirthe) bilden die Intelligenz des Ortes und wissen die Umwohner, die deutschen Kolonisten eingeschlossen, zu ihrem Vortheil auszubeuten. Der »Stadtplatz« unten am See ist erst der Anfang zu einem kleinen Ort; man findet daselbst das bescheidene Direktionsgebäude, einige Kolonistenhütten und den Rancho eines Schweizer Bolichero; zur Zeit meiner Anwesenheit wurde ein ziemlich umfangreicher Schuppen gebaut, in welchem Versuche mit rationeller Behandlung des Tabaks angestellt werden sollten. Die Lage des Stadtplatzes ist schön und vollkommen gesund: man übersieht den See und die Hügellandschaft jenseits desselben, aus welcher sich hier und da Häuser abheben, namentlich die gegenüber liegende Station Patiño-cué; nach Süden reicht das Auge bis zu den grotesk gestalteten Felsspitzen bei Paraguarý. Gutes Wasser ist in geringer Tiefe vorhanden und man geniesst sogar den Vorzug, von Moskiten nicht belästigt zu werden. Neben dem Stadtplatz erhebt sich ein bewaldeter Hügel, der Kolonieberg, von dessen Spitze die Aussicht eine viel grossartigere sein soll, ähnlich der, welche ich von der Höhe des Gebirges genoss. Ich bestieg den Kolonieberg nicht, da der hinaufführende Weg verwachsen war.

Der erste Eindruck, den ich von der Kolonie empfing, war kein ungünstiger, doch sah ich später manches in anderem Lichte, erkannte auch, dass ich die Aussagen der Leute immer auf die Waagschale legen musste, indem sie, aus Furcht bei der Direktion angeschwärzt

---

[1]) S. b. Felix de Azara, *Voyage dans l'Amérique méridionale.* Paris 1809. Dentu. II, S. 222.

zu werden, fast nur günstig aussagten. Was ich über Zustände und Aussichten der Kolonie zu sagen habe, will ich im zweiten Abschnitt dieser Schrift zu einem besonderen Kapitel vereinigen, um hier nicht zu sehr von der Beschreibung der Reise abzuweichen.

Um wieder nach Asuncion zurückzukehren, wählte ich den Weg über die Lagune. Unten am Stadtplatz ist ein kleiner Steg ins Wasser hineingebaut, und dort liegen zwei Segelboote, welche im Anschluss an die Eisenbahnzüge regelmässige Fahrten machen, und auf denselben von den Kolonisten unentgeltlich benutzt werden dürfen. Leider war im Augenblick keine Spur von Wind und es musste die ganze Strecke gerudert werden, was eine gute Stunde in Anspruch nahm.

Die Lagune Ypacaraý bildet einen grossen sich von Nordwesten nach Südosten erstreckenden Wasserspiegel von etwa 4 *km* Breite und 20 *km* Länge; ihre Tiefe ist unbedeutend und soll nirgends über 6 bis 7 *m* betragen. Der Boden fällt vom Ufer aus ganz sanft ab, so dass man beim Baden sehr weit hineingehen kann, und selbst die kleinen Segelboote oft Schwierigkeiten haben, bis an die Landungsstege heranzukommen. Beim Stadtplatz ist der Grund sandig und fest, doch giebt es auch sumpfige Uferstrecken. Das Wasser ist trübe, schwärzlich, wahrscheinlich infolge starker Beimischung von Pflanzentheilen; schon in der Tiefe von kaum einer Spanne kann man eine eingetauchte Hand nicht mehr sehen. Salzgehalt konnte ich mit dem Geschmack nicht nachweisen, und das Wasser ist vollkommen trinkbar. Ueber das Entstehen des Sees haben die Eingeborenen natürlich eine Sage, die an die Tanganikasage erinnert: man übersetzt Ypacaraý durch »geweihter See des grossen Mannes« und erzählt, dass früher auf dem Gebiet des jetzigen Seebodens ein Dorf gestanden habe, dessen Bewohner ein Jesuit vergeblich zu bekehren bestrebt gewesen sei, als sie ihn zu viel geschmäht und gelästert hätten, sei er zornig geworden und habe das Dorf und seine Umgebung in einen See verwandelt. Man kann übrigens mit Sicherheit annehmen, dass das Niveau des Sees im Steigen begriffen ist, denn nahe der Landungsstelle — es herrschte nicht etwa besonders hoher Wasserstand — sah ich einen absterbenden Baum eine Strecke weit im Wasser stehen, und eben daselbst findet man Pfähle im Wasser, welche nach Aussage alter Eingeborener noch vor 20 Jahren eine Umzäumung auf dem Lande bildeten. Ob dieses Steigen des Niveaus eine Folge der Weiterbildung des Gebirges oder — was wahrscheinlicher ist — zunehmender Versumpfung des Ausflusses ist, lässt sich wohl schwer ent-

scheiden. Die Meereshöhe des Seespiegels bestimmte ich zu nur 104 *m* [1]), also nur 6 *m* über dem Flussspiegel bei Asuncion.

3. Paraguarý.

Am 28. November verliess ich Asuncion für längere Zeit und zwar zunächst in Begleitung meines ostpreussischen Landsmannes, Herrn H., welcher einige Ländereien ansehen wollte. Wir fuhren mit der Eisenbahn bis Paraguarý und fanden dort bei einem aus der Naumburger Gegend stammenden Deutschen, der bald nach dem Kriege ins Land gekommen ist, Unterkunft. Der Mann war arm, erschien mir aber redlich und kannte offenbar das Land aus eigener vieljähriger und zum Theil recht bittrer und trüber Erfahrung, sodass ich ihm viel Belehrung verdanke. Er nahm uns gegen geringe Entschädigung gern in seinem ärmlichen Heim auf und that alles Mögliche, um uns nützlich zu sein. In seinem dicht an der Strasse belegenen, im Bau begriffenen neuen Hause war schon ein Stübchen fertig; dort konnten wir unsere Hängematten aufspannen und unser Reitzeug u. s. w. unterbringen. Unsere Wohnung theilte ein lustiger Kolibri, der an der Decke sein Dach hatte. Aengstlich flog er hin und her, als er zum ersten Male die Thür geschlossen sah; bald jedoch fand er das Fenster, stand mehrmals Sekunden lang schwirrend und kaum sichtbar davor, um sich zu orientiren, dann schoss er hinein und benutzte wieder mit Vertrauen den neuen Weg. Da ich unsern Wirth im Verlauf des Folgenden oft zu nennen haben werde — er begleitete mich auf dem grössten Theil meiner weiteren Reise — will ich ihn mit dem Anfangsbuchstaben seines Namens, G., bezeichnen.

P a r a g u a r ý ist ein hübsch gelegener Ort, in welchem ich zu wiederholten Malen und immer gern verweilte. Er liegt am östlichen Ende des bis Asuncion reichenden Hochlandes, während gleichzeitig die Cordillere hier bis dicht an den Bahnhof herantritt, sodass dieser den ziemlich engen Eintritt in das Pirayútal bezeichnet. Der vorgeschobene Posten der Cordillere, welcher sich unmittelbar nördlich vom Bahnhof erhebt, heisst Cerro Hû [2]), der Schwarze Berg; seine grotesk geformte, scharf geschnittene Spitze erhebt sich 260 *m* über den Bahnhof, also 410 *m* über den Meeresspiegel[3]). Ostnordöstlich

[1]) Mittel aus mehreren nicht unwesentlich von einander abweichenden Beobachtungen, daher nicht besonders zuverlässig.

[2]) Mit û will ich das im Guaraní ziemlich häufig vorkommende nasale u bezeichnen; es klingt etwa wie ein durch die Nase ausgestossenes un.

[3]) J o h n s t o n giebt die Höhe des Cerro Hû über dem Bahnhof zu 850 engl. Fuss, die Höhe dieses über dem Flussspiegel bei Asuncion zu 177 engl. Fuss an und findet so

von ihm, durch einen tiefen Einschnitt fast ganz getrennt, erhebt sich etwas höher der mit der Cordillere direkt verbundene Cerro Santo Tomas (der heilige Thomas ist Schutzpatron von Paraguarý), dessen nach der Stadt zu oben fast senkrecht abstürzende Masse nacktes Gestein zeigt, während den plateauförmigen Gipfel noch reicher Baumwuchs krönt. An dem Ostabhang des Berges befindet sich in halber Höhe eine Grotte, an dem Nordwestabhang giebt es in schöner Wald- und Felsenumgebung kleine Wasserfälle [1]; beide Punkte liess ich der Zeitersparniss wegen unbeachtet, dagegen versuchte ich ohne Begleitung auf den Gipfel des Berges vorzudringen, was mir aber misslang, da ich in dieser Art von Bergbesteigungen noch keine Uebung hatte. Ich arbeitete mich vielleicht 100 *m* hoch mit einem als Buschmesser benutzten preussischen Seitengewehr durch den Wald, gerieth aber so ins Dickicht, dass ich es vorzog umzukehren, ohne auch nur den Fuss der Felsenwand erreicht zu haben. Nach Osten, Süden und Westen hin ist Paraguarý von einem ausgedehnten Weidegebiet umgeben, welches wie ein weiter flacher Kessel von Höhenzügen umgeben ist, und in welchem sich der zum Sumpfgebiet der Lagune Ipoá abfliessende Rio Cañabé und seine Nebenflüsse sammeln. Den Nordrand dieses Beckens bildet die Cordillere, den Ostrand die Cordillerita, den Südrand die vielgipflige kleine Gebirgsgruppe von Acaái mit den von ihr auslaufenden Höhenzügen; nach Westen, später nach Süden umwendend, ergiesst sich der Fluss. Nahe bei Paraguarý besteht das Weideland aus sogenannten Lomas, ganz flachen, rücken- oder wellenartigen

---

für die Bergspitze unter Voraussetzung von 253 engl. Fuss für den Flussspiegel bei Asuncion (nach dem „*South American Pilot*“) 1280 engl. Fuss (1275 auf seiner Karte); da aber nach seines Begleiters später berechneten Messungen der Fluss bei Asuncion 321 engl. Fuss oder 98 *m* über dem Meere liegt (und diese auf zahlreiche Beobachtungen beruhende Zahl ist die wahrscheinlichere), so ergeben sich 1348 Fuss oder 410 *m* für die absolute Höhe des Cerro Hû. Ich habe denselben nicht bestiegen, glaubte aber seine relative Höhe nur auf wenig über 200 *m* schätzen zu dürfen. Vgl. *Proceedings* etc., a. a. O. S. 508 und *The Geographical Magazine* (London, Trübner & Co.) 1875, Karte u. S. 343. — Johnston nennt im Text und auf der Karte den Cerro Hû merkwürdigerweise Cerro Costa; das kann nur auf einem sprachlichen Missverständniss beruhen. Costa bedeutet in Paraguay soviel wie Waldrand, daher z. B. mehrere Oertlichkeiten Costa Pucú, langer Waldrand, heissen; die Deutschen in Paraguay übersetzen dieses Costa, unserm Sprachgebrauch nicht entsprechend, mit »Küste«. Nun mag Johnston, mit dem Finger auf den Berg zeigend, nach dem Namen gefragt haben und die Antwort Cerra Costa erhalten haben; damit war denn aber der Waldrand am Fusse des Berges gemeint, denn dass man sich auch für Bergspitzen interessiren kann, fällt dem Paraguayer nicht leicht ein. Der Berg führt durchaus nur den Namen Cerro Hû.

[1]) Vgl. z. B. Hugo Zöller, Pampas und Anden. Berlin und Stuttgart 1884. S. 108.

Bodenanschwellungen, welche für die Bodengestaltung von Paraguay durchaus charakteristisch sind; weiterhin senkt er sich zu theilweise sumpfiger Niederung. Mehrere weithin sichtbare isolirte Bergkegel unterbrechen dieses Tiefland, z. B. nahe bei Paraguarý der Cerro Porteño [1]), weiter nördlich der grosse und der kleine Cerro Yariguá [2]). Auf halbem Wege zwischen dem Bahnhof von Paraguarý und dem Städtchen erhebt sich rechts zu einer relativen Höhe von etwa 100 *m* der Cerro Pelado (der Kahle Berg, so genannt, weil sein Nordabhang unbewaldet ist; auf der grossen Wisnerschen Karte von Paraguay [3]) als Cerro Perro bezeichnet), von welchem aus man die Umgegend von Paraguarý sowie das Thal des Pirayú vortrefflich übersehen kann; von dort aus gewahrt man auch deutlich links vom Cerro Hû, gegesondert von der Cordillere, den phantastisch geformten Cerro von Batoví.

Paraguarý ist ohne Zweifel die wichtigste Stadt im Innern des Landes, obgleich die Bevölkerung der ganzen Gemeinde nur zu 3300 Seelen angegeben wird. Es ist einer von den wenigen Plätzen, an welchen lebhafter Handel und Verkehr herrscht. Die wichtigsten Strassenzüge des Landes, der von Villa Rica kommende einerseits, andererseits mehrere Strassen, welche nach dem dicht bevölkerten Gebiet südlich von Paraguarý, nach den Missionen und nach Corrientes führen, treffen hier an der Endstation der Eisenbahn zusammen. Karreten, Herden, Fussgänger und Reiter kommen und gehen, und neben dem Bahnhof findet man fast beständig ein kleines Karretenlager. Fünf grössere mit dem Namen »Hôtel« bezeichnete Wirthschaften können bestehen, und namentlich eine derselben, die östlich dicht am Bahnhof gelegene, gilt für eine Goldgrube. Etwa fünfzehn Kaufleute, welche Schnittwaaren, Eisenwaaren, Sattelzeug, Lebensmittel und Getränke, sowie alles was man sonst im Lande braucht, verkaufen, finden ihre Rechnung und werden zum Theil wohlhabend; die Markthalle bietet immer eine gute Auswahl von Lebensmitteln und die wichtigsten Handwerke sind genügend vertreten. Die Bevölkerung ist, wie in allen verkehrsreichen Plätzen Paraguays,

---

[1]) So benannt, weil dort der noch königstreue spanische General Manuel Cabañas am 19. Januar 1811 das von den revolutionären Bewohnern von Buenos Aires, den Porteños, unter General Belgrano ausgesandte Heer gänzlich schlug.

[2]) Von Johnston eher zu hoch als zu niedrig auf 600 bis 700 engl. Fuss (180 bis 210 *m*) angegeben.

[3]) François Wisner de Morgenstern, *Carte Topographique de la République du Paraguay.* 1:355 000. Ausgeführt im lithogr.-geogr. Institut von F. Köke in Wien; jetzt Eigenthum von H. Mangels in Asuncion; käuflich durch L. Friederichsen in Hamburg.

sehr gemischt; ausser den die Hauptmasse bildenden Eingeborenen findet man italienische Kaufleute, zahlreiche Correntiner, welche Kaufleute, Estancieros, Pferdehändler, Gold- und Silberschmiede sind, einzelne Spanier, Franzosen u. s. w. Von Deutschen giebt es einen Tischler und einige Ansiedler in der Umgegend, theils auf der Stelle der 1871 zwischen Paraguarý und Yaguaron angelegten, aber bald wieder auseinandergelaufenen Kolonie, theils an der »Küste« der Cordillere. Mein Gastfreund und späterer Reisebegleiter G., früher auch in der genannten Kolonie, dann in der Stadt selbst ansässig, wohnte jetzt am Fusse des schon erwähnten Cerro Pelado, wo er sich einen Garten angelegt hat und Gemüse und Früchte für den Bedarf der Stadt zieht, ohne es indessen dabei auf einen grünen Zweig gebracht zu haben. Sein Garten enthielt u. a. Feigen, Wein, Tomaten, Wassermelonen, Zwiebeln, spanischen Pfeffer, Gurken, Kürbisse, Salat, Kohl und Luzerne.

Baulich bietet Paraguarý wenig Bemerkenswerthes. Wie in den meisten etwas grösseren Orten gruppiren sich seine zum Theil recht ansehnlichen Häuser um zwei begraste Plätze, deren einer die Kirche, der andere die Markthalle trägt. Fast alle Häuser um den letzteren Platz sind von Kaufleuten eingenommen. An diese Plätze schliessen sich noch einige kurze Strassen, dann in geringer Entfernung ungeordnete Gruppen kleiner Häuser. Die Lage der Stadt ist eine durchaus gesunde; auch macht sich schon ein angenehmer Unterschied in der Temperatur Asuncion gegenüber bemerkbar.

Das kleine Besitzthum unseres Sachsen war zur Beobachtung des Lebens und Treibens in Paraguarý vorzüglich gelegen, auch alle Schönheiten des Ortes mussten täglich mehrmals, gewöhnlich früh und abends, dort vorüberspazieren, denn nahebei liegt die allgemein benutzte Trinkwasserquelle. In ihren hellen losen Gewändern kamen sie dahergeschritten, die grossen thönernen porösen Wasserkrüge, welche in dem nahen Itá gefertigt werden, beim Hinwege schräge, beim Rückwege gerade auf dem Kopf balancirend. Männer verrichten nur selten das Geschäft des Wassertragens; thun sie es aber, so tragen sie den Krug auf der Schulter, ihn mit der Hand stützend.

Leider nur ganz flüchtig machte ich in Paraguarý die Bekanntschaft eines daselbst lebenden französischen Botanikers mit Namen Balanza, welcher ohne Zweifel einer der besten lebenden Kenner von Paraguay ist. Er kam 1874 als Mitglied einer von der Regierung zur wissenschaftlichen Untersuchung des Landes berufenen Kommission nach Paraguay; politische Unruhen veranlassten, dass die Kommission als solche gar nicht in Thätigkeit trat und die ihr gegebenen Ver-

sprechungen nicht gehalten wurden, sondern jedes der Mitglieder sehen musste, wie es sich weiterhalf oder nach Europa zurückkehrte. Herr B. hat seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse zu verwerthen gewusst, hat einen sehr grossen Theil des Landes bereist und beschäftigt sich nun, abgesehen vom naturwissenschaftlichen Sammeln, mit der Fabrikation von Orangenessenz und mit dem Anbau von Indigo.

Paraguarý wird mit Unrecht bisweilen als ein unsicherer Ort bezeichnet, und einen Schrecken könnte man bekommen, wenn man bei v. Hellwald, »Die Erde und ihre Völker [1]), liest: »Paraguarý mag etwa 3000 Einwohner zählen, darunter Raubgesindel, Briganten aller Art«, Worte, die vielleicht auf die Zustände gleich nach dem Kriege einige Anwendung finden konnten. Unter den Correntinern niederer Klasse findet man allerdings so manchen, dem man besser aus dem Wege geht, aber dann hat man auch nichts zu befürchten. Pferde werden freilich in Paraguarý, wenn man sie nicht beaufsichtigt, leicht gestohlen, auch Stricke, mit denen man sie auf der Weide befestigt; aber die Gelegenheit ist auch gerade dort, am Ausgangspunkte der Strassen nach Corrientes und den Missionen, ganz besonders günstig. Der Fremde thut überhaupt gut, wenn er die Pferdediebe nicht dadurch anlockt, dass er mit sehr guten Pferden reist; er kauft sich mit Vortheil Stuten, welche von Eingeborenen wenig geritten und sicher von keinem Correntiner gestohlen werden.

4. Von Paraguarý nach Süden.

Am 1. Dezember brach ich mit meinem Landsmanne H. auf, um zunächst eine kleine Rundreise nach Süden zu machen. Wir hatten in Paraguarý kleine aber gute Pferdchen gekauft [2]), auf welchen wir

---

[1]) I, 413; nach Globus XXVII, S. 1 ff. (resp. Tour du Monde 1874, S. 369 ff. Forgues' Reise).

[2]) Es seien hier einige Notizen über Pferde und Reiten in Paraguay eingeflochten. Eine eigne Pferdezucht von einiger Bedeutung hat Paraguay nicht (worüber später Näheres), die Pferde werden vielmehr meistens in Herden, *tropas,* von Corrientes eingeführt und an Estancieros verkauft, welche sie dann in kleineren Trupps oder einzeln weiter verkaufen. Bei weitem die meisten Pferde sind klein oder höchstens mittelgross und zeigen, wie es scheint, weniger individuelle Unterschiede als bei uns, daher sind auch die Preise ziemlich gleichmässig und zwar für Wallache gewöhnlich doppelt so hoch als für Stuten. In Paraguarý, dessen Preise gerade in dieser Beziehung als massgebend gelten können, zahlt man für einen zugerittenen, zahmen *(manso)* Wallach *(cavallo)* ohne besondere gute oder schlechte Eigenschaften *(regular)* 16 Patacon = 64 Mark, für eine Stute *(yegua)* 8 Patacon; Hengste *(cojudo)* sind ziemlich selten. Zeichnen sich Pferde durch schöne Gestalt, Ausdauer, guten Gang, Gelehrigkeit oder Schnelligkeit aus, so sind die Preise gleich bedeutend höher. Man verlangt für stattliche und schnelle, gut mit Mais gefütterte Pferde 50, 60, 100, 200

mit verhältnissmässig schwerem Gepäck nach Südsüdwesten in den Kamp hineintrabten, auf Carapeguá zu. Der Kamp war nicht selten von Waldinseln und Baumgruppen unterbrochen, in deren Schatten die zahlreichen stattlichen Pferde- und Rinderheerden Schutz vor der sengenden Sonne suchten. Wir überschritten dicht bei Paraguarý

---

250 und mehr Patacon. Schnelligkeit ist besonders geschätzt, da Rennen *(carreras)* eine Lieblingsunterhaltung der Wohlhabenden bilden. Die Mehrzahl der Pferde muss sich stets nur auf der Weide ernähren; dazu kommt für die besser zu haltenden Pferde Mais (in ganzen Körnern) und Luzerne *(alfalfa)*; in Gegenden, wo die Pindópalme (eine Fiederpalme) zahlreich vorkommt, futtert man auch mit ihren Blättern. Man reitet die Pferde nur mit einem Zügel und einer Art Kandarrengebiss, bei welchem ein eiserner Ring unsere Kinnkette vertritt und der durch das Maul gehende Theil mit einem stumpfen Rade versehen ist. Beim ersten Zureiten bedient man sich nur eines um den Unterkiefer gebundenen Riemens, den manche auch für gewöhnlich als Zügel benutzen. Zum Antreiben bedient man sich mehr der Peitsche als der Sporen. Gut gerittene Pferde sind selten. Die beiden hauptsächlich üblichen Gangarten sind ein kurzer Galopp, Kampgalopp genannt, und ein ganz kleiner Trab *(trotecito)*, beide leicht und bequem zu reiten. Einem Pferde einen ordentlichen Trab beizubringen dauert aber meist nur wenige Tage. Den sogenannten Passgang findet man selten; manche Pferde verfallen aber sofort in denselben, sobald sie sumpfigen Boden zu passiren haben. Der landesübliche (auch in Argentinien gebräuchliche) Sattel heisst *recado*. Seine Bestandtheile sind folgende: Direkt auf das Pferd kommt eine Schabracke aus grobem Gewebe *(jerga)*, darüber eine Schabracke aus starkem Rindsleder *(carona)*, welche den Druck des dann folgenden eigentlichen Sattelkörpers sehr mildert; dieser *(lomillo* oder *basto)* besteht aus zwei elastischen (zuweilen verstellbaren) Längspauschen und zwei niedrigen Sattelbögen, sowie zwei über die Pauschen herabfallenden nicht sehr grossen Lederklappen. Nun folgt der Sattelgurt *(cincha)*, welcher aus zwei sehr breiten Theilen besteht; er wird nicht zugeschnallt, sondern mit einem langen Riemen, der wiederholt durch einen grossen eisernen Ring geht, verschnürt. Das nächste Stück ist eine weiche wollige Decke *(cojinilla)*, die bisweilen mit grosser Kunst durch Handarbeit hergestellt wird, meistens aber europäischen Ursprungs ist. Auf sie legt man noch zur Verzierung und zur Verbesserung des Sitzes ein Affenfell, ein Tigerkatzenfell, ein Schaffell oder etwas Aehnliches *(sobrepuesto)* und dann folgt ein leichter zweiter Gurt *(sobrecincha)*. Dieser Sattel bietet einen bequemen Sitz, kann mit seinen vielen Bestandtheilen zur Herstellung einer leidlichen Lagerstätte dienen und soll denen, die an ihn gewöhnt sind, auch guten Halt gewähren; ihn aufzulegen ist aber recht umständlich. Gegenwärtig kommen englische Sättel immer mehr in Gebrauch; in der Hauptstadt herrschen sie schon bei weitem vor. Ich bediente mich eines preussischen Kavalleriesattels, der zwar für das Reisen manche Vorzüge hat, aber nicht auf jedes Pferd passt und manche in ganz kurzer Zeit wund drückt. Zur Vervollständigung des Reitzeugs gehört ein Halfter *(bozal)*, ein Strick zum Anbinden auf der Weide *(soga)*, ein Riemen zum Binden der Vorderfüsse *(manea)* und die Reitpeitsche *(revenque)*. Bei reichen Leuten ist alles Reitzeug möglichst kostbar mit Metall verziert. Beschlagen wird im ganzen Lande kein Pferd; selten denkt man an oberflächliche Hufpflege. Ein Pferdekauf wird fast nie mit der Sorgfalt abgeschlossen wie bei uns; man kauft oft ohne das Pferd gesehen zu haben, indem man sich einfach nach Farbe, Grösse, Alter (ganz allgemein), Gang u. s. w. erkundigt.

den kleinen Fluss Yuquerý [1]) und hielten unsere erste Mittagsrast am Mbaeý, wo sich das Kampleben bei uns mit einem kleinen Schreck einführte, denn kaum hatten wir uns im Schatten des Buschwerks am Flussufer gelagert, als dicht neben uns etwas in den Aesten raschelte: es war eine wohl mehrere Meter lange grüne Baumschlange, die, als wir ihr mit Knütteln zu Leibe gingen, schleunigst verschwand. Nach der Siesta überschritten wir den Cañabé und erreichten dann das Städtchen Carapeguá, welches am Nordabhange eines von der Gebirgsgruppe von Acaái ausgehenden Höhenzuges liegt. Die zweite kleinere Hälfte unseres Weges führte uns über diesen Hügelrücken, dann hinab in ein flaches Thal, dann wieder hinauf auf eine nach Westen vorlaufende Bodenanschwellung, auf deren Höhe Tabapý (200 *m*) liegt, das wir gegen Abend erreichten. Auf diesem zweiten Theil des Weges herrschte die fruchtbare »rothe Erde« vor; Wald wechselte mit Weide und wir trafen viele von sauberen Pflanzungen umgebene Ansiedlungen. Links hatten wir immer die imposante, zum Theil nackten Fels zeigende Gebirgsgruppe von Acaái vor uns.

Während meiner ganzen Reise führte ich zur Orientirung und zur kontrolirenden Vergleichung mit der Wirklichkeit zwei Karten mit, die Wisnersche im Massstabe von 1:355000 und die Johnstonsche im Massstabe von (etwa) 1:1200000 [2]); für den Weg des ersten Tages erwies sich die letztere als richtig, die erstere als sehr mangelhaft: die Gebirgsgruppe von Acaái ist auf ihr ganz unzureichend dargestellt, der Mbaeý ist ohne Namen gelassen und entspringt in einer ganz falschen Gegend (zu weit nördlich), der Höhenzug von Carapeguá ist, wie überhaupt alle Bodenerhebungen auf dieser Karte, durch eine schematische Raupe dargestellt, Tabapý liegt am Fuss der Hügelkette statt auf derselben.

In Tabapý fanden wir im Hause eines ohne Zweifel früher wohlhabend gewesenen Mannes, den wir unterwegs getroffen hatten, Aufnahme. Schnell kamen einige angesehene Bewohner des Ortes zusammen, der Mate [3]) kreiste und die Zwecke unserer Reise bildeten

---

[1]) Der Flussname Yuquerý kommt sehr häufig in Paraguay vor. Der Name bedeutet salzhaltiger Fluss; einige leiteten ihn mir von einer Pflanze, Yuquerí, einer Leguminosenart, ab, welche sich häufig an den Ufern der Flüsse, besonders im Weideland, findet.

[2]) Siehe die Anmerkungen oben.

[3]) Der Mate ist das landesübliche Getränk in Paraguay wie in Argentinien, Uruguay und Theilen von Brasilien und Chile. Ihn liefert der Yerbabaum *(Ilex paraguayensis)*, welcher zahlreich in Niederwaldbeständen der östlichen Waldgebiete von Paraguay, wie auch in Theilen Brasiliens und in dem argentinischen Territorium Misiones vorkommt. Die Blätter und kleinen Zweige dieses Baumes werden geröstet und zerkleinert und geben dann

den Stoff des Gespräches. Nach Eintritt der Dunkelheit forderte uns unser Wirth auf, mit ihm »spazieren« *(á pasear)* zu gehen, d. h. er führte uns in einige der kleinen Kneipen des Ortes, wo wir ihn ein wenig freihalten durften! Zurückgekehrt spannten wir unter der Vorhalle des Hauses unsere mitgebrachten Hängematten auf und schliefen, so gut es bei dem sich erhebenden starken Nordwinde gehen wollte, während unsere Pferde auf dem Stadtplatze grasten. Am Morgen bot man uns, wie üblich, einen Trank frischgemolkener Milch, wir versahen uns bei einem italienischen Kaufmann mit etwas Mundvorrath und trennten uns dann: mein Begleiter ritt weiter nach Caápucú, ich erhielt von unserm Gastfreund einen Empfehlungsbrief an einen correntiner Estanciero, der nahe bei meinem nächsten Ziele, der Lagune Ipoá, wohnte und machte mich dahin auf den Weg, von dem freundlichen Paraguayer noch eine Stunde weit begleitet. Wir ritten vom Höhenzuge hinab in das bis zur Lagune reichende Tiefland, dann bezeichnete er mir in der Ferne einen langen flachen Rücken (*cuchilla*), an dessen Abhang ich auch richtig das Haus des Correntiners Don Domingo fand. Er nahm mich freundlich auf und wollte mir gern zur Ausführung meines Planes behülflich sein. Den Werth der Zeit kannte er aber ebenso wenig, wie die meisten andern Leute in Paraguay, denn obgleich es erst 9½ Uhr Morgens war, wollte er am liebsten erst am andern Tage, frühestens aber Abends mit mir zu einem der beiden Leute reiten, welche ein Boot auf der Lagune besitzen. So hatte ich Musse, mir sein Besitzthum anzusehen, welches ich kurz beschreiben will, da es als Beispiel für die Niederlassungen kleiner Estancieros gelten kann. Zwei etwa gleich grosse Häuschen aus Lehmwänden mit Strohdach und Vorhalle stiessen im rechten Winkel gegen einander, das eine mit der Front nach Westen, das andere nach Norden; ersteres enthielt die Küche und ein Zimmer für Vorräthe und für die wenigen Dienstleute, letzteres das Familienzimmer; der durch die Häuser halb umschlossene Raum war mit einer Ramada versehen, einem auf vier Pfosten ruhenden lichten Latten-

---

ein grobes grünliches Pulver, welches *yerba* oder auch *yerba mate* genannt wird. Man bereitet aus der Yerba den Mate, indem man eine Handvoll in einen kleinen gehöhlten Flaschenkürbis (eine besondere Art) schüttet und dann heisses Wasser aufgiesst. Den so entstandenen Trank saugt man durch eine metallene Röhre *(bombilla)* ein, welche unten zum Zurückhalten der Yerba einen siebartigen Kolben hat. Auf dieselbe Yerba kann wiederholt, bis acht oder zehn Mal, aufgegossen werden. Alle Anwesenden bedienen sich desselben Gefässes — diesem kommt zunächst und eigentlich der Name Mate zu — und derselben Bombilla. Bisweilen trinkt man den Mate mit Zucker; auch eine Abkochung desselben geniesst man mitunter und nennt sie gekochter Mate, *mate cocido*.

dache, zum Ueberranken mit Pflanzen bestimmt; unter der Vorhalle des ersten Hauses stand eine riesige Karrete. Das Ganze war von einer starken Einzäunung umgeben, die auch eine kleine kaum für den Hausbedarf ausreichende Pflanzung umschloss. Daran schloss sich eine zweite Umzäunung, der Corral, zur Aufnahme des Rindviehes bestimmt; hinter dem Hause fand sich noch ein kleiner Corral für Schafe. Die Ausstattung des Familienzimmers bestand aus einem grossen Ehebette, einem Kinderbett, zwei schönen, aus einheimischer Baumwolle kunstreich gefertigten, sehr bequemen Hängematten, einem Tisch, einigen Stühlen und einer Kommode. Auf letzter fehlte nicht ein Kruzifix, vor welchem die Kinder des Morgens ohne Sinn und Verstand einige Gebete herplapperten. An den Wänden hingen Kleidungsstücke und reich mit Silber verziertes Reitzeug. Das landesübliche Bettgestell heisst *catre* und wird durch einen mit Riemen kreuzweis überspannten Rahmen gebildet; darauf legt man im Sommer nichts, im Winter eine Matratze und Decken. Ausserdem sind auch sogenannte Spannbetten oder »Esel« gebräuchlich. Das Familienzimmer musste Nachts auch mich aufnehmen: nachdem die Kinder zu Bett gegangen waren, wies man mir die eine Hängematte an, ich legte mich hinein und löschte das Licht aus; dann kamen im Dunkeln die Eheleute, und als ich früh kurz nach fünf erwachte, waren alle Nester schon leer. Die Kost war echt paraguaysch, es gab zu Mittag den *locro* (in einem grossen hölzernen Mörser durch Stampfen enthülste Maiskörner mit Fleischstückchen und Zwiebeln), ein Gericht Bohnen (*porotos*) mit frischem Käse und Zwiebeln, dann Mais mit Milch; Abends wieder das Bohnengericht und hierauf das gebräuchlichste *dulce* (Süsses), nämlich zerbröckelten, ungesalzenen, frischen Käse mit reichlich darüber gegossenem *miel* (Syrup). Einen tüchtigen Teller davon aufzuessen wird einem anfangs gar nicht leicht.

Don Domingo besass nur 58 Cuadras [1] Land, welches aber dort in der Gegend der Lagune für Weidezwecke vortrefflich ist; auch kann das Vieh jederzeit die angrenzenden Strecken mit benutzen. Sein Viehstand belief sich auf 60 bis 80 Stück Rindvieh (meist Milchkühe), etwa 30 Pferde und eine kleine Herde Schafe. Die Milchkühe, grosse, stattliche, glatte und gesunde Stücke, wurden Abends in den Corral getrieben und am frühesten Morgen von der Frau des Hauses, einer nur des Guaraní mächtigen Paraguayerin, und ihrer Magd gemolken; aus der Milch wird Käse bereitet. Die etwas grobwolligen Schafe wurden am Tage meiner Weiterreise von Don Domingo selbst geschoren.

---

[1]) 1 Cuadra = 0,7 ha.

Der Nachmittag schaffte mir für die nächsten Tage gutes Wetter: es legte sich allmählich der über Nacht aufgegangene Nordwind, es wurde schwül und unzählige Fliegen stellten sich ein, dann zogen schwarze Wolken im Süden und Südwesten herauf, ein heftiger Sturm von Süden brach los, Staubmassen wirbelten daher, blitzschnell vertheilten sich die Wolken über den ganzen Himmel, der Luftdruck stieg in kurzer Zeit um 1,2 mm, Blitze flammten, lange Donnerschläge rollten in einiger Ferne, und schliesslich brach ein heftiger Regen los, der für eine Zeit lang alles ausser den nächstliegenden Gegenständen den Blicken entzog. Nach einer Stunde war alles vorüber; der Luftdruck war wieder etwas gesunken, die Temperatur war von 29 auf 23° C. gefallen, die Sonne schien freundlich und ein mässiger Südwind strich über die feuchten Fluren.

Von Don Domingos Haus aus konnte ich mit dem Feldstecher den matten Wasserspiegel der Lagune deutlich erkennen, jenseits desselben einige kleine bewaldete Hügel. Das Auge streifte ungehindert weithin über das Tiefland, im fernen Nordwesten bis zu den Bergen bei Itá, auf dem Hochlande bei Asuncion. Noch umfassender war die Aussicht von dem Ende des Höhenzuges, welches leicht bebuscht und mit Blöcken einer Art Breccie von röthlichen und weissen Bestandtheilen bedeckt ist.

Gegen Abend ritt ich in Begleitung eines Burschen *(mozo)* wohl zwei Leguas nach Osten über den durchnässten Kamp und wurde nach langem Suchen und Warten endlich des Mannes habhaft, der ein Boot auf der Lagune besitzt. Wir wurden leicht handelseinig, denn für zwei Tage Fahrt, wobei er und sein Bruder mich begleiten wollten und sie sich auch noch selbst die Kost mitbrachten, musste ich nur 2 Patacon (8 Mark) bezahlen! In stockdunkler Nacht fand mein Mozo sicher den langen Weg heim.

Am andern Morgen lag Nebel über der Lagunenniederung, der jedoch schon gegen 7 Uhr verschwand. Bald darauf kamen meine beiden Leute angetrabt und wir machten uns nach der Lagune auf den Weg. Weideflächen, Sumpfstrecken, Bäche, mit Buschwald bestandene und mit zerstreuten Steinblöcken bedeckte Rücken wechselten während des zweistündigen Rittes durch die an Vogelwild reiche Gegend. Die Bäche, welche sich sämmtlich in der sumpfigen Umgebung der Lagune verlaufen — der bedeutendste heisst Tacuarý —, waren vom Regen etwas angeschwollen; den einen konnte ich nur so passiren, dass ich auf dem Rücken meines nur mit einer Decke versehenen Pferdes kniete, wobei ich doch noch theilweise nass wurde. Die nur ganz spärlich bewohnte Umgegend der Lagune mit ihrem

Wechsel von Wald, Sumpf und Weide bezeichneten mir meine Leute als einen ganz besonderen Lieblingsaufenthalt der »Tiger« — so nennt man allgemein den Jaguar; im Guaraní heisst er *yaguareté*, was unserm Namen den Ursprung gegeben hat und mit *yaguá*, Hund, zusammenhängt —, welche sich zwar meist von Wild nähren, bisweilen aber auch dem Jungvieh Schaden zufügen. Wenige Tage vorher hatte ein Estanciero der Umgegend zwei der Thiere getödtet. Wir gelangten schliesslich zum Tarumá-ruguá, dem letzten Ausläufer eines bis dicht an die Lagune herantretenden, zum grössten Theil bewaldeten Höhenzuges, welcher gegen Südosten zu streichen schien; dort banden wir unsere Pferde zum Weiden an, versteckten unser Reitzeug im Gebüsch, nahmen ein kleines Frühstück von Chipá und Orangen zu uns und wanden uns dann durch den Wald zum Ufer. Die beiden Paraguayer kannten dort jeden Fussbreit Landes und fanden das Boot bald, obgleich es nicht in dem »Hafen«, einer kleinen geschützten Stelle im Gebüsch, lag, sondern von einem Bekannten, dem sie es geborgt hatten, an einer andern ihnen bezeichneten Stelle liegen gelassen war. Das Fahrzeug, *canoa* genannt, etwa 5½ *m* lang, in der Mitte 1 *m* breit, ganz flach aus kaum 2½ *cm* starken Brettern gebaut — die beiden Erbauer hatten nie vorher ein ordentliches Boot gesehen —, die Ruder aus Brettern geschnitten, war wenig vertrauenerweckend, zumal da ein frischer Südost über die Lagune strich; doch hatte ich keine Wahl. Ich und der eine der Leute mussten rudern, der andere steuerte mit einer Ruderschaufel. So arbeiteten wir uns zuerst, den Wind halb auf der Breitseite, mit Mühe nach dem südöstlichen Ufer hinüber, welches niedrig, mit dünnem Wald gesäumt und durch viele ins Wasser gestürzte alte Bäume schwer zugänglich ist. Die Brüder bezeichneten die Gegend als einen Lieblingsaufenthalt der Hirche und wollten mit ihrem Karabiner und ihrer alten langen Perkussionsflinte eine Jagd versuchen. Von einem Baum aus erblickte der ältere eine Hirschkuh (wahrscheinlich *Cervus paludosus*), die sie beschlichen, während ich auf denselben Baum stieg, um den Verlauf der Jagd durch den Feldstecher zu beobachten. Bald knallte der Schuss des Karabiners, das Thier ging einige Schritte vorwärts und blieb ruhig wieder stehen; dann eine Pause: die Flinte hatte versagt; dann noch ein das Ziel fehlender Karabinerschuss, und die Hirschkuh trollte unversehrt in das Dickicht. Missmuthig kamen die Leute zurück, in dem Flintenlauf des Aelteren — er hatte das Gewehr verborgt gehabt — steckte eine Kugel, die ihn am Schiessen verhindert hatte und die er vergeblich durch Anbrennen von Pulver herauszusprengen versucht hatte. Aber er verlor den Muth nicht, und als alle Mittel

nichts halfen, legte er Nachmittags den Flintenlauf über unser Matefeuer, schmolz die Kugel und schaffte so freie Bahn. Das Blei durfte aber nicht verloren gehen, er fing es in dem stets mitgeführten kleinen Matekessel auf, vergrösserte mit dem Messer in einem trocknen Ast ein Wurmloch und goss mit dieser improvisirten Kugelform eine neue Kugel. Ich bewunderte seine Findigkeit und zugleich seine Schätzung eines uns werthlos scheinenden Gegenstandes, die mich an jenen Jakuten oder Tungusen erinnerte, der drei Tage lang im sibirischen Walde nach einer Kugel suchte, die ihr Ziel verfehlt hatte und in irgend einen Baum oder in den Boden eingedrungen war.

Weiter wandten wir uns zur Westküste, wo wir an einem bewaldeten Vorsprung landeten und eine Strecke weit in den Wald eindrangen. Durch das ungemein dichte Gewirr von Schlingpflanzen bahnte das Buschmesser (*macheton*) schnell einen Weg; grosse schwarze Moskiten belästigten uns, einige schwarzbraune Affen von ziemlich beträchtlicher Grösse — die Paraguayer nannten den einen *macaco*, den andern *mono* — glitten hoch in den Kronen mit wohlgefälligem Grunzen von Baum zu Baum, ihrer Nahrung nachgehend. Bald kamen wir zu einem Ombúbaum (*Phytolacca dioica*) [1]) von gewaltigen Dimensionen, der seine Nachbarn überragte und den wir mit Vorsicht — denn sein weiches und nur zur Bereitung von Asche verwendbares Holz ist sehr trügerisch — zur Orientirung bestiegen. Der Blick schweift weit nach Westen über ein nicht begrenztes Sumpfgebiet, welches dann, nach Aussage meiner Begleiter, in niedriges mit Palmen bestandenes Land (*palmar*) übergeht; im Norden sah ich wieder das Hochland von Asuncion, gegen Süden war die Sumpffläche von einzelnen kleineren Lagunen und von einem bewaldeten Hügel unterbrochen. Nach langer Siesta und fleissigem Matetrinken umfuhren wir den bewaldeten Vorsprung und steuerten nördlich zu einem bewaldeten Hügel, welcher den Namen Monte de Marcelo-cué [2]) führt und mit dem gegenüber liegenden Hügel Tarumá-ruguá, unserm Aus-

---

[1]) Diesen Namen führt der Ombú in dem Katalog der Argentinischen Ausstellung, veranstaltet von der Geographischen Gesellschaft in Bremen, Bremen 1884, G. A. v. Halem. Bei Alfred M. du Graty, *La République du Paraguay, Buxelles, Leipzig, Gand 1862*, C. Muquardt, findet man (S. 313) den Baum als Urticacee bezeichnet und *Ficus Ombú* benannt.

[2]) *Monte* bedeutet im südamerikanischen Sprachgebrauch niemals Berg, sondern immer Wald; Berg heisst *cerro*. Das Wort *cué*, welches vielfach zur Bildung von Ortsnamen und anderen Ausdrücken verwandt wird, bedeutet so viel wie »früher«, »gewesen« oder dergl.; so heisst z. B. Achar-cué früheres Besitzthum des Achar, Rancho-cué Stelle, wo früher ein Rancho stand, *lechera-cué* Kuh, die früher eine Milchkuh war u. s. w.

gangspunkt, die Lagune — deren Gestalt und Grösse ich schon bei der ersten Ueberfahrt als von der Darstellung meiner Karten abweichend erkannt — in zwei ungleiche Hälften theilt. Wir fuhren eine Strecke an dem schönen, stellenweise durch Affen belebten Waldrande entlang und wandten uns dann dem nahen Hafen zu, da es den Leuten nicht rathsam schien, an den feuchten und moskitenreichen Ufern der Lagune zu übernachten. Wir fanden Pferde und Reitzeug unversehrt oben auf dem Hügel und ritten eine Stunde landeinwärts bis zu einem kleinen verlassenen Estanciahause. Dort genossen wir, durch ein reichlich qualmendes Feuerchen gegen die zahlreich schwärmenden Moskiten geschützt, etwas Käse und Chipá als Abendbrot, dann wurden von einem der Leute auf der schon stark wackeligen, gegen 4 *m* hohen luftigen Ramada (Schattendach) die Latten zurecht gelegt, wir warfen Ponchos und Decken hinauf und erklommen dann gleichfalls die luftige Höhe, welche uns ein zwar unbequemes, aber vor etwaigen Raubthierbesuchen und vor den niedrig schwärmenden Moskiten sicheres Nachtlager gewährte. Der Nachtwind blies uns etwas frisch um die Ohren und früh, um halb fünf, bei nur 14 ° C., war der heisse Mate allen recht erwünscht.

Der zweite Tag der Wasserfahrt war der grösseren nördlichen Hälfte der Lagune gewidmet. Vom Hafen aus fuhren wir erst hinüber nach der Nordseite des Monte de Marcelo-cué, dann nördlich zu der Halbinsel, welche der vielleicht 20 m hohe Cerro Valdez bildet, den ich deutlich schon vom Hause des Don Domingo aus gesehen hatte. Dort wurde wieder ein Baum zur Orientirung erklommen. Unter den glühenden Strahlen der am wolkenlosen Himmel stehenden Mittagssonne ruderten wir dann nach dem niedrigen und mit lichten Baumreihen bestandenen Nordufer hinüber, wo in spärlichem Schatten Siesta gehalten wurde. Dann anderthalbstündiges angestrengtes Rudern nach dem niedrigen und zum grossen Theil sumpfigen Ostufer, wo eine einsame Baumgruppe uns als Ziel diente. In wenigen Augenblicken hatte der eine der Leute dort wieder einen Baum erstiegen, um nach Wild auszuschauen; aber auch diesmal gelang es ihm nicht, den erspähten Hirsch zu erlegen; derselbe entkam in dem hohen Pflanzenwuchs des sumpfigen Uferlandes. Noch eine reichliche Stunde Fahrt bei schon sinkender Sonne, zuerst gegen Südwesten, dann am Rande des Tarumá-ruguá entlang, bis wir den Hafen wieder erreicht hatten, wo das Boot festgelegt und die Ruder im Walde versteckt wurden. Die Sonne ging unter, als wir unsern Rückritt antraten, und es war schon tiefe Nacht, als ich — für die letzte Strecke auf meine eigene Orientirungsfähigkeit angewiesen, da die Paraguayer

in einem andern Hause einkehrten — wieder bei Don Domingo eintraf.

Durch meine zweitägige Umfahrung der Lagune Ipoá hatte ich festgestellt, dass dieselbe noch auf keiner Karte richtig verzeichnet ist. Auf den mir zugänglich gewesenen Karten von Paraguay (von Reproduktionen und Kompilationen ohne eignen Werth abgesehen) findet sich die Lagune besonders auf zwei verschiedene Arten dargestellt: Rengger [1]), Page [2]) und Du Graty [3]) schliessen sich an die Darstellung Azaras [4]) mehr oder weniger an und geben der Lagune eine Lage von Nordnordost nach Südsüdwest, gleichmässig verlaufende Ufer und eine Länge von 6 bis 8 bei einer Breite von 2 bis 3 Leguas. Bei Wisner [5]) und Johnston [6]) hat die Lagune eine ähnliche Länge, aber ungefähr die doppelte Breite und mehr nordsüdliche Lage. Keine dieser Darstellungen scheint auf einer Aufnahme zu beruhen oder auch nur auf Grund eines Besuches der Lagune entworfen zu sein; Johnston hat die Lagune von einem Punkt westlich von Tabapý gesehen, aber jedenfalls einen grossen Theil des Sumpfgebiets mit als offene Wasserfläche gezeichnet, denn bis über die Breite von Tabapý hinaus, wie seine Karte zeigt, reicht der Wasserspiegel der Lagune sicher nicht. In Wirklichkeit hat die Lagune nur eine Länge von 2 bis 3 Leguas und ist wohl nirgend mehr als eine Legua breit. Der Hügel Tarumá-ruguá am östlichen und die Halbinsel des Monte de Marcelo-cué am westlichen Ufer nähern sich einander bis auf weniger als 1 km und theilen so die Lagune in eine kleinere südliche und eine grössere nördliche Hälfte; jede der Hälften hat am Westufer noch eine bewaldete Halbinsel. Ausser an diesen vier Stellen sind die Ufer der Lagune zum grössten Theil sumpfig, streckenweise von einem schmalen Streifen festeren Landes gesäumt, welcher dünn mit Bäumen bestanden ist. Der Boden der Lagune ist meist schlammig, nur am Ende der Hügel fest und mit grossen Blöcken stark verwitterten Gesteins bedeckt. Die Tiefe ist ausserordentlich gleichmässig und beträgt meistens 2 *m*, an einzelnen Stellen etwas mehr, bisweilen nur 1 *m*. Das Wasser ist ganz trüb, doch gut trinkbar; seine Temperatur schwankte je nach Oertlichkeit und

[1]) Dr. J. R. Rengger, Reise nach Paraguay in den Jahren 1818 bis 1826. Aarau 1835. Sauerländer.

[2]) A. a. O.

[3]) A. a. O.

[4]) Azara, a. a. O. Atlas, Tafel III und V.

[5]) A. a. O.

[6]) A. a. O.

Tageszeit zwischen 24 und 29 ° C. Höheres Land tritt an die Lagune nur im Tarumá-ruguá heran; die die anderen Halbinseln bedeckenden Erhöhungen sind isolirt und würden bei etwas höherem Wasserstande in Inseln verwandelt werden. Im Norden, Westen und Süden umgiebt ein weites Sumpfgebiet die Lagune; im Osten ist dasselbe von nur geringer Ausdehnung. Diese Sümpfe sind noch von isolirten Hügeln, sowie von mehreren kleineren Lagunen unterbrochen, welche ihre besonderen Namen haben und von denen ich einige von meinen Aussichtspunkten auf Baumspitzen aus erblicken konnte; von andern berichteten meine Leute. So findet man wenig südlich von der Lagune Ipoá die Laguna de Caaguipoý, noch etwas südlicher die Cerro Laguna, westlich von dieser die Laguna Poná; südlich von der Cerro Laguna liegt der Cerro Negro (oder Cerro Hû, was dasselbe bedeutet), nach welchem sie ihren Namen hat; westlich von dem nördlichen Theil der Lagune Ipoá liegt ein anderer bewaldeter Hügel, dessen Namen ich nicht in Erfahrung bringen konnte. In den von mir umfahrenen zusammenhängenden Wasserspiegel mündet direkt kein Fluss, auch kein direkter Abfluss ist zu entdecken. Alle Gewässer verlieren sich im Sumpf und verlassen als sumpfige Wasserarme wieder dieses Gebiet. Der Hauptzufluss dieses Sumpfgebiets ist der Rio Cañabé von Norden; Ausflüsse sollen sowohl nach dem Tebicuarý als nach dem Paraguay vorhanden sein; zu ersterem geht der Rio Negro, während die Karten von Wisner und Johnston vier Verbindungen mit dem Paraguay zeigen. Unter diesen ist nach Aussage meiner Leute der Paray (jedenfalls der Piray der genannten Karten) der bedeutendste. Die Wisnersche Karte zeigt in der Umgebung der Lagune Ipoá (wie auch sonst) Namen, die jetzt nicht mehr bekannt sind und wahrscheinlich im Kriege zerstörte Estancias bezeichnen (die Karte erschien aber nach dem Kriege); so findet man östlich von der Lagune zwei Oertchen Peña und Haedo, von denen ich nichts finden und über die ich nichts erfahren konnte. Johnston zeigt östlich von der Lagune einen Cerro Haedo, über welchen ich auch nichts in Erfahrung bringen konnte, der aber seiner Lage nach wahrscheinlich mit dem Tarumá-ruguá identisch ist. Dagegen soll es einen Arroyo (Bach) Haedo geben, westlich von der Lagune, zwischen den Ausflüssen Rio Sanjita und Rio Saladillo.

Nach meiner mehrere Monate später erfolgten Rückkehr nach Asuncion zogen einige des Landes ziemlich kundige Leute die Richtigkeit meiner Aussagen über die Lagune Ipoá in Zweifel, indem sie behaupteten, die Lagune müsse durchaus grösser sein, ich hätte entweder nicht die richtige gefunden oder der Wasserstand müsse ein

besonders niedriger gewesen sein; einer der Herren wollte sogar wissen, es gäbe eine grosse und eine kleine Lagune Ipoá, letztere nur hätte ich besucht. Dem gegenüber halte ich meine Angaben vollkommen aufrecht, zumal da ich später noch in vielen andern Fällen fand, wie wenig die scheinbar best orientirten Leute über die geographischen Verhältnisse von Paraguay wussten. Der Wasserstand der Lagune war kein niedriger, sondern ein normaler; ihre Ufer sind durch Wald, Strecken festen Landes, Baumreihen u. s. w. scharf begrenzt, sodass von einem fortwährenden Schwanken des Umrisses nicht die Rede sein kann; in geringer Entfernung vom Ufer fanden wir an mehreren Stellen Spuren früherer Ansiedlungen, die schwerlich mitten in einem meist unter Wasser stehenden Gebiet angelegt worden wären; meine Leute endlich, welche aus Luque (ganz nahe bei der Lagune Ypacaraý, ostnordöstlich von Asuncion) gebürtig waren, sowie andere Leute aus dem Volke, welche ich befragte und denen ich meine Karten zeigte, waren durchaus der Ansicht, dass die Lagune Ypacaraý grösser sei als die Lagune Ipoá, was der Wirklichkeit entspricht, mit den Darstellungen bei Wisner und Johnston aber nicht stimmt. Der Wasserstand der Lagune scheint mir übrigens sogar im Steigen begriffen zu sein, denn nach mehrfachen Aussagen sind Sumpfstrecken, welche zur Zeit des Lopezschen Krieges noch gangbar waren, jetzt unzugänglich; an vielen Stellen findet man absterbende Bäume eine Strecke weit vom Ufer im Wasser stehen, und verschiedene der angetroffenen Ruinen sind wahrscheinlich wegen zunehmender Versumpfung der Gegend verlassen worden; auch Reste einer alten Umzäunung fand ich an einer jetzt nicht mehr zugänglichen Stelle. Die Höhe der Lagune über dem Meeresspiegel fand ich zu 95 m (Mittel aus zwei Beobachtungen), sie liegt also nur wenig über dem Wasserspiegel des Paraguay, der bei Asuncion 98 m Meereshöhe hat. Bis zum Hause des Don Domingo hat sich das Terrain schon auf etwa 120 m gehoben. Irgend welcher Verkehr besteht auf der Lagune nicht, und das Boot, welches ich benutzte, ist das einzige, welches ich gesehen habe. Ein zweites soll halb zerbrochen irgendwo am Ufer liegen.

Für den Jäger ist die Lagune Ipoá mit ihrer Umgebung ein Eldorado: in sumpfigen Buchten hält sich mit Vorliebe das Wasserschwein auf (in Paraguay Carpincho genannt; *Hydrochoerus Capybara*), welchem der Tiger (Jaguar) vorzugsweise nachstellt, Hirsche suchen gerne die trockneren Stellen im Sumpfland auf, Entenschwärme streichen über den See, einen truthahnähnlichen Vogel sah ich wiederholt aus dem hohen Schilfgrase hervortreten, Affen führen in dem dichten Walde ein selten gestörtes Dasein, sogenannte Rebhühner

beleben zahlreich die trockneren Weidestrecken. Papageien fliegen früh und Abends kreischend in Scharen, das schwerste Wild Paraguays, der Tapir, gewöhnlich *gran bestia*, in der Landessprache *mborevi* genannt, wird auch nicht fehlen. Gern hätte ich noch einige Tage an der Lagune verweilt, um meine geringe Jagdgeschicklichkeit auf diesem geeigneten Gebiete zu verbessern, aber ich musste meine Zeit zu Rathe halten.

Am folgenden Morgen (5. Dezember) folgte ich meinen etwas früher aufgebrochenen Leuten bis zu ihrem halbwegs zwischen Tabapý und Quyindý gelegenen Hause, wo ich der Frau des Aelteren all die Wunderdinge zeigen musste, welche in den Tagen auf der Lagune die Bewunderung der beiden Schiffer fast noch mehr erregt hatten, wie meine Erzählungen von europäischen Kultur- und Bevölkerungszuständen, namentlich Feldstecher, Thermometer und Kompass. Nach kurzer Rast brach ich auf und folgte der Strasse nach Quyindý, einem Städtchen, das nichts Bemerkenswerthes bietet und mich keinen Augenblick aufhielt. Der Weg jenseits von Quyindý, nach Ybycuí, wohin ich wollte, ging theils durch Wald mit rothem Boden, theils über endlose hügelige Weideländereien, die in der Nähe von Ybycuí leicht mit Palmen bestanden waren; links blieb mir dort immer der Rand des Waldgebiets vor Augen, welches die Gebirgsgruppe von Acaái umzieht und von zahlreichen Ansiedlungen gesäumt ist, rechts hatte ich den Blick auf die ziemlich entfernten kahlen Berge von Caápucú; vor mir tauchte bald der majestätische Cerro Tatucuá[1] auf, dessen Spitze mein nächstes Ziel war. Die Leute, denen ich begegnete, schauten mich etwas verwundert an, denn ein allein im Lande umherreitender Fremder ist eine vollkommen ungewohnte Erscheinung; selbst der Eingeborene reitet selten allein, und ein Fremder muss nach landesüblicher Anschauung durchaus einen *vaqueano*, einen »Kundigen«, einen Führer bei sich haben. Dass man sich auch nach der Karte orientiren kann, und dass man schon mit einiger Kenntniss der Landessprache Paraguay betritt, um sich im Nothfalle weiterfragen zu können, ist den meisten etwas Neues. Die Gegend war wasserarm, sodass ich keinen zur Mittagsrast einladenden Platz fand und es vorzog, ohne Aufenthalt bis Ybycuí zu reiten, wo ich nicht in der feinsten Verfassung ankam, da mein Pferd in einer grossen Pfütze fehlgetreten hatte und auf die Nase gestürzt war, sodass ich absteigen und knietief durch den schwarzen Tümpel waten musste. Auch einige Umwege hatte ich gemacht, da man sich oft in den vielen

---

[1] Tatucuá heisst Loch *(cuá)* des Gürtelthiers *(tatú)*.

Karretenspuren nicht leicht zurecht finden kann. Der Gefe von Ibycuí, welchem ich mein empfehlendes Zirkularschreiben vom Minister des Innern vorlegen wollte, war nicht zu Hause, bei einem Kaufmann konnte ich kein Unterkommen finden, ich sprach daher beim ersten besten Haus an, wo man mich freundlich aufnahm. Zwei ältere Mädchen und ein junger Bursche, der Rest einer zahlreichen, vor dem Kriege in den Missionen ansässigen Familie, bildeten die Bewohner des Häuschens, welches nur aus einem Zimmer, einer die Küche bildenden grösseren und einer seitlichen kleineren Vorhalle bestand; einige Riemenbetten, zwei Kisten auf hohen Füssen (ein Schutz gegen Ameisen und anderes Ungeziefer), ein Tisch, einige Stühle, Gefässe für Milch und Wasser bildeten den ganzen Hausrath, eine kleine Pflanzung hinter dem Hause, ein Pferd und eine Anzahl Kühe den sonstigen Besitz der Leute.

Ybycuí, 1766 gegründet, der Mittelpunkt einer ziemlich viehreichen Gegend, bietet als Ort nichts Bemerkenswerthes, hat aber eine anziehende und gesunde Lage auf einem Rücken, der durch das Thal eines zum Mbuyapeý, einem Nebenflusse des Tebicuarý, fliessenden Baches von der Cordillerita getrennt wird; in dieser steigt ostnordöstlich von der Ortschaft, greifbar nah erscheinend, der Cerro Tatucuá auf, ein gewaltiger, steiler, oben schräg abgestumpfter Kegel, bis oben zu bewaldet, die gleichfalls bewaldete Cordillerita mächtig überragend. Andere niedrigere, zum Theil scharf geschnittene Spitzen des Gebirges sieht man im Norden; dort durchschneidet der Weg nach Ibitimí, welcher durch romantische Felsparthien gehen soll, die Berge. Südöstlich von Ybycuí legte der ältere Lopez 1854 eine Eisenhütte, hauptsächlich für Kriegszwecke, an [1]), welche unter Benutzung von Holzkohle und Wasserkraft Eisenerze von den nahen Ortschaften Caápucú, Quiquió [2]) und San Miguel verarbeitete, durch den Krieg aber eingegangen ist. Ich hatte nicht Gelegenheit die Oertlichkeit zu besuchen, glaube aber, dass ihre Lage auf den Karten von Page und Du Graty annähernd richtig, auf der Wisnerschen Karte dagegen falsch angegeben ist. Sogar den Cerro Tatucuá, welcher dicht bei Ybycuí liegt, zeigt die Wisnersche Karte in ganz falscher Lage, etwa 7 Leguas zu weit südlich; noch südwestlich von diesem Punkt findet sich dann bei Wisner die »*Fábrica de Fierro*«.

---

[1]) Genaue Angaben über diese Hütte und die dort verarbeiteten Erze findet man bei Du Graty, a. a. O. S. 289 ff.

[2]) Diese Schreibung ist die gewöhnliche; ein seiner vaterländischen Ortsnamen gut kundiger Paraguayer meinte aber, man müsse Quyquyhó schreiben und sprechen.

Deutsche giebt es in der Gegend von Ybycuí, soviel ich in Erfahrung bringen konnte, nur zwei: der eine, ein deutscher Schweizer, befasst sich mit der Fabrikation von Caña (Zuckerrohrbranntwein), hat es aber zu nichts gebracht, da er selbst sein bester Kunde ist; der andere hat tief in der Cordillerita einen Potrero (von Wald umgebene Weidestrecke), wo er Viehzucht betreibt. Er ist wohl der einzige Deutsche in Paraguay, der das Viehgeschäft nach Art der Correntiner betreibt, indem er Pferdeheerden selbst aus Corrientes holt, sie eine Zeit lang bei sich weiden lässt und sie dann weiter verkauft. Er war gerade auf Reisen, daher konnte ich ihn nicht aufsuchen.

Am Morgen nach meiner Ankunft besuchte ich den Gefe, der mir auf Grund meines Empfehlungsschreibens sofort einen Sergenten zur Begleitung bis an den Fuss des Cerro Tatucuá stellte. Nach etwa anderthalbstündigem Ritt, erst durch das flache Flussthal, dann durch ansteigendes Land mit Palmen, gelangten wir zu einer sauber gehaltenen Maispflanzung, in welcher versteckt ein zweiter Sergent wohnte [1]), an den ich nun »abgeliefert« wurde. Der brave Mann suchte mich vor allen Dingen von meinem Vorhaben, den Cerro zu besteigen, abzuschrecken; das sei doch zu gefährlich; der Berg sei noch nie bestiegen worden, selbst von den Eingeborenen nicht, es wimmle oben von Schlangen und wilden Thieren, auf der Spitze wehe immer ein heftiger Sturm, dem man nicht widerstehen könne, ein gefährlicher See sei auf dem Gipfel, man finde dort grosse, behauene Steine, die nichts Gutes ahnen liessen, einem alten Indianer sei einmal eine weisse Jungfrau auf halber Höhe des Berges erschienen, einem andern ein Kreuz u. s. w. Als alles Abreden nichts half, wurden endlich aus den benachbarten Ansiedlungen zwei *vaqueanos*, Wald- und Wegkundige, herbeigeschafft, mit denen das Verhandeln von neuem anging. Wir wurden schliesslich doch einig, sie wollten es wagen, und ich versprach jedem einen Patacon (4 Mark), wenn wir die Spitze erreichten, andernfalls die Hälfte. Ein Frühstück besiegelte das abgeschlossene Geschäft, freilich keines mit Austern und Champagner, der Wirth setzte vielmehr eine grosse Schüssel Mais mit Milch auf eine Bank unter dem Baume, welcher die Küche bildete, er und ich setzten uns zu reiten auf die Bank, die beiden Vaqueanos kauerten auf Schemeln, jeder bekam einen Hornlöffel und langte sich dann aus dem ihm zugewandten Theile der Schüssel so viel er mochte.

---

[1]) Die Gemeinden sind in einer mir nicht ganz genau klar gewordenen Weise militärisch organisirt.

Nahe dem Hause des Sergenten war ein zweites, zwischen beiden ein schöner, als gemeinsamer Besitz angesehener Orangenhain, in welchem ich die Knaben während der Mittagsruhe bei einem landesüblichen Spiel, *casita* genannt, beobachtete: sie steckten eine Anzahl Kupfermünzen in flacher Furche senkrecht in eine Reihe und warfen danach mit ziemlich schweren kleinen Kugeln.

Um zwei Uhr machten wir uns auf den Weg, um womöglich vor Sonnenuntergang den Gipfel des Berges zu erreichen. Erst ging es eine Stunde lang bei 32° C. im Schatten über fast baumlose Wiesen bis zu einer Stelle im Nordosten des Berges, wo die zu überwindende Neigung eine geringere ist als von Westen her. Wir traten in den Wald ein, der anfangs licht und leicht zu durchschreiten war, bald aber dichter wurde. Reichliches Unterholz von dornigen Akazienarten, zur Grösse von kleinen Bäumen entwickelten nesselartigen Pflanzen, Farnen, Agaven und Kakteen füllten den Raum zwischen den durch zahlreiche Schlingpflanzen verbundenen meist mittelgrossen Bäumen, deren Menge nur hier und da durch einen wirklichen Waldriesen unterbrochen wurde. Den Boden bildete theils Pflanzenerde, theils war er mit Steinblöcken bedeckt, welche trügerisch mit Vegetation überwuchert waren. Die beiden Leute machten mit ihren Buschmessern so schnell und geschickt Bahn, dass ich in meinen hohen Reitstiefeln ihnen manchmal kaum folgen konnte. Es waren zwei echt paraguaysche Gestalten, von mittlerer Körpergrösse, schlankem, elastischem Bau, kräftig brauner Hautfarbe, mit dunkeln, oft träumerisch blickenden Augen und dunklem, leichtgelocktem Haar — eine Folge der Mischung des straffhaarigen Indianers mit dem lockenhaarigen Europäer; der eine entstellt durch eine gewaltige Hasenscharte, die seinem sonst gutmüthigen Gesicht beinahe etwas Furchterregendes gab. Sie waren nur mit einer bis ganz oben aufgestreiften weissen baumwollenen Hose und einem schwarzen Filzhut bekleidet; Hemd und Poncho hatten sie um den Leib gewunden, daran ein Bündelchen mit ein paar Maiskolben und etwas Käse, über der Schulter des einen eine Flinte, das war die ganze Ausrüstung. So schritten sie barfuss durch Dornen und Gestrüpp, eifrig auslugend nach jedem Wespennest, nach jeder Schlange, nach allem Verdächtigen. Von den vielen wilden Thieren bekamen wir natürlich nichts zu Gesicht, denn alles grössere Raubwild hält sich in der Nähe der Flüsse und Waldränder; das Innere des Urwaldes ist thierarm. Hier und da summte eine Biene an uns vorbei, deren Flug die Leute weithin mit den Augen verfolgten, um das Honignest zu entdecken und es bei Gelegenheit einmal auszunehmen; eine einzige Schlange, hellbraun und weiss,

etwa $1\frac{1}{2}$ *m* lang, trafen wir lebend an, eine andere todt. Jene wurde durch ein paar Schläge mit dem Rücken des Buschmessers unschädlich gemacht: einen scharfen Schlag führt der Paraguayer nicht auf eine Schlange, da er der Meinung ist, dass die Theile einer zerhackten Schlange springen können, was seine Richtigkeit haben mag. Das letzte Bachbett, welches wir überschritten, führte zum Unglück gerade kein Wasser, sodass wir den mitgenommenen grossen Flaschenkürbis (*porongo*) leer weitertragen mussten. An mehreren Stellen, wo grössere Felsblöcke das Aufkommen von Bäumen hinderten, hatte ich grossartige Ausblicke nach Osten und Nordosten, weithin über die flachen, bewaldeten Züge der Cordillerita, die hier und da von Potreros unterbrochen war.

Zur Verwunderung der Vaqueanos erreichten wir um sechs Uhr ohne jeden Unfall den Gipfel, ein umfangreiches, nach Süden etwas geneigtes, dicht bewaldetes Plateau. Die Sonne war dem Untergange nahe, so dass wir, da ein Aussichtspunkt nicht zu finden war, daran gingen, uns einen Lagerplatz zu bereiten. In einem Bestande von Tacuarilla, einem feinen, sehr zähen und elastischen, dem Bambus verwandten Rohre, welches so dicht wächst, dass andere Pflanzen darunter und dazwischen nicht gedeihen, der Boden dort also sehr rein ist, wurde mit dem Buschmesser ein Platz gesäubert und auf demselben ein Feuerchen angezündet. Einige schnell geröstete, saftige frische Maiskolben und etwas ungesalzener Käse stillten den Hunger, während eine einzige Orange (fünf hatten wir nur mit) den Durst kaum für einige Augenblicke löschte. Bald erlosch das Feuerchen, ich wickelte mich in meine wie einen Militärmantel gerollt mitgenommene Pferdedecke und streckte mich auf den Boden, desgleichen die Paraguayer in ihre Ponchos gehüllt; einige Leuchtkäfer (mit leuchtenden Augen) schwirrten durch die Büsche, Nachtschmetterlinge flatterten um uns her, die Sichel des zunehmenden Mondes strahlte freundlich durch die regungslosen Baumwipfel, und bald sanken wir alle in Schlaf, aus dem uns nur quälender Durst ab und zu weckte. Die früheste Morgendämmerung fand uns schon wach, wir assen wieder etwas Käse, theilten die letzten zwei Orangen und erwarteten den Aufgang der Sonne. Dann suchte ich mir möglichst hohe und einzeln stehende Bäume auf, die ich erkletterte, um eine Aussicht zu gewinnen. Es gelang mir auch, Blicke nach Nordosten, Norden und Westen zu erhalten; ich sah in weiter Ferne die Lagune Ipoá, näher rechts den Cerro von Acaái, im Nordnordwesten die Berge von Paraguarý, nach Norden hin den ganzen Zug der Cordillerita, jenseits

derselben, im Nordosten, eine bis dahin noch nicht erblickte Bergkette, die Cordillere von Villa Rica.

Den Abstieg begannen wir nach dem Südostabhange hin, wo sich weniger Schwierigkeiten zeigten als beim Anstieg. Die Hitze war drückend, denn schon bei Sonnenaufgang hatte ich 22° C. abgelesen; dazu sonderte der durstende Körper nur wenig Schweiss ab, so dass die unangenehme Wirkung der Hitze um so grösser war. Ich war froh, nach anderthalbstündigem Marsche saure Orangen anzutreffen, welche fast in ganz Paraguay in einer gewissen Höhenzone verwildert (oder wild?) in den Wäldern vorkommen und mit ihrem sehr herben und stark zusammenziehenden Saft den Durst beschwichtigen können. Die Paraguayer lachten anfangs und berührten die sonst verachtete Frucht nicht; bald aber folgten sie, vom Durst bewältigt, meinem Beispiel. Um 8 Uhr trafen wir einen kleinen Bach, dessen schmutziges Wasser uns köstlich erschien und uns unglaublich erfrischte. Nach kurzer Rast ging es weiter, und um 9 Uhr traten wir nach Umgehung des Berges im Osten genau an derselben Stelle aus dem Walde heraus, wo wir gestern eingetreten waren.

Beim Abstieg hatte ich noch Ausblicke nach Süden gewonnen, auf die immer flacher werdenden südlichen Ausläufer des Gebirges und auf die Weideländereien gegen Caápucú hin, so dass meine Rundschau vollständig war. Die Höhe des Berges bestimmte ich zu 630 *m*, während ich für Ybycuí 155 *m* gefunden hatte. Quarzitische Sandsteine scheinen die Hauptmasse des Berges zu bilden [1]; ich fand sie von röthlicher, rosagrauer und weisslicher Farbe. Dazu gesellte sich in der Nähe der Spitze ein schwarz und weiss gesprenkelt erscheinendes Gestein, welches als grobkörniger Olivindiabas bestimmt worden ist. Aus Sandsteinen scheint die Hauptmasse des ganzen Systems der Cordillerita und der Cordillera zu bestehen.

Um 10½ Uhr traf ich wieder bei dem Sergenten ein, wo man uns mit Neugier und Freude empfing und sehr verwundert war, dass wir nichts Schreckliches zu berichten und auch kein Gold gefunden hatten; denn dass ich Gold zu suchen gegangen sei, glaubten die Leutchen doch wohl, trotz meiner gegentheiligen Versicherung und trotz aller Versuche ihnen klar zu machen, dass und wie ich die Höhe des Berges bestimmen wollte. Welches das Resultat meiner Beobachtung sei, musste ich trotzdem mittheilen, ohne indessen grossem

[1] Die nicht zahlreichen von mir mitgebrachten Gesteinsproben hat Herr Dr. Mügge, Kustos des Mineralogischen Museums zu Hamburg, zu bestimmen die Freundlichkeit gehabt.

Verständniss zu begegnen, denn der Sergent fragte mich naiv, ob der Berg, wenn er umfiele, Ybycuí wohl noch bedecken würde! Dazu wäre mindestens Chimborazohöhe nothwendig gewesen.

Gegen Abend erreichte ich wieder Ybycuí, wo unterdessen auch Herr H. von Caápucú aus wieder eingetroffen war. In der anmuthigen Abendkühle erzählten wir uns im Angesicht des sich dunkel vom Abendhimmel abhebenden Tatucuá unsere Erlebnisse; in der Frühe des nächsten Tages machten wir uns dann vereint nach Acaái auf, welches wir nach einem angenehmen vierstündigen Ritt durch meist bewaldete und gut bewohnte Gegend — eine Bodenschwelle zwischen Cordillerita und Cerro von Acaái — glücklich erreichten. In einem Correntinerhause fanden wir freundliche Aufnahme.

Den Gefe fanden wir nicht zu Hause, doch unternahm es der »Comisario«, der ihm nächststehende Beamte, gern, uns Führer zur Besteigung des nahen Cerro zu besorgen, natürlich wieder erst für den folgenden Tag! Der Aufenthalt in Acaái war uns etwas unheimlich, da der an der Hauptstrasse nach Corrientes gelegene Ort von vielen Correntinern bewohnt ist, zum Theil wenig Vertrauen erweckenden Burschen. Herr H. hielt die Leute für des Schlimmsten fähig, sodass wir es gerathen fanden, uns Nachts in unsern unter der Vorhalle aufgespannten Hängematten abwechselnd gegenseitig zu bewachen. Es kam aber nichts Verdächtiges vor.

Die Gegend von Acaái ist reich an Pferden, und wiederholt versuchten die Leute, mit uns Geschäfte zu machen; auch kaufte ich schliesslich eine Stute, welche mir auf der weiteren Reise die besten Dienste leistete, da sie ausdauernd, schnell und vorzüglich geritten war. Die Ansiedlungen um Acaái erzeugen Unmassen von Orangen, welche theils nach Paraguarý zum Markte gefahren werden, theils auf Karreten nach Villeta (südlich von Asuncion) gelangen und von dort nach den La Plata-Häfen verschifft werden.

Noch lange vor der Sonne brachen wir am andern Tage (9. Dezember) nach den Bergen hin auf; der Comisario begleitete uns in eigner Person, ausserdem ein anderer, der Waldläuferei kundiger Bewohner des Ortes. Ueber zum Theil sumpfige Niederung ritten wir eine starke Legua weit bis in die Nähe des Waldrandes, bis zur Hütte eines schrecklich hässlichen, rothhaarigen Ehepaares, wo während kurzer Rast Bresche in einen riesigen Haufen goldiger Apfelsinen, der unter der Vorhalle lag, geschlagen wurde. Dann nahm der Rothhaarige seine alte Flinte, holte aus einer Nachbarhütte noch einen Genossen und führte uns auf vielfach gewundenen Pfaden bis zu einer dicht am Fusse des Berges gelegenen Waldwiese, wo wir absattelten.

unsere Pferde zum Weiden anbanden und unser Sattelzeug im Walde aufhingen. Es war erst 6¼ Uhr. Wir drangen nun in den Wald ein, anfangs einem Pfade folgend, den Goldsucher geschlagen hatten, welche in dem bröckligen, etwas Glimmer führenden Gestein eines nahen Bachbettes Gold zu finden gehofft hatten. Nach Ueberschreitung dieses Baches ging es in den pfadlosen Wald hinein, ziemlich schnell vorwärts, da wir ja genug Kundige mithatten. Nach einiger Zeit kamen wir an eine Region grosser Felsblöcke, die sich, förmlich Treppen bildend, bis gegen den Gipfel hinzogen, immer von reichlicher Vegetation durchsetzt. Die Paraguayer blickten besorgt empor; ich lächelte, da ich dachte, sie scheuten die Schwierigkeit des Erklimmens, die nur gering sein konnte; auf meine Frage, was es denn gäbe, antworteten sie »nichts«; ich hatte keine Lust zu unnützem Aufenthalt, stieg daher munter hinan! Bald aber heftig schmerzende Stiche auf der linken, dem Berge zugewandten Seite und auf dem Rücken; schnell flog ich noch zehn oder zwölf Meter empor bis zum nächsten schützenden Gebüsch, verfolgt von einem kleinen Schwarme wüthender Wespen. Etwas erschöpft blickte ich zurück, da standen die Paraguayer und lachten aus vollem Halse, in harmloser Schadenfreude, wie sie ihrem kindischen Charakter durchaus eigen ist; mein Freund H. aber war mir, ebenfalls nichts ahnend, gefolgt. Die Leute umgingen das Wespennest und folgten vorsichtig; wir weiter voran, in der Hoffnung, nun sei es aus. Bald aber sass uns ein zweiter, ein dritter Schwarm im Nacken, so dass die Stiche schon nach Dutzenden zählten. Immer dichter sassen die Nester auf den sonnigen Felsabhängen; sobald man sich einem Neste auf kleine Entfernung näherte, schwärmten die grossen rothbraunen Wespen aus, um den Umkreis ihrer Wohnung zu vertheidigen, wich man zurück oder duckte sich, so schwärmten sie langsam wieder ein. Darnach richteten sich die Paraguayer, so dass unser Hauptführer mit einem einzigen Stich durch das Gebiet der so gefürchteten »*avispas*« kam. Schliesslich hatten wir uns zwischen den Wespennestern so verstiegen, dass kein Ausweg mehr da war: vor uns, hinter uns, rechts und links, überall die ominösen kleinen dunklen Flecke in den Spalten der Felsen. Die Entfernung zur Spitze war nur noch gering, und Herr H., welcher wieder Muth gesammelt hatte, wollte die Festung mit Sturm nehmen; ungeschützt — wir hatten ausser Hosen und Stiefeln nur leichte Wolltricothemden an — stürmte er aufwärts, bald aber kam er, mit der Gewandtheit eines Steinbocks von Block zu Block hüpfend, wieder zurück, am ganzen Leibe wie in Fieberschauern zitternd von der Masse der schmerzhaften Stiche. Wir überlegten, denn Rath musste

geschafft werden. Mit Vorsicht wurden die zunächst liegenden Nester durch Feuerbrände zerstört, dann zündeten wir ein grosses Feuer an, dessen Rauch der Wind zum Glück in der gewünschten Richtung, aufwärts, trieb. So räucherten wir unsere Feinde aus und erreichten unser Ziel.

Der Gipfel der von mir erstiegenen Spitze ist zum Theil kahl und mit grossen Blöcken bedeckt, zwischen denen nur Brombeeren, Kakteen und dergl. wuchern — eine Ausnahme in Paraguay — so dass es mir gelang, durch blosse Aufsuchung geeigneter Stellen Ausblicke nach allen Seiten zu gewinnen und so meine Kenntniss dieses Theils von Paraguay zu vervollständigen, wobei mich das schönste Wetter begünstigte. Der Cerro von Acaái bildet einen nach Norden geöffneten Halbmond, hat mehrere Gipfel, von denen ich nicht den höchsten erstiegen hatte, und ist zum grössten Theil mit Wald bedeckt; gegen die Spitzen hin tritt überall zwischen der Vegetation nacktes Gestein hervor, welches nach einer mitgenommenen Probe (gleich dem in der Nähe der Spitze des Tatucuá) Olivindiabas ist. In dem vom Gebirge halb umschlossenen Kessel entspringt ein Flüsschen, welches zum Cañabé fliesst. Die Aussicht war der vom Tatucuá ähnlich: ich übersah das ganze Becken von Paraguarý, sah fern im Osten die Berge von Villa Rica über die Cordillerita emporragen, sah nach Süden bis in das Flachland am Tebicuarý, westlich die Lagune Ipoá und die Ausläufer des Gebirges auf dem ich stand; von Ortschaften namentlich das nahe Acaái, das vor Kurzem verlassene Ybycuí und im Nordwesten Carapeguá. Die Höhe der von mir erstiegenen Spitze beträgt 550 *m*; die höchste Spitze, nahezu westlich von dieser gelegen, mag gegen 50 *m* höher sein. Acaái liegt 205 *m* hoch. Der Cerro von Acaái soll schon wiederholentlich bestiegen worden sein, z. B. von dem oben erwähnten Franzosen Balanza. Der Sagenkreis, der sich an seine Gipfel knüpft, ist daher ein kleinerer und nicht so »unheimlicher«. Leute aus Carapeguá erzählten besonders von einer grossen Schlange mit einem Schweinskopf, die oben liege und einen Schatz bewache. Leider fand ich sie nicht.

Wir waren von der Nordseite heraufgestiegen; nach einem zweiten Wespenkrieg nicht verlangend, nahmen wir den Rückweg nach Westen und Südwesten, nach dem Kessel hinunter, bis wir den Bach erreichten. Derselbe führte wenig Wasser, welches zwischen mächtigen Blöcken dahinfloss; von Stein zu Stein springend folgten wir zwischen dichten Pflanzenwänden dem Wasserlauf bis zu einer einladenden Stelle, wo ein kleiner Imbiss genommen wurde; nach kurzer Rast weiter bis zu unserer Waldwiese, die wir schon um 1 Uhr erreichten.

Nahe der Wohnung unseres Rothhaarigen, der sich mit zwei oder drei Realen (0,80 resp. 1,20 Mark) glänzend belohnt fühlte, kehrten wir für die Siesta in der Niederlassung eines Italieners ein, welcher sich in recht guten Verhältnissen zu befinden schien. Sein hübsches Häuschen stand in einem fruchtreichen Orangenhain, seine Pflanzung von Maniok, Mais, Bohnen und Zwiebeln war in bestem Stande und auf dem Kamp der Umgegend weidete sein zahlreiches Vieh. Die Zwiebeln schienen ihm besonders ans Herz gewachsen zu sein, denn unter dem Dach der Vorhalle hingen ihrer wenigstens vierzig oder funfzig Zentner. Die Hausfrau war eine Paraguayerin; eine kleine vier- oder fünfjährige Tochter sah echt italienisch aus — wie überhaupt der paraguayische Typus mich oft an den italienischen erinnerte —, aber — sie rauchte ihre Zigarre wie eine echte Paraguayerin, und spuckte dazwischen wie ein alter Seebär. Der Hausherr wollte sich möglichst angelegentlich mit uns unterhalten, nur war sein Gemisch von neapolitanischem Dialekt und schlechtem Spanisch kaum verständlich.

Um fünf Uhr waren wir wieder in Acaái, von einem kleinen Gewitterschauer, den ausnahmsweise Ostwind gebracht hatte, durchnässt. Oben auf der Spitze des Berges stieg noch der Rauch eines von uns angezündeten Feuers gen Himmel. Unser wegkundiger Begleiter nahm keine Bezahlung an; dem »Comisario« konnte ich natürlich kein Geld bieten, er liess sich aber gerne in der von ihm selbst geführten Kneipe ein wenig bewirthen und fragte mich, ob ich ihm nicht einen Theil meines »*remedio*« gegen Schlangen (Salmiakgeist) »verkaufen« wollte, worauf ich ihm gern die Hälfte schenkte.

Nach einer wieder — wohl unnöthiger Weise — auf Posten zugebrachten Nacht verliessen wir Acaái (10. Dezember). Wenig vor dem Orte überholten wir eine grosse aus Corrientes kommende Pferdeherde, dann gings durch schönes Weideland dem mich schon heimathlich anmuthenden Paraguarý zu, das, auf dem Rücken der Loma weithin sichtbar, gegen Mittag erreicht wurde.

In Paraguarý gingen einige Tage mit Reisevorbereitungen hin. Ich schloss mit dem erwähnten Deutschen G. einen Kontrakt zur Reisebegleitung ab, vervollständigte meinen Pferdebesitz auf vier Stück (für jeden ein Reitpferd, dazu ein Packpferd und ein Reservepferd), kaufte für das zweite Pferd Sattelzeug, beschaffte Säcke und Beutel, versah mich mit Kleinigkeiten, die oft vortheilhaft die Stelle von Geld vertreten konnten (Kämme, Bombillas, Bleistifte, Gebetbücher für Kinder, Kampher — beliebtestes Heilmittel — Gewürznelken, Spielkarten u. s. w.) und besorgte einen kleinen Vorrath an

landesüblichem Proviant (Reis, Bohnen, kleine, harte, annähernd kugelförmige Zwieback, Yerba, Kaffee, Käse, etwas Caña in einer spanischen Lederflasche — *bota* — für meinen Begleiter u. s. w.); alles zur Bereitung und zum Genuss des Mate Erforderliche, insbesondere der kleine Matekessel, durfte nicht fehlen; ebensowenig Streichhölzer (wenn man die im Lande fast ausschliesslich benutzten italienischen und französischen Wachszünder so nennen kann), Seife, Stricke, Bindfaden und Aehnliches. Für den ersten Theil der geplanten Reise nach Osten und Norden konnte ich auf regelmässiges Unterkommen zur Nacht und auf Gelegenheit zur Erlangung von Nahrungsmitteln rechnen, für den zweiten aber nicht. Ein Zelt, oder wenigstens Material zum Aufschlagen eines provisorischen Zeltes, mitzunehmen unterliess ich trotzdem; in Paraguay reist fast niemand mit einem solchen, und ich rechnete auf günstiges Wetter. Besondere Gefahren standen keine in Aussicht. Die Bevölkerung der Gebiete, welche ich aufsuchen wollte, ist durchaus friedlich, soweit überhaupt welche vorhanden ist, und von wilden Thieren hat man nichts zu befürchten; es ist eine Seltenheit, dass der Tiger (Jaguar) sich Lagerplätzen nähert, und gegen Schlangen kann man sich mit einiger Vorsicht jederzeit leicht schützen. Einen sogenannten Mosquitero — ein mit Stäben zum Aufstellen versehenes Netz zum Schutz gegen Moskiten —, den die Paraguayer gern mit sich führen, nahm ich auch nicht mit; im Nothfalle konnte ich mich mit dem leichten Sommerponcho bedecken.

An einem Vormittag fand ich noch Gelegenheit, von Paraguarý aus die nahe erste deutsche Kolonie, an dem Wege nach Yaguaron gelegen, zu besuchen. Von den ursprünglichen Kolonisten ist nur noch eine Familie da, die sich besonders mit dem Anbau von Luzerne befasst, aber in einer andern Ortschaft, die ich auch besuchte (Batoví) nebenbei Viehzucht betreibt, für welche der Ort dieser Kolonie keine Gelegenheit bietet. Ausserdem findet sich dort noch ein später eingewanderter deutscher Schweizer, der sich mit dem Anbau von Zuckerrohr und der Bereitung von Branntwein aus demselben (Caña) beschäftigt. Die übrigen früher von Deutschen in Angriff genommenen Plätze sind jetzt von Eingeborenen besetzt oder wieder verwachsen. In dem Städtchen Paraguarý war man schon mit Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Feste des Schutzpatrons der Stadt, des heiligen Thomas (21. Dezember) beschäftigt, welches hauptsächlich durch Stiergefechte gefeiert wird. Dieselben tragen aber, wie man mir berichtete, einen recht friedlichen Charakter, indem es nicht darauf ankommt, die Wuth des Stieres durch Verwundungen zu reizen und

ihn schliesslich zu tödten, sondern vielmehr nur darauf, an seiner Stirn befestigte Geldstücke loszureissen.

5. Bis Villa Rica. Die Cordillere von Villa Rica.

Am 13. Dezember Nachmittags verliessen wir Paraguarý; Herr H. wollte noch eine Tagereise weit mitgehen. Die Hitze war gross (um 2 Uhr 33,4 ° C.), die Luft bewegungslos und schwül, Gewitterwolken umsäumten fast den ganzen Horizont, nur der Osten war frei. Wir waren kaum eine Legua geritten, als der Donner im Norden zu grollen anfing; schnell kamen die schwarzen Wolken über die Cordillere herauf, und schon umtobten die Blitze den Felsengipfel des Cerro Santo Tomas, als wir, eben noch zu rechter Zeit, die Ansiedlung eines Deutschen, nahe dem Fusse dieses Berges, erreichten. Zwischen den kräftigen jungen Bäumen eines selbstgepflanzten Orangenhaines kam uns eine riesige Gestalt entgegen, halb nackt, nur mit Hose und Hut bekleidet, aber trotz dieses urwäldlerischen Aeusseren nicht ganz fähig, den früheren preussischen Garde-Cuirassier zu verbergen. Der biedre B. ist Zimmermann von Beruf und seit 20 Jahren in Amerika. Man hatte ihn einst in Paris in bekannter Weise als argentinischen Soldaten angeworben, und mit der argentinischen Armee war er nach Paraguay gekommen, wo er es indessen nicht weit gebracht hat. Mit einer Paraguayerin verheirathet, hat er sich wohl zu sehr echt paraguayscher Bequemlichkeit ergeben; auch soll er, wie so viele Deutsche drüben und zu Hause, einem Schluck »starken Getränkes« nicht abhold sein. Jedenfalls gewährte er uns in seinem als Küche benutzten alten und in seinem selbstgezimmerten, saubern neuen Häuschen gern Schutz gegen das Unwetter. Erst am andern Tage kamen wir weiter, denn einen Versuch, nach dem ersten Unwetter weiter zu reisen, schlug ein starkes, mit Sturm von Süden heranziehendes Gewitter erfolgreich zurück. Letzteres ging in eine Art Landregen über, vielleicht aufgehalten durch den Gebirgszug; dafür brachte es aber erfrischende Kühlung, so dass wir um 5 Uhr nur noch 22,2 ° C. hatten.

Am andern Morgen ritten wir, theils auf, theils neben dem noch bis einige Leguas östlich von Paraguarý fertigen Bahndamm der Cordillerita zu, um sie im Pass von Sapucai zu überschreiten. Sapucai ist nur Name einer Oertlichkeit; eine Ortschaft des Namens giebt es nicht, wenn man nicht einige wenige am Waldrande zerstreute Ansiedlungen so bezeichnen will. Sapucai soll »zurufen« bedeuten, was einige auf die engen Stellen des Weges beziehen. Ganz allmählich stieg der Weg durch Wald zu dem flachen Rücken des Gebirges an, so dass ich für den höchsten Punkt meines Weges nur 220 *m* Meeres-

höhe (also 70 *m* über dem Bahnhof von Paraguarý) fand: sicherlich ist also dieser Pass für die Anlage einer ordentlichen Strasse oder Eisenbahn kein bedeutendes Hinderniss. Der oft recht schlechte und morastige Weg führte oben über drei ausgedehnte Potreros, welche durch schmale Waldstrecken getrennt sind und unter dem Namen Potrero Catalan zusammengefasst werden. Dieselben sind noch gänzlich unbewohnt, obgleich sie ohne Zweifel sich vorzüglich zur Ansiedlung eignen: das Weideland derselben ist vortrefflich, wenn auch etwas reich an Insekten, der Waldboden vorzüglich für Ackerbau, Wasser liefern mehrere nie versiegende Flüsschen, an deren einem wir eine mehrstündige Mittagsrast unter Baden und Matetrinken zubrachten. Gegen Abend stiegen wir zu weiten Weideländereien hinab, in welchen auf einem Hügelrücken das freundliche Städtchen Ibitimí gelegen ist. Links trat auf diesem Stück des Weges das Gebirge schon ganz zurück, rechts begleitete uns ein Ausläufer, der in den Cerros von Ibitimí endigt. In ansehnlicher Entfernung gerade vor uns hatten wir die Cordillere von Villa Rica, welche sich bläulich schimmernd vom Horizonte abhob. Ein italienischer Kaufmann gewährte gern Unterkunft und gute Verpflegung. Längst schon hatten wir uns den Landessitten soweit angepasst, dass wir nichts mehr daran fanden, für die Nacht das dumpfe Zimmer mit der luftigen Vorhalle zu vertauschen, wo wir in unsern Spannbetten herrlich schliefen, nicht gestört durch die zahlreichen harmlosen Vorübergehenden.

Während Herr H. sich am andern Morgen wieder nach Westen zurückwandte, brachte mich ein Morgenritt durch vorzügliches Weideland nach Achar-cué, der schönen Besitzung des durch seine Agitation für deutsche Auswanderung nach Paraguay wohlbekannten Herrn Mevert (s. o.). Derselbe hat dort 6 oder 7 Quadratleguas Grundbesitz erworben, worauf er Estanciawirthschaft betreibt. Gleichzeitig hat er die Absicht, seine Besitzung, die in der vortheilhaftesten Weise trocknes und feuchtes Weideland mit Waldland vereinigt, zu einem Mittelpunkt für deutsche Ansiedlung zu machen. Auf seinem Gebiet wohnten zur Zeit meiner Anwesenheit etwa achtzig eingeborene »*pobladores*«, Ansiedler oder Pächter, welche ihm nach Landessitte eine geringe Abgabe (einen Real = 40 Pfennige jährlich) für jedes Stück gehaltenen Viehes bezahlten. Manche von ihnen sind recht wohlhabend; so besass zum Beispiel ein alter Einbeiniger (das andere Bein hatte er im Lopezschen Kriege verloren, was ihn aber nicht hinderte, noch zu Pferde zu steigen) über hundert Stück Vieh, dazu zwei hübsche Häuschen und eine ansehnliche Pflanzung. Solche Leute

verkaufen ihre geringen Baulichkeiten und ihre Pflanzung sehr gern und siedeln sich dann schnell und leicht an einem andern ihnen passend erscheinenden Punkte an. Einige wenige deutsche Ansiedler waren in dieser Weise schon an Stelle der Eingeborenen getreten.

Ich brachte im Hause des Herrn Mevert zwei angenehme Tage zu, die besonders der Besichtigung seines Besitzes gewidmet waren. Wir nahmen die Herde in Augenschein, besuchten deutsche und eingeborene Ansiedler, ritten zu dem Tebicuarý-mi (dem kleinen Tebicuarý), einem Nebenflusse des eigentlichen Tebicuarý-mi [1], einem wasserreichen Flüsschen, welches zwischen bewaldeten Ufern dahinfliesst. Das massive und luftige Wohnhaus des Herrn Mevert liegt ganz nahe der nach Villa Rica führenden Strasse auf einem Hügel und ist weithin im Lande unter dem Namen *casa blanca* (weisses Haus) bekannt. Daneben baute er gerade mit eingebornen Arbeitern und einigen deutschen Handwerkern (die vor Jahren mit der englischen Kolonie [2]) nach Paraguay gekommen sind) ein zweites Haus, da das alte ihm und seiner Familie nicht genügend Platz bietet. Die zum Bau des neuen Hauses nöthigen grossen Bäume finden sich nur vereinzelt im Walde, müssen daher mit Sorgfalt aufgesucht und dann durch eigens geschlagene kleine Pikaden (Waldwege) herausgeschafft werden; man lässt dabei entweder die Stämme einfach von Ochsen schleifen oder man legt das eine Ende derselben auf eine Karretenachse. Vor dem Hause liegt ein ganz neu angelegter noch wenig entwickelter Garten, hinter dem Hause findet man einige Nebengebäude und Umzäunungen für Rindvieh und Pferde; in kurzer Entfernung im Südosten liegt ein niedriger, bis oben bewaldeter kegelförmiger Hügel, Cerro von Achar-cué genannt. Am zweiten Tage meiner Anwesenheit wollten wir uns ein der Natur des Landes angemessenes Vergnügen verschaffen, indem wir es versuchten, ein Reh zu Pferde zu jagen; das Thierchen war aber schlau

---

[1]) Der Tebicuarý, welcher nach ungemein krümmungsreichem Lauf oberhalb Villa del Pilar mündet, der Hauptfluss des Binnenlandes von Paraguay, entsteht in der Nähe von Santa Maria da Fé in den Missionen aus dem Grossen und Kleinen Tebicuarý, Tebicuarý-guazú und Tebicuarý-mi; der Oberlauf des ersteren ist noch wenig bekannt, doch entspringt er ziemlich fern im Südosten von Villa Rica; alle Karten zeigen ihn verschieden. Der Tebicuarý-mi entspringt östlich von Villa Rica, hinter der nach der Stadt benannten Cordillere, macht erst einen nördlichen Bogen und fliesst dann südlich bis zum Zusammenfluss mit dem vorigen. In ihn fliessen mehrere Nebenflüsse, die ebenfalls den Namen Tebicuarý-mi führen, so z. B. der oben genannte; ein anderer desselben Namens wird auf dem Wege von Villa Rica nach Caáguazú überschritten. Verwechslungen sind demnach leicht möglich und erklären vielleicht zum Theil einige später zu erwähnende Abweichungen auf den Karten.

[2]) Ueber diese weiter unten.

genug, sich aus der Waldinsel, in welche es eingetreten war, nicht heraustreiben zu lassen.

Noch vor der Sonne brachen wir am 17. auf und ritten durch wechselnde Landschaft, an wenigen Ansiedlungen vorüber, rechts in ziemlicher Entfernung von einem Ausläufer der Cordillerita begleitet, an dessen Fuss der oben erwähnte Tebicuarý-mi hinzufliessen scheint, zum Tebicuarý. Bald kamen wir durch einen sich zu beiden Seiten des Weges hinziehenden Sumpf, der gerade den Weg entlang eine flache Lagune von wohl einer Viertelstunde Länge bildet[1]). Man findet sehr oft, dass die Wege in den Sümpfen gerade die Stellen des stehenden Wassers aufsuchen, weil dort der Boden fester zu sein pflegt. Jenseits erstreckt sich bis zum Tebicuarý eine sehr flache, bei hohem Wasser jedenfalls überschwemmte Niederung. Der Fluss muss dann einem mächtigen Strome gleichen, während er jetzt auf mich etwa den Eindruck der Saale oberhalb Halle machte. In Zeiten grosser Trockenheit nimmt er noch bedeutend ab; zwei Monate später konnte er zum Beispiel an jener Stelle, dem Paso Achar, durchritten werden. Die Flussübergänge sind auf Reisen in Paraguay eine Hauptfrage, allerdings je nach dem Wetter mehr oder weniger wichtig. Brücken habe ich in den bewohnten Landestheilen nirgends gefunden, nur fern im Nordosten, in den Yerbales (Yerbawäldern), wo sie die Yerbagewinner *(yerbateros)* in ihrem eigenen Interesse anlegen. An häufig benutzten Uebergängen[2]) findet man wenigstens ein Boot oder mehrere, in abgelegenen Gegenden fehlt es aber an allem, sodass man sehen muss, wie man hinüberkommt. Manche führen dann einen möglichst wasserdichten Sack mit, der Sattelzeug und Kleider aufnimmt und hinübergezogen wird, während der Reisende und sein Pferd hindurchschwimmen. So recht landesüblich ist aber die Beförderung mit der *pelota,* einer trocknen Rindshaut, deren Ränder emporgebogen und mit Stangen und Stricken gefestigt werden, sodass ein schwankes Fahrzeug entsteht, welchem Gepäck und nicht des Schwimmens kundige Reisende anvertraut werden. Ich brauchte auch für mein Gepäck zu diesem Mittel nie zu greifen, da wegen der herrschenden Trockenheit alle Flüsse, an welchen kein Boot war, zu Pferde passirt werden konnten, allerdings oft mit Schwierigkeiten.

Am Paso Achar ist für die Ueberfahrt gesorgt; wir und das Gepäck passirten in einem kleinen Boot, die Pferde schwimmend den

---

[1]) Die Wisnersche Karte zeigt sie sogar 3 *km* lang.

[2]) Flussübergang, Furth, heisst auf spanisch *paso* (sprich Passo); die Deutschen drüben sagen auch Pass.

Fluss. Etwas schwieriger ist es, Karreten über den Fluss zu setzen: ich sah, wie man die Karrete bis nahe an die Achse ins Wasser fuhr, dann auf jeder Seite ein grösseres Boot an sie heranbrachte, starke Bretter unter die beiden Enden des Wagenkörpers schob, sodass das Ganze auf ihnen zwischen den Booten ruhte; sobald die Räder wieder den Grund berührten, wurden die Ochsen vorgelegt.

Das linke Ufer des Tebicuarý ist beim Paso Achar ziemlich hoch und sandig, der Boden des Flusses, den ich bei einem erfrischenden Bad untersuchte, theils sandig, theils schlammig. Die ziemlich starke Strömung hielt sich nahe dem rechten Ufer. Eine kurze Strecke vom Ufer ab wohnt der Engländer (ein früherer Deutscher?) C., welcher die Fähre betreibt und sich ausserdem eine kleine Seifenfabrik eingerichtet hat. Die Meereshöhe des Flussspiegels beim Paso Achar bestimmte ich zu 130 *m.*

Jenseits des Flusses hob sich das Land ziemlich beträchtlich; wir liessen rechts die beiden Cerros von Itapé, links das Oertchen selbst und die Stelle der verunglückten englischen Kolonie liegen und ritten in ostnordöstlicher Richtung meist über fast unbesetztes Weideland, das mit zahlreichen Termitenhügeln besät war — ein gutes Mittel, um die Beschaffenheit des Bodens zu erkennen — auf Villa Rica zu. An einem kleinen nach Norden und dann nach Westen fliessenden Nebenflüsschen des Tebicuarý [1]), welches nur ganz wenig Wasser führte, wurde kurze Rast gemacht — ich sammelte dort auf einem Raum, den ich sitzend mit dem Arm beherrschte, mindestens fünf Ameisenarten —, dann weiter in der alten Richtung. Der Boden hob sich mehr und mehr zu einer Art tief gewellter Hochebene, das dünn besetzte Weideland wich dem Waldlande mit rothem Boden, welches umfangreiche Spuren früherer Ansiedlungen (aus der Zeit vor dem Kriege) in alten Umzäunungen, verwildernden Orangenhainen und der alte Pflanzungen unverkennbar kennzeichnenden Vegetation (bestimmte Arten von Sträuchern und hochstengligen Kräutern) aufwies; dazwischen in spärlicher Zahl noch jetzt bewohnte Ansiedlungen. Die alte Strasse war stellenweise klaftertief ausgefurcht, eine neue daneben im Entstehen.

Noch lange vor Abend erreichten wir Villa Rica, wo ich im Hause des Herrn Ferdinand Coehler, eines Deutschen aus Prag, des angesehensten Kaufmannes im Orte, freundliche Aufnahme und die uneigennützigste Unterstützung meiner Pläne fand. Herr Coehler ist seit der Zeit des Krieges in Paraguay ansässig; er kam gleichwie

---

[1]) Auf der Wisnerschen Karte fliesst es natürlich nach Süden.

Herr Konsul Mangels, mit dem feindlichen Heere als Kaufmann ins Land und konnte die Lage der Dinge benutzen, um sich verhältnissmässig schnell zu Wohlstand emporzuschwingen. Sein Theilhaber, Herr B., welcher schon als Kind aus Deutschland nach Amerika kam, lebt seit vier Jahren in Paraguay. Absatzgebiet des Geschäftes sind ausser der Stadt selbst und ihrer Umgebung die nordöstlich gelegenen Yerbawälder.

Villa Rica ist der Einwohnerzahl nach die zweite Stadt des Landes, zählt aber, glaube ich, nicht mehr als 5000 Bewohner, während für die ganze Gemeinde amtlich »mehr als 12000« angegeben werden. In ihrem Aeussern unterscheidet sich die Stadt ein wenig von den meisten andern, indem sie ausser den beiden Hauptplätzen, dem Kirchen- und Marktplatz, eine beträchtliche Zahl langer, sich rechtwinklig schneidender Strassen enthält, welche genau nach den Himmelsrichtungen weisen; auch findet man in der Stadt hier und da Gruppen von Orangenbäumen, sowie Zäune von ordentlich geschnittenen Brettern, eine Erinnerung an die früher blühende, jetzt aber aus Mangel an Konsum sehr heruntergekommene Thätigkeit Villa Ricas zur Verwerthung der Wälder. Die Einwohnerzahl von Villa Rica mag früher grösser gewesen sein, denn es fehlt nicht an unbewohnten und selbst verfallenen Häusern, und die bewohnten scheinen nicht übermässig besetzt zu sein. Die Strassen und Plätze sind, wie überall, dicht begrünt, und kaum war ich angekommen, so wurden meine Pferde auf dem Hauptplatz der zweiten Stadt des Landes neben mehreren andern zum Grasen angebunden. Das Regenwasser sucht sich nach Belieben seinen Weg in den Strassen, so dass diese vielfach zerrissen und in dunkeln Nächten — von Strassenbeleuchtung ist natürlich nicht die Rede — nur unter kundiger Führung passirbar sind. Von vielen Punkten der Stadt hat man eine schöne Aussicht auf die Spitzen der dichtbewaldeten Cordillere im Osten. Die Gesundheitsverhältnisse von Villa Rica müssen sehr günstige sein, wenn man auf die lichte, luftige Bauart, die Lage ziemlich auf dem höchsten Punkt einer Bodenanschwellung, das gute Trinkwasser und das geringe Verständniss für die Thätigkeit und den Werth eines Arztes einen Schluss gründen darf. Die Meereshöhe von Villa Rica bestimmte ich durch fünf Beobachtungen zu 205 *m.* [1])

---

[1]) Gegen 575 engl. Fuss oder 175 m auf Johnstons Karte; Page (S. 212) giebt an 323 engl. Fuss (98 m) über Asuncion, was sich meiner Beobachtung ziemlich nähert; die Meereshöhe von Asuncion (Flussspiegel) nimmt er aber an dieser Stelle nur zu 257 engl. Fuss (78 m) an, indem er sagt, Villa Rica liege 580 engl. Fuss über Buenos Aires. An anderer Stelle (S. 610) giebt er die Meereshöhe des Flussspiegels zu Asuncion richtiger zu 307 Fuss (94 m) an.

Gegenüber dem vielbesuchten Geschäftshause des Herrn Coehler liegt die aus Eisen, Holz und Ziegeln erbaute Markthalle, ein freundlicher und luftiger Bau, das Werk eines in Villa Rica ansässigen Deutschen. Dort und in der nächsten Umgebung herrschte so ziemlich den ganzen Tag über, besonders aber früh von sechs bis neun Uhr und gegen Abend, reges Treiben. Eben beobachtete ich bei sinkender Sonne von unserer Veranda aus die schwatzenden, lachenden und handelnden weissen Frauengestalten, da erklang von der Kathedrale das Abendglöcklein, alles verstummte; wie Bildsäulen standen die eben noch so beweglichen Evatöchter in stillem Gebet oder wenigstens andächtigem Schweigen; dann allgemeine Bekreuzung und vorüber war der praktische Beweis gründlicher Jesuitendressur.

Die Bedeutung von Villa Rica für den Handel schien mir gering zu sein; der ganze Verkehr mit Paraguarý und Asuncion kann durch wenige Karreten bewältigt werden, es wird nicht viel verbraucht und nicht viel zur Versendung erzeugt. Früher trieb Villa Rica einen namhaften Handel mit Tabak, Zigarren und Zigarretten, welche besonders nach Argentinien gingen; jetzt aber ist dort der Verbrauch von paraguayschen Produkten dieses Zweiges ein geringer geworden, sodass der Umsatz stark abgenommen hat. Konkurrenz argentinischer Provinzen (z. B. Tucuman) und Bevorzugung der Fabrikate anderer Länder (Brasilien, Westindien) von Seiten Argentiniens wurden mir als Hauptgründe angegeben. Zum Theil mögen die Paraguayer selbst Schuld haben, da sie den Tabak nur in der rohesten Weise (durch Trocknen an der Sonne) zubereiten, und derselbe so seine sonst als vorzüglich anerkannten Eigenschaften nicht entwickeln kann. Herr Coehler versicherte, dass während des Verfalls des Zigarrenhandels die Preise des Produktes zu wahrhaft lächerlicher Niedrigkeit gesunken seien; man habe zuletzt im Grossverkauf das Tausend Zigarren einschliesslich der Kistchen für 2½ Realen (1 Mark) erhalten können. Herr Coehler strengt sich sehr an, den Tabaksbau von Villa Rica wieder zu heben, namentlich ist er bemüht, die Eingeborenen zu ordentlicher Behandlung des geernteten Blattes zu bewegen. Proben selbst erzeugten Tabaks, die er nach Bremen geschickt hat, wurden dort gelobt. Der Verbrauch von Tabak im Lande ist zwar ein bedeutender, doch erzeugen so viele Bewohner sich ihren Tabak selbst, dass der, welcher zum Verkauf baut, schwer Absatz findet; auch das Herstellen von Zigarren für den Absatz im Lande würde sich wenig bezahlen, denn man macht dort an eine Zigarre nur wenig Ansprüche: man nimmt einfach ein oft nur halb trockenes Blatt aus dem Bündel, rollt es auf dem Oberschenkel und zündet es an. Wie und wie lange eine

solche Zigarre brennt, darauf kommt es wenig an; will sie nicht mehr weiter, so wird eine neue gemacht. Männer und Frauen rauchen ohne Unterschied, ja selbst Kinder, die noch getragen wurden, sah ich mit Vergnügen die Zigarre benutzen; die Köchin des Herrn Coehler liess sogar beim Holzhacken die Zigarre nicht aus dem Munde.

Die Zahl der in Villa Rica ansässigen Deutschen ist gering; ausser Herrn Coehler und seinem Geschäftstheilhaber leben meines Wissens daselbst nur noch ein deutscher Kaufmann, ein Handwerker — dessen Tüchtigkeit in der Bearbeitung von Holz und Eisen gerühmt wird — und ein Arzt. Letzterer hat bei der Praxis keine Rechnung gefunden, da man ihn entweder nicht bezahlen wollte oder konnte; er lebt zurückgezogen auf einer *chacra* (Pflanzung) des Herrn Coehler vor der Stadt. Ausserdem lernte ich an Fremden mehrere italienische Kaufleute, einen spanischen Geistlichen, der sich schon vom »Geschäft« zurückgezogen hatte und nun zur Freude der Ameisen und Wespen — die aber wohl bekämpft werden können — Versuche mit der Weinkultur anstellt, und zwei wohlhabende und gebildete Franzosen kennen; die beiden letzteren haben Frauen aus der Heimath, was in Paraguay eine Seltenheit ist; der eine von ihnen lebt von der Rente, welche ihm sein Vieh abwirft, der andere betreibt Anbau von Zuckerrohr und mit sehr vollkommnen und theuren Maschinen, die er sich aus England und Nordamerika besorgt hat, Gewinnung von Syrup (*miel*) und Zuckerbranntwein (*caña*). Die Maschine zur Zuckergewinnung wird *trapiche*, die zur Branntwein- (und Spiritus-)Gewinnung *alambique* genannt. Mit seiner Alambique kann Herr B. 1200 l täglich erzeugen; selbstverständlich ist die Produktion eine viel geringere, dem beschränkten Bedarf entsprechend. Geheizt wird mit Holz, worunter ich viel Orangenholz bemerkte. Herr B. bewirthete uns mit deutschem Bier, was in Paraguay das Feinste ist; man verkauft dort die Flasche (meist Elberfelder und Aachener Fabrikat) gewöhnlich zu 6 Realen (2,40 Mark), ohne dass man indess bei der flauen Temperatur des Getränks einen diesem Preise entsprechenden Genuss hätte. Während ich mich noch mit Herrn B. zu seinem grossen Vergnügen französisch und englisch unterhielt, erschollen draussen auf dem Kirchenplatz, an welchem er wohnt, wie jeden Abend die Klänge der Militärmusik; misstönend gaben die Instrumente kaum kenntlich den Donauwalzer von sich! Ich dachte zehn Jahre zurück an die glänzenden Hallen des Wiener Ausstellungspalastes; Villa Rica und Wien!

Werthvoll war für mich die Bekanntschaft mehrerer Herren, die im Begriff waren, nach den Yerbales abzureisen, da ich bei ihnen wichtige Erkundigungen über Wege, Ortschaften und Verhältnisse

einziehen konnte. Ueber den Fall des Aguaraý-guazú, eines rechten Nebenflusses des Jejuí, welchen ich aufzusuchen gedachte, konnten mir dieselben keine Auskunft geben; auch Herr Coehler wusste nichts von demselben, zweifelte aber, dass dort ein Fall von einiger Bedeutung sich finden könnte. Nicht ganz so entmuthigend sprach ein alter Herr aus Villa Rica selbst, der als Offizier die Flucht des Lopez nach Norden bis zum Cerro Corá (wo Lopez getödtet wurde) mitgemacht hat. Er hatte von dem Fall gehört und schilderte die Gegend in grossen Zügen richtig.

Herr Coehler kennt genau einen grossen Theil von Paraguay und besonders die Umgegend von Villa Rica, es war daher für mich interessant, mit ihm die Karten zu studiren. Die Johnstonsche Karte kannte er ebensowenig wie jemand anders in Paraguay, und sie ist doch ohne Zweifel die beste der vorhandenen Karten des Landes. Bei Wisner zeigen sich in der Umgegend von Villa Rica einige ans Lächerliche grenzende Fehler. Die Cordillere von Villa Rica, die 3 bis 4 Leguas von der Stadt entfernt ist, erscheint auf weniger als 1½ Leguas herangerückt und von den übrigen Erhebungen fast losgelöst; hinter ihr ist der Ort Doña Juana gezeichnet, welcher in Wirklichkeit vor ihr liegt; Yataití und Oviedo, in Wirklichkeit verschiedene Namen für denselben Ort, erscheinen als zwei Ortschaften mit sorgfältig unterschiedener Signatur, dabei keiner von beiden an der richtigen Stelle gelegen; der Tebicuarý, welcher jenseits von Villa Rica entspringt, kommt bei Wisner weit von Nordosten her, so dass er von dem nach Caáguazú führenden Wege gar nicht geschnitten wird u. s. w. Herr Coehler bestätigte meine Vermuthung, dass die Wisnersche Karte für den ganzen Osten und Nordosten des Landes sowie für viele andre Theile eine völlig irrige Vorstellung über ihre Genauigkeit und Zuverlässigkeit erweckt. Die Gebirge sind gänzlich phantastisch gezeichnet, Flussläufe, die auch heute noch unbekannt oder jedenfalls noch nicht genau aufgenommen sind, erscheinen mit Sicherheit eingetragen, die Entwickelung der Flussnetze entspricht oft nicht der Wirklichkeit, wo vielleicht einmal eine Pikade geschlagen wurde, die in einigen Jahren wieder verwuchs, erscheint ein Karretenweg eingetragen u. s. w. Die Johnstonsche Karte nähert sich für die Umgegend von Villa Rica der Richtigkeit, die Cordillere liegt richtig und die Quelle des Tebicuarý ist wahrscheinlich auch annähernd richtig angegeben; dagegen erscheinen Mbocayatí und Duarte, ebenfalls zwei Namen für einen Ort, als zwei Ortschaften und, gleich Oviedo, in falscher Lage; auch muss der Tebicuarý zwischen Villa Rica und Achar-cué anders zu liegen kommen, denn man rechnet von

Villa Rica bis zum Flussübergang 5½, von da bis Achar-cué 2¾ Leguas. Der Name, welchen Johnston für den höchsten Punkt der Cordillere von Villa Rica angiebt, war niemandem bekannt; die Spitzen derselben scheinen keine Einzelnamen zu führen.

Herr Coehler und sein Geschäftstheilhaber Herr B. waren auf Geschäftsreisen weit nach Nordosten gekommen und konnten mir eine Menge zuverlässiger Angaben über jene Gegenden und über das Leben und Treiben in den Yerbales geben, die ich in der Hauptsache weiter unten verwerthen werde. Auf dem Kirchplatze der Stadt sah ich die ersten Yerbabäumchen, kleine junge Exemplare, in Umzäumungen sorgfältig gehegt. Herr B. lobte unter anderm sehr die Ehrlichkeit der in den Yerbales lebenden gänzlich »zahmen« Indianer; er hatte einmal in ihrem Gebiet für 1000 Patacon (4000 Mark) Waaren fünf Monate lang in einem offnen Schuppen liegen lassen, und als er dieselben wieder aufsuchte, fehlte nichts. Man kann mit den Leuten gut umgehen, nur muss man streng sein Wort halten, da sie sonst Gelegenheit zur Rache suchen.

In den Wäldern östlich und südöstlich von Villa Rica lebt, wie mir von vielen Seiten mitgetheilt wurde, ein noch fast ganz unbekannter Indianerstamm, die Guayaquí, welche noch Steingeräthe und Steinwaffen benutzen sollen. Bei Herrn Konsul Mangels las ich später einen Brief von einem in den Yerbales von Yutí (im südöstlichen Paraguay) thätigen Deutschen, welcher diese Angaben bestätigte und zwei Individuen des genannten Stammes gesehen hatte. Es würde nicht uninteressant sein, diese Leute einmal aufzusuchen. Das Volk hat dieselben, wie so vieles Unbekannte, mit einem Sagenkreise umgeben: sie sollen andere Menschen fliehen, sollen völlig apathisch sein, sich gegen einen ihnen übergeworfenen Laso (spr. Lasso) nicht einmal wehren u. s. w. Auch wusste man viel von einem ebenfalls in den Bergen lebenden zwerghaften Indianerstamme zu erzählen, welcher von rother Hautfarbe sei, auf Bäumen lebe u. s. w.: jedenfalls Fabeln. Die Johnstonsche Karte zeigt östlich von Villa Rica im Waldgebiet den Volksnamen Guayanas, welchen ich von niemand gehört habe.

Die Cordillere von Villa Rica konnte ich unmöglich unbesucht lassen, zumal da von früheren Besteigungen derselben nichts bekannt war. Herr Coehler war zum Mitgehen bereit und nahm noch einen seiner Leute mit, so dass unsere kleine Kavalkade vier Köpfe zählte, als wir am 19. Dezember früh durch die an Pflanzungen von Mais, Reis und Tabak, sowie an Spuren jetzt eingegangener Ansiedlungen reiche Gegend nach Osten trabten. Je näher wir dem Gebirgszuge kamen, desto deutlicher zeigte es sich, dass derselbe

nicht, wie es aus der Ferne scheint, aus einem von Norden nach Süden streichenden fast ungegliederten Kamme besteht, es wurden vielmehr etwa ein halbes Dutzend Thäler erkennbar, die ihn von Nordwesten nach Südosten furchen, so dass man letztere Richtung als die herrschende in jenem Ausläufer der höheren Landschaften des östlichen Paraguay ansehen kann. Die Spitzen zeigen nur geringe Höhenunterschiede, so dass ich mit Herrn A., einem wohlhabenden Paraguayer, in dessen Hause wir während kurzer Frühstücksrast aus reich mit Silber beschlagenem Mate das Nationalgetränk genossen und ein aus mitgebrachtem Fleisch bereitetes Ragout mit reichlicher Zuthat der unvermeidlichen Zwiebeln assen, nicht darüber einig werden konnte, welches eigentlich die höchste derselben sei. Ich behielt trotz seiner abweichenden Meinung die Spitze als Ziel im Auge, welche mir von Villa Rica aus als höchste erschienen war und nahezu östlich von der Stadt gelegen ist. Ein Vaqueano war nicht aufzutreiben, daher machten wir uns allein auf den Weg, von dem freundlichen Herrn bis zum einzigen Uebergang über ein baumgesäumtes Flüsschen begleitet. Dann ritten wir durch eine kurze Pikade und über eine Waldwiese mit Resten früherer Ansiedlungen bis zu einem zweiten Bach, der dicht am Fusse des zu besteigenden Berges hinfloss. Die Besteigung ging verhältnissmässig leicht von statten, unsere beiden Leute säuberten einen Pfad und zeichneten fleissig die grösseren Bäume für den Rückweg. Hier und da mussten wir uns durch einen dichten Bestand von Tacuarilla (sehr zähem, vielfach verschlungenem, bambusverwandtem Rohr) durcharbeiten, ab und zu kam eine kurze nur schwer zu nehmende Strecke dünn mit schlüpfriger Erde überlagerten Felsens, einige Male mussten zur Kontrolirung der Richtung Bäume erstiegen werden. So ging es drei Stunden lang bei drückend schwüler Hitze aufwärts, bis zu einem Punkte, dessen Höhe ich zu 570 *m* bestimmte. Dort erklomm ich einen der höchsten Bäume, um wenigstens etwas Aussicht zu haben; viel war es nicht, da nach den meisten Seiten der Wald hinderlich und da die Luft trübe und dunstig war. Verschwommen erschien im Westen die Cordillerita, im Südwesten weiter, durch keine Ortschaften unterbrochener Kamp. Gegen Südosten stieg der Berggrat, auf dem wir uns befanden, noch etwa 50 *m* an, doch bestand ich nicht darauf, bis dorthin vorzudringen, da weiter nichts Besonderes zu hoffen war; auch plagten Hitze und Durst uns mehr als gewöhnlich. Wir zündeten einen halb trockenen Baum an und wandten uns zur Umkehr. Die kundigen Augen meiner Begleiter vermochten den für mich oft ganz unkenntlichen Pfad, den wir aufwärts verfolgt hatten, genau wieder-

zufinden, so dass wir schon nach 1½ Stunden wieder unten an dem Bache waren, wo wir uns — man könnte fast sagen innen und aussen — badeten, und dann den unvermeidlichen Mate und einen »Asado« bereiteten. Ein Herr Dr. D., welcher Käfer sammelnd fast ganz Amerika durchstreift hat, und mit welchem ich später bei meinem zweiten Besuch der Kolonie San Bernardino zusammentraf, stellte, als er mich über die Tauglichkeit meines Reisebegleiters befragte, als erste Frage die, ob derselbe einen guten Asado bereiten könne; schon daraus kann man ersehen, welche Wichtigkeit der Asado im paraguayschen — und überhaupt südamerikanischen — Reiseleben spielt. Es giebt kein Fleischgericht, welches man mit weniger Vorbereitungen und Hülfsmitteln bereiten könnte, und man kann denselben nicht nur aus frischem Fleisch, sondern auch aus *carne charqueada* — in Streifen geschnittenem und an der Sonne getrocknetem Fleisch — bereiten. Ist das Feuerchen angemacht, so schneidet man von irgend einem Busch einen Ast ab, reinigt ihn, spitzt ihn zu und steckt ihn mehrmals durch das zu bratende Fleisch, so dass dieses auf möglichst kleinen Raum zusammengedrängt wird. Dann steckt man den Spiess ans Feuer und sorgt für möglichst gleichmässiges Durchbraten der einzelnen Theile. Nach kurzer Zeit ist der Braten fertig, die Hungernden setzen sich auf die Erde, der Spiess wird mitten zwischen ihnen in den Boden gesteckt, jeder schneidet sich mit einem Taschen-, Scheiden- oder Buschmesser so viel ab wie er wünscht; als Gabel dienen die Finger. Etwas Salz wird zum beliebigen Gebrauch bereit gehalten, oder auch schon vorher ins Fleisch eingerieben. Ein Stück Asado und zwei oder drei oft steinharte Zwieback bilden in Paraguay ein lukullisches Reisemahl.

Für diese Mahlzeit hatten wir eigentlich auf frischen Wildbraten gehofft, aber ein Mytú, ein ansehnlicher hühnerartiger Vogel[1]), den wir im Walde angetroffen, hatte mich nicht zum Schuss kommen lassen. Er und ein eulenartiger Vogel waren übrigens die einzigen grösseren lebenden Wesen, die wir während der Besteigung angetroffen hatten; von Vierfüsslern sahen wir nur Spuren; nur das Summen von Insekten und das lautlose Gaukeln grosser Schmetterlinge belebten die Waldeinsamkeit. In der Vegetation waren grosse Unterschiede zwischen dem Fuss und der Spitze des Berges nicht zu bemerken; charakteristisch ist indess, dass die Pindópalme, eine Fiederpalme von eleganter Erscheinung und mit glattem, schlankem Stamm, erst in der höheren

---

[1]) Bei Wappaeus, Die Republik Paraguay, Leipzig 1867, Hinrichs, S. 1157, *Crax galeata* genannt.

Region auftritt, was mir schon beim Cerro Tatucuá aufgefallen war. Grosse Bäume hatten wir nur vereinzelt im Walde angetroffen, unter ihnen besonders häufig den schon erwähnten Ombú. Die mitgenommenen Gesteinsproben von verschiedenen Theilen des Berges erwiesen sich als Diabase von verschiedener Zusammensetzung; ein von dem erstiegenen Berg südlich gelegener niedrigerer Berg, der Cerro Pelado oder Kahle Berg, schien mir indessen aus Sandstein zu bestehen, wenn man aus der zerklüfteten burgruinenartigen Gestaltung der röthlichen Massen auf ihre Zusammensetzung schliessen darf.

Es war Zeit gewesen, dass wir die Spitze des Berges verliessen, denn kaum hatten wir den Rückritt angetreten, als sich zu dem im Süden stehenden Gewitter ein zweites gesellte, das uns, aus Ostsüdosten kommend, geschwind nacheilte und bald den Gipfel des Berges in regenschüttende und blitzdurchzuckte Wolken hüllte. Durch Abkühlung der Luft machte es sich in der Ferne angenehm bemerkbar. Eine kurze Rast im Hause des Herrn A. wurde durch eine Szene echt paraguayschen Hirtenlebens unterbrochen. Herr Coehler hatte in dem Weideland der Umgebung ein Pferd bemerkt, das ihm gehörte, aber schon seit zwei Jahren ein gänzlich ungebundenes Kampleben führte. Ein halbes Dutzend junger Burschen aus der Nachbarschaft machten sich beritten und trieben in sausendem Galopp den Ausreisser nebst anderen Weidepferden in den Corral, dann traten zwei der geschicktesten mit Lasos in die Mitte des Corrals; scheu liefen die Pferde im Kreise; geschickt wird der Falbe von den übrigen gesondert, der Laso fliegt durch die Luft, die Schlinge sitzt ihm am Halse; wenige Augenblicke später fasst die zweite seine Hinterfüsse, er ist gefangen und muss sich, halberstickt, die ungewohnte Halfter anlegen lassen. Mit Widerstreben folgte er bis Villa Rica, wo der *domador*, der Pferdebändiger, ihm am andern Morgen mit Muth und Geschick Sattel und Zaum anlegte und ihn zu reiten versuchte. Maul und Flanken bedeckten sich mit Blut, ohne dass er geneigt wurde, sich dem fremden Willen zu fügen; er wurde abgeführt, um in den nächsten Tagen wiederholt »in Arbeit« genommen zu werden.

6. Von Villa Rica nach Süden. Der Cerro Tatuý.

Ein starkes Gewitter, das von Südwesten heraufzog, und reichlichen Regen niedersandte, hinderte mich, am 20. vor 5 Uhr Nachmittags zu einem Abstecher nach Süden aufzubrechen. Ueber sich senkendes Land ritten wir südwärts, ohne noch vor Abend Capilla Borja zu erreichen; ein winziger Rancho, fast nur aus einer Vorhalle bestehend, abseits des Weges nahe dem Waldrande gelegen, nahm

uns gastlich auf, und wir verbrachten daselbst in Hängematten zwischen Kühen, Kälbern, Ferkeln, Hühnern, Hunden und Moskiten eine etwas unruhige Nacht. Mit dem Frühesten ging es weiter, dem noch 1½ Stunden entfernten Capilla Borja [1]) zu, einem kleinen Städtchen, das, so viel ich beim Durchreiten sah, nur aus einer Strasse und einem Platz besteht. Die geschlossene Reihe der ausnahmsweise meist weiss getünchten Häuser mit den kleinen Vorhallen erinnerte mich lebhaft an Dörfer in Mähren und Böhmen, doch schnell wurde die Illusion durch ein paar leichtgekleidete braune Paraguayerinnen und eine plumpe Karrete gestört. Weiter führte unser Weg meist auf Weideland mit grauem und gelbem Sand- und Lehmboden, durchsetzt von zahllosen Termitenhaufen, deren ich oft mehrere hundert gleichzeitig sah, und nur spärlich mit Vieh bejagt; rechts und links sah man Waldränder, von vielen orangenreichen Ansiedlungen besetzt. Wo irgend wir ein Stückchen Waldland kreuzten, trat fast ausnahmslos der rothe Boden auf, eine Erscheinung, die ich in allen von mir besuchten Landestheilen beobachtet habe, ohne dass damit gesagt sein soll, dass nicht auch Weidestrecken rothen Boden aufweisen. Kurz vor Capilla Borja hatten wir den Yacá-mi überschritten; 1½ oder zwei Leguas nördlich vom Städtchen trafen wir auf den Yacá-guazú, ein ansehnliches Flüsschen, das, reich an kleinen Kieseln, von Ostnordost herkommt und bei dem augenblicklichen mässigen Wasserstande durchritten werden konnte. Wie stark es bei Regenwetter anschwillt, zeigten die weithin verfolgbaren Spuren des letzten Hochwassers. Bald stiegen wir aus der breiten, flachen Niederung der beiden Flüsse wieder zu welligem Hügellande empor, in welchem ebenfalls Weideland und Waldstrecken mit besiedelten Rändern abwechselten. Der Tag war ziemlich heiss, sodass wir zu längerer Mittagsrast eine einsam auf dem Rücken einer Loma gelegene Estancia aufsuchten (zur Gemeinde San Miguel gehörig; die Wisnersche Karte zeigt dort einen mächtigen Bergzug, der bis an den Tebicuarý herantritt!), wo eine schattige Baumgruppe winkte. Der Besitzer war zur Zeit des Krieges nach dem argentinischen Staate Entre Rios ausgewandert und erst seit wenigen Jahren wieder in Paraguay, er befasste sich hauptsächlich mit Schafzucht, was eine Seltenheit in Paraguay ist, doch wurden von ihm und anderen die Bedingungen, welche das Land für Schafzucht bietet, gelobt. Seine kleine Heerde lieferte ein

---

[1]) Capilla heisst Kapelle; die Stadt wird nach dem benachbarten Flusse auch Yacá-guazú genannt; in diesem Namen ist das zweite a nasal, man spricht daher fast Yacánguazú. aus. Der Ort ist im Jahre 1785 gegründet.

ziemlich grobes Produkt, das im Lande zu zwei Realen (80 Pf.) das Pfund verkauft und zu groben Geweben, namentlich Ponchos und Satteldecken, verarbeitet wird. Die Aussicht von der Estancia war umfassend und bot mir etwas ganz Neues, nämlich in ziemlicher Entfernung im Nordosten einen mächtigen Bergrücken, welcher die ebenfalls sichtbare Cordillere von Villa Rica offenbar überragte, und den ich auf meinen Karten ebensowenig wie später zu Hause auf irgend welchen andern verzeichnet fand; es war der Cerro Tatuý, auch Cerro Guazú (Grosser Berg) genannt, den ich, wenn möglich, zu besuchen sofort beschloss. Im Westen sah ich das weite, flache, reizlose, aber wildreiche Thal des Tebicuarý, dahinter die waldige, stellenweise von hochliegenden Weiden unterbrochene Cordillerita; dieseits des Tebicuarý eine sumpfige Lagune, die Laguna Caré[1]), von welcher der Alte natürlich wieder Wunderdinge zu erzählen wusste, namentlich von einem schwimmenden Stein, der sich darauf befinde und sich oft mit grossem Geräusch in Bewegung setze.

Durch wechselvolle anmuthige Hügellandschaft, von deren Fruchtbarkeit die zahlreichen neu angelegten Pflanzungen zeugten — kenntlich an den in den Rodungen noch stehenden grösseren Bäumen, welche man allmählich eingehen lässt — setzten wir am späten Nachmittag unsern Weg fort, links oft mit dem Blick auf den Cerro Tatuý, während im fernen Osten ein dunkler Streifen das höhere östliche Waldland andeutete. In Caázapá (180 *m* über Meer), welches wir mit untergehender Sonne erreichten, verschafften mir meine Empfehlungsschreiben in dem saubern und von Wohlhabenheit zeugenden Hause des Gefe, eines gebildeten und zuvorkommenden Mannes, die beste Aufnahme. Das Städtchen, der ziemlich verkehrsreiche Hauptort eines grossen Kreises, beherbergte gerade viele Fremde, die zum Theil aus weiter Ferne gekommen waren, um den dort alljährlich um Weihnachten (24. bis 30. Dezember) stattfindenden Wettrennen beizuwohnen. Solche Rennen bilden eine Hauptunterhaltung des wohlhabenden Paraguayers und des eingewanderten Correntiners; grosse Summen werden dabei verwettet, und die Leidenschaft für solche Wetten verhindert viele, zur Wohlhabenheit zu gelangen. Von unsern Rennen unterscheiden sich die »Carreras« wesentlich, indem man auf ungesatteltem Pferde reitet und nur ganz kurze Strecken, gewöhnlich nur 300 Varas (250 *m*), zurücklegt. Was die Wohlhabenden an

[1]) *Caré* heisst krumm; es wird oft auch *cané* gesprochen, wie überhaupt höchst merkwürdiger Weise r und n im Guaraní leicht in einander übergehen und oft verwechselt werden.

schönen Pferden und an reichgeschmücktem Sattel- und Zaumzeug besitzen, kann man bei solchen Rennen sehen und bewundern. Für das bevorstehende Rennen war »*el rosillo*[1]) *de Ajos*«, der Rothschimmel von Ajos, einem 10 oder 12 Leguas nördlich von Villa Rica gelegenen Städtchen, der gefürchtetste Gegner. Viele von den angesehenen Fremden versammelten sich nach dem Abendessen in dem Empfangszimmer meines Wirthes; bald erschienen auch zwei Musiker, welche Harfe und Harmonika nicht übel beherrschten, mir dagegen mit ihrem näselnden und eintönigen, schwächlich klingenden Gesange weniger Bewunderung entlockten. Die Paraguayer sind fast alle musikalisch und erlernen leicht ein Instrument. Am beliebtesten ist bei ihnen die Harfe, die sie sich — abgesehen von den Saiten — nicht selten selbst mit kunstfertiger Hand herstellen; denn wie musikalische Begabung, so ist auch Handgeschicklichkeit ihnen meist eigen. So erzählte man mir in Villa Rica von einem Knaben, der sich mit weiter nichts als einem geschärften und zugespitzten Stück Bandeisen eine Harfe verfertigt hatte; derselbe zimmerte sich nach blossen Erzählungen eine kleine Postkutsche. Die Tafel bot bei Herrn Ortigosa — so hiess der Gefe — ungewohnte Genüsse: da gab es eine ordentliche Fleischsuppe, Leberwurst, gebratenes Geflügel, trinkbaren Wein und sogar chinesischen Thee. Auf dem saubern Hofe erfreute mich eine kleine Sammlung von inländischen Thieren, namentlich in kleinem, niederem Käfig eine hübsche Tigerkatze, *yaguareté-í*, kleiner Tiger, genannt, auf dem Dache ein stattlicher Adler und frei umherspazirend ein prächtiger rother Ara.

Am andern Morgen ritten wir fort, auf Anordnung des Gefe begleitet vom Comisario der nördlicher gelegenen Gemeinde Rosario, der zufällig anwesend war. Mit wichtiger Amtsmiene begleitete uns der etwas gestörte Alte in der lauen Morgenluft erst über Weideland, dann durch einen an stattlichen Bäumen reichen Wald zum Potrero San José; im Nordosten hatten wir meist den Cerro Tatuý vor Augen, nahezu nördlich die Cordillere von Villa Rica. In den Wäldern dieser Gegend und um Villa Rica findet sich von den vielen Nutzhölzern Paraguays besonders häufig die Ceder (*cedro, Cedrela brasiliensis*)[2]), als rothe und weisse unterschieden, ein prächtiger Waldbaum, welcher ein gut spaltbares und bequem zu verarbeitendes, spezifisch leichtes

---

[1]) Man benennt die Pferde fast ausnahmslos nur nach den Farben.

[2]) Bei Du Graty, a. a. O. S. 305, als Cedrelacee, im Katalog der argent. Ausstellung in Bremen etc. als Meliacee bezeichnet.

(0.572) [1], etwas wohlriechendes Holz liefert, das in seiner technischen Verwendbarkeit mit unserm Fichten- und Kiefernholz zu vergleichen ist. Mehrmals hatten wir Karreten mit mächtigen Blöcken dieses Holzes getroffen. Der Potrero San José, aus mehreren Theilen bestehend, deren grössten eine tiefe Schlucht quer durchschneidet, hat, wie der umliegende Wald, rothen Boden und vorzüglichen Graswuchs, ist aber noch fast unbewohnt. Bei einem kleinen Häuschen, das von der vollen Krone eines schattigen Paraiso (*Melia azedarach*) geschützt wurde, machten wir kurze Rast. Vier Generationen bewohnten es, aber lauter Frauen: eine noch rüstige Alte, eine Frau in mittleren Jahren, zwei Frauen oder Jungfrauen — in Paraguay nimmt man es mit der Grenze nicht so genau — in jugendlichem Alter und ein kleines Kind. Die beiden jungen Weiber waren die anmuthigsten weiblichen Erscheinungen, die ich bisher in Paraguay gesehen hatte, die eine völlig blond und etwas voll, mit ruhigen blauen Augen, die andere schlank und ebenmässig, tief brünett, mit lebhaften, grossen, dunkeln Augen und graziösen Bewegungen, fast werth, eine klassische Schönheit genannt zu werden. Einen Schluck Caña verschmähten die jungen übrigens ebensowenig wie die alten.

Gegen Mittag erreichten wir die Wohnung des Comisario, der uns aber in dem benachbarten Hause einer wohlhabenden Witwe unterbrachte. Sie war zu Zeiten des Lopez aus Encarnacion (am Paraná im südlichen Paraguay) in diese sehr menschenarme Gegend üppigen Weidelandes eingewandert und erzielte mit ihren schon ältlichen Töchtern reichliche Ernten an Mais, Tabak, Wassermelonen, Maniok, Orangen (von selbsgepflanzten Bäumen, was man nicht zu oft trifft), Baumwolle u. s. w. Sie klagte nur über zahlreiches und häufiges Auftreten der Ysaú [2], einer grossen rothen Ameise, mit dickem Kopf und fürchterlichen Fresszangen, deren Scharen bisweilen einen Orangenbaum in einer oder einigen Nächten seines Blattschmuckes ganz entkleiden. Von der nahen Wohnung des Comisario hatte ich einen schönen Blick auf den vielleicht von dort noch 5 Leguas entfernten Cerro Tatuý, dessen imposante Masse nach Südosten zu steil abfällt, sich zu einem Hochlande von jedenfalls sehr geringer Höhe verflachend, und von der Cordillere von Villa Rica durch eine ziemlich tiefe Einsenkung getrennt ist. Von der durch den Cerro Tatuý bezeichneten

---

[1] Vgl. La Plata Monatsschrift (herausgegeben von Richard Napp), Jahrg. IV. (1876), S. 31.

[2] Den zoologischen Namen der Ysaú kann ich nicht angeben. Rengger (a. a. O. S. 278) sagt in einem sehr interessanten Kapitel über die Ameisen und Termiten Paraguays: »Wahrscheinlich eine *Atta*, der *cephalotes* ähnlich«. Danach bei Wappaeus a. a. O. S. 1157.

Erhebung fliessen drei auf den Karten theils gar nicht, theils sehr verschieden dargestellte Flüsse nach Süden, der Tatuý, Capivarí[1]) und Pirapó, deren Gewässer, vom letzteren gesammelt, den Tebicuarý-guazú vergrössern; nach Westen, zum Tebicuarý-mi, fliesst der am Tage vorher von uns überschrittene Yacá-guazú. Ueber die tiefliegende Landschaft der ersteren konnte ich ziemlich weit nach Osten blicken.

Abends fanden sich noch einige Leute aus der Nachbarschaft, besonders junge Bursche, ein, die Guitarre fehlte nicht und es wurde beim Schein eines kleinen Lämpchens auf dem gestampften Lehmboden der Vorhalle getanzt. Wohl oder übel musste ich mit meinen in langen Reitstiefeln steckenden Beinen neben den barfüssigen Paraguayern in die Schranken treten. Es wurde mir aber nicht schwer, meinen Mann zu stehen, sogar das Lob der ältlichen Schönen zu ernten, denn man tanzt dort mit einem unglaublichen Phlegma; in Asuncion, auf den Bällen der besseren Gesellschaft, sind die Böden sogar mit Teppichen belegt. Ausser unsern europäischen Rundtänzen wurde in unserm Rancho auch die nationale Palomita (»Täubchen«) getanzt, eine Art Quadrille mit allerlei netten Touren, die oft von einzelnen Paaren ausgeführt und von den übrigen mit rhythmischem Fingerschnalzen oder Händeklatschen begleitet werden. Es ruhte sich herrlich in der frischen Nachtluft nach dieser ungewöhnlichen Leistung.

Begleitet vom Comisario und einem jungen Manne wollten wir am andern Morgen dem ohne Zweifel noch nicht bestiegenen Cerro zu Leibe gehen. Ueber Weiden und Sümpfe, in welchen die Pferde meist bis an den Bauch in Wasser und Schlamm wateten und die ohne kundige Führung wohl nicht zu passiren wären, ritten wir zu mehreren zerstreuten Ansiedlungen (in deren einer wir eine frisch getödtete etwa 1½ *m* lange Giftschlange sahen), um Leute zu finden, die Muth hätten uns zu begleiten; dies gelang aber nicht. Keine Ueberredung und keine Versprechungen vermochten die Leute zu einem Entschlusse zu bringen; unpassirbare Sümpfe und Wälder, Reichthum an wilden Thieren und andere Gefahren, sagten sie, machten die Bergspitze unerreichbar; das sei noch unbetretenes Gebiet der Indianer. Selbst beherzt erscheinende Leute schüttelten mit einer Miene den Kopf, aus der ich entnahm, dass alle Bemühungen aussichtslos seien. Ich kam zu der Ueberzeugung, dass es zwar nicht

---

[1]) So schreibt und spricht man gewöhnlich. Streng genommen wäre Capiyguarý zu schreiben und zu sprechen; *capiyguá* ist der Guaraní-Name des Wasserschweins, gewöhnlich bei uns Capibará genannt. Capivarí heisst also Fluss der Wasserschweine. Dieser Flussname kommt im ganzen Guaraní-Sprachgebiet sehr oft vor.

unmöglich sei, die Spitze des Berges zu erreichen, dass es aber durch Umgehen von Sümpfen, Abbrennen von Grasstrecken, Pikadenschlagen, Versorgung mit Wasser und Lebensmitteln u. s. w. mehrere Tage und umfangreiche Vorbereitungen erfordern würde. Dazu kam noch, dass Regen und Gewitter in sicherer Aussicht standen, welche die Schwierigkeiten zu vermehren und zugleich die ganze Unternehmung unlohnend zn machen drohten. Missmuthig beschloss ich, den Cerro für dieses Mal zu verschonen, in der Hoffnung, nach meiner Rückkehr nach Asuncion noch Zeit zu einem zweiten Besuche, dessen besonderes Ziel er sein sollte, zu behalten, was leider nicht der Fall war. Die Höhe des Cerro Tatuý schien mir um gegen 100 *m* beträchtlicher zu sein, als die der Cordillere von Villa Rica.

Mein Entschluss reifte im Hause eines Sergenten der Gemeinde Concepcion, an welchen mich der Comisario abgeliefert hatte, und welcher die Gegend am genauesten zu kennen schien. Während wir uns in seinem Hause mit Essen, Trinken, Plaudern und Schlafen die Zeit vertrieben, fielen schon einzelne Regengüsse, und als wir Nachmittags eben aufbrechen wollten, scheuchte uns ein gewaltiges Unwetter wieder zum Hause zurück. Die Unterhaltung des Abends drehte sich zum grossen Theil noch um den Berg und seine Schrecknisse, zu denen sich jetzt noch der Bombero, ein sehr gefürchtetes gespensterhaftes Wesen, gesellte. Auch andere abergläubische Anschauungen kamen dabei zum Vorschein, z. B. dass Menschen sich gegenseitig in Tiger verwandeln können, aber in Tiger einer besondern Art, die nur feinere Nahrung, Geflügel und dergl. zu sich nehmen; ferner dass man sich, z. B. durch eine dargebotene Zigarrette, Krankheiten anwünschen könne; dass an Stellen, auf welchen ein Regenbogen zu stehen scheine, Gold und Silber zu finden sei u. s. w. Gold, Silber, Schätze und Diamanten spielen überhaupt in den Vorstellungen der Paraguayer eine grosse Rolle. Die erste Frage, wenn ich meine Absicht, einen Berg zu besteigen, kundgab, war gewöhnlich die, ob ich dort Gold und Silber suchen wolle; des Schatzsuchens war ich jederzeit verdächtig und wurde es noch mehr, sobald ich meine Karten vorholte und betrachtete; darauf sollten durchaus die Stellen verzeichnet sein, wo Madame Lynch während der Flucht mit Lopez die Schätze vergraben habe, über deren Verbleib ausser ihr Niemand etwas wissen könne, da alle beim Vergraben thätig Gewesenen erschossen seien. Mit scheuer Miene fragte mich der Sohn des Sergenten, ob ich es verstände, auch Schätze aufzufinden, deren Ort mir unbekannt sei, und ob ich dieselben dann ohne Schaden heben könne; ihnen, den Paraguayern, sei das unmöglich, die Padres hätten es in

alten Zeiten verboten, und es könne den Zuwiderhandelnden das grösste Unglück geschehen. Von der Quelle des Yacá-guazú wusste der junge Mann zu erzählen, dass es dort Diamanten gäbe, was meinen Begleiter veranlasste, am folgenden Tage eifrig in dem Geröll des genannten Flusses zu suchen, ohne dass er Spuren von edleren Steinen als Chalcedon, Achat und dergl., die in jenen Ländern häufig sind, gefunden hätte. Von seinen abergläubischen Schatz- und Geistergeschichten ging der junge Mann zu Harfe und näselndem Gesang über, bis die vorgerückte Stunde ihn zur Ruhe rief. Die Nacht war rauh und regnerisch, stürmischer Südwind hatte den am Vormittag wehenden Nord abgelöst und schaukelte meine Hängematte so, dass ich wenig Schlaf fand.

Bei fortgesetzt regnerischem Wetter mit Nordwind geleitete uns am andern Morgen der Sergent zu seinem nächsten Kollegen, der uns noch eine Strecke weit auf schlüpfrigen Wegen und durch Sumpf begleitete, bis wir den richtigen Weg nach Villa Rica nicht mehr verfehlen konnten. Wir ritten schweigsam von Potrero zu Potrero, überschritten wieder den Yacá-guazú und Yacá-mi, erreichten zerstreute Ansiedlungen, welche die kleine Gemeinde Doña Juana bilden und näherten uns, zur Rechten das meist von Wolken bedeckte Gebirge, unserm Ziele. Die Gegend bot wenig Neues und ich hatte reichlich Zeit, meine Gedanken in die Heimath schweifen zu lassen, wo meine Angehörigen, während ich regentriefend auf müdem Pferdchen durch die Sümpfe stolperte, — vier bis fünf Stunden Zeitunterschied in Betracht gezogen — wahrscheinlich um den glänzenden Weihnachtsbaum versammelt waren. Am frühen Nachmittage trafen wir in Villa Rica ein.

Von einer Weihnachtsfeier war in Villa Rica nur wenig zu merken. Die Soldaten veranstalteten auf dem Kirchplatz ein Ringstechen: in einem mit Kränzen und roth-weiss-blauen paraguayschen Fahnen verzierten Bogen hing an einer Schnur ein kleiner Ring, die Soldaten sprengten einzeln oder zu zweien um die Wette unter dem Bogen hindurch und versuchten den Ring mit dem kleinen Stäbchen herabzureissen, was aber nur äusserst selten gelang; dazu spielte die schlechte Musik. Die Leute waren meist halb betrunken, und es kam ihnen weniger darauf an, den Ring zu erwischen, als darauf, ihre Pferde und ihre Reitkunst zu zeigen und von den Zuschauern bewundert zu werden. Abends trieben Knaben Unfug auf den Strassen, zündeten Feuer an und schreckten, mit Ochsenköpfen aus Pappe verkleidet und in dürre Ochsenhäute gehüllt, die Vorübergehenden. Ich durchstreifte mit mehreren Herren die Strassen, um die in vier oder fünf

der wohlhabenderen Häuser aufgestellten *pesebres*, Krippen, zu besuchen, Darstellungen der Geburt Christi: in einer kleinen Grotte sah man das Christuskind, umgeben von den Seinigen, von den Weisen aus dem Morgenlande und von allerlei Gethier; rund umher phantastische und mannigfaltige Verzierungen von Blumen, Früchten, Kerzen, Spiegeln und allerlei Flittertand; dazu Musik und Gesang als Engel verkleideter kleiner Mädchen. Bald war die Stadt wie ausgestorben und wir wussten nichts besseres zu thun, als den »heiligen Abend« mit einer Partie Billard in der Kneipe eines Italieners zu beschliessen.

Am folgenden Morgen eine für Paraguay seltene Witterungserscheinung: dichter Nebel bedeckte die Landschaft, so dass ich nicht einmal über den Marktplatz hinwegsehen konnte. Bald aber zerstreute die Sonne die feuchten Dünste und am Nachmittag lockte das schönste Wetter die Bewohner der Stadt hinaus zu einem Landhause, wo die Militärmusik etwas zum Besten gab; trotz der nur sehr geringen Entfernung erschien alles zu Pferde. Die Geschäfte erlitten übrigens durch den Feiertag kaum eine Störung; der Marktverkehr fand wie sonst statt und die Läden waren am Vormittag offen.

7. Bis zum Rio Corrientes.

In aller Frühe zog am 26. ein Gewitter heran, welches bis gegen neun Uhr reichlichen Regen herabsandte. Wie die meisten Gewitter, welche ich bis dahin in Paraguay erlebt, hatte es nichts besonders Grossartiges und Schreckliches an sich. Dumpf und langgezogen rollten die Donnerschläge, einzelne bis 90 Sekunden dauernd; erst mit grosser Heftigkeit, dann sanfter aber ziemlich anhaltend ergoss sich der Regen. Den Nachmittag konnte ich aufbrechen und zwar mit wesentlich vervollständigtem Reisegepäck, denn ich hatte von einem alten Kaufmanne zwei noch aus Lopez' Zeiten stammende, jetzt selten gewordene, sehr feste und völlig wasserdichte, kunstvoll aus Holz und Leder hergestellte Packkörbe gekauft, die mir die besten Dienste leisteten. Meist über sich allmählich senkendes Weideland, zur Rechten das Gebirge, dessen Ansicht sich fortwährend veränderte, ritten wir ungefähr nach Nordnordosten, stellenweise von geflügelten Ameisen sehr belästigt. Wir erreichten gegen Abend einen nur noch durch einen schmalen Streifen Weide und Wald vom Tebicuarý getrennten Sumpf, welchen wir mit Vorsicht passirten. Mein lose laufendes Reservepferd fand die Gelegenheit günstig, machte mitten im Sumpfe Kehrt und spazierte zurück. Da mein Begleiter das Packpferd an seinen Sattel gebunden hatte, musste ich dem Ausreisser

nach, den ich erst nach vielem Hin- und Herreiten in dem gefährlichen Sumpf und langer Hetze auf dem daranstossenden Kamp mit List und Geschick einfing. Nahe dem Waldrande stand eine elende, sehr verfallene, unbewohnte Hütte, ein altes Fährhaus, wie Reste von Rudern bewiesen, wo wir drei junge Bursche trafen, mit denen wir unser trauriges Quartier theilen mussten. Sie assen gern von unserm Asado mit, wir liessen den Mate kreisen und streckten uns dann auf Sätteln und Decken nieder, während am westlichen Horizont noch das räthselhafte Abendroth jener Monate strahlte. Die drei Jünglinge waren auf dem Wege nach den Yerbales, wo nun bald die Arbeit beginnen sollte. Viele ihresgleichen wanderten um diese Zeit dahin, nur mit wenig Kleidungsstücken und kärglichem Mundvorrath versehen; sie sind tüchtige Fussgänger von grosser Ausdauer. Am nächsten Morgen trafen noch zwei Leute zu Pferde und drei zu Fuss ein, alle zusammen setzten sich dann vor uns in Bewegung, dem Tebicuarý zu. Wir folgten bald und trafen am »Pass« noch die Tochter des Fährmanns, welche nach einigen Bitten uns und unser Gepäck in einem etwa 7 *m* langen ausgehöhlten Baumstamme über den dort auch noch ziemlich ansehnlichen Fluss (er war etwa 15 *m* breit und tief genug, um die Pferde zum Schwimmen zu zwingen) setzte; derselbe liegt dort etwa 170 *m* über dem Meeresspiegel. Zwei Stunden später standen wir am Rande eines Waldes, in welchen die Strasse mit einem unbedeutenden, vielleicht 10 *m* hohen Anstieg hineinführte: das war der Anfang des östlichen Hochlandes, zu welchem der Weg nun unmerklich emporführte. Angeblich sieben Leguas hatten wir durch eine ununterbrochene Pikade zu reiten; mächtige Baumstämme durchsetzen den dichten Wald, darunter in besonders grosser Anzahl der eben blühende Yvyrá-pytá[1]) *(Daphnopsis Leguizamonis)*, deren Kronen breite gelbe Schirme bildeten; die sauren Früchte der Orangenbäume blickten überall goldig aus dem Dickicht heraus, Bambusgewirr hinderte oft gänzlich den tieferen Einblick in den Wald, auf grosse Entfernungen hin sah man überall das leuchtend rothe Innere der in Paraguay sehr häufigen sogenannten wilden Ananas, einer Bromeliacee, von den Paraguayern Caraguatá genannt[2]); von grösseren Thieren

[1]) Das y in der vorletzten Silbe ist nasal und guttural. *Pytá* bedeutet roth. Auf Karten in Eigennamen findet man bisweilen -punta, was dieses Wort darstellen soll, so z. B. auf Petermanns Karte von Argentinien u. s. w. (Ergänzungsheft 39 zu Petermanns Mittheilungen, Gotha 1875) nahe bei 22° n. B. und 56° w. Gr. Tacurupunta = Tacurú-pytá, rother Ameisenhaufen.

[2]) Bei Wappaeus, a. a. O. S. 1154, *Bromelia spinosa,* bei Du Graty, a. a. O. S. 324, *Caraguatá guyanensis* genannt.

rgends eine Spur, nur Fliegen und Bremsen umsummten uns, und
hmetterlinge, darunter eine sehr häufige, reichlich handgrosse blaue
rt, sassen in wahren Schwärmen an feuchten und schmutzigen
ellen des Weges oder gaukelten einzeln zwischen den Aesten umher.
b und zu begegneten uns ein paar Weiber, die irgend eine Last
f dem Kopf nach Villa Rica trugen. Gegen Mittag holten wir am
rroyo Guazú, einem ansehnlichen Bache — vorher hatten wir
ch einen Tebicuarý-mi überschritten —, die kleine Karawane ein
d rasteten in ihrer Nähe am andern Ufer des Flusses. Einer von
n jungen Burschen machte uns einen Besuch und bot uns aus
ankbarkeit für unser gastfreies Benehmen im Nachtquartier ein
ück Maisbrot an. Durch ein Bad gestärkt setzten wir den Weg
rt; der Boden stieg immer noch langsam an, und wir hatten, bevor
r den Wald verliessen, noch vier Bäche zu überschreiten, deren
deutendster, der Arroyo Cañada, in ziemlich tief ausgewaschenem
einigem Bette dahinfloss. Ueberall bildete rothe Erde, oft recht
ndig, den Boden. Ich ging grosse Strecken zu Fuss, da sich ein
eines Geschwür höchst ungünstig den beim Reiten unentbehrlichsten
heil meines Körpers zur Ausbruchsstelle ausersehen hatte. »Sie
ngen ja wie eine Klammer auf der Leine«, hätte der Reitlehrer mir
ohl zurufen müssen, wenn er mich an jenem Nachmittag zu Pferde
sehen hätte. Der Wald wurde je weiter desto grossartiger; ein
chtes Gewirr von Lianen verband die Bäume, wuchernde Farne
ldeten dunkles Dickicht, die Vogelwelt begann sich mit Annäherung
den Waldrand und mit sinkender Sonne bemerkbar zu machen.
egen Abend traten wir hinaus auf eine umfangreiche, stark gewellte
äche, von Buschwerk und Waldinseln durchsetzt, welche Scharen
n Papageien und Tauben belebten; einzelne Ansiedlungen wurden
chtbar, wir überschritten noch einen Bach, den Arroyo Hû, und
u sieben Uhr war Caáguazú erreicht. Ein mit rothen Häuschen
ngefasster Kirchplatz mit stallartiger Kirche, der aber der Geist-
che fehlt, und ein nur von ein paar zerstreuten Hütten umgebener
larktplatz, das ist der ganze Ort, das Ende der Welt nach dieser
eite hin, denn weiter östlich findet man in dem ungeheuren Wald-
ebiet bis zum Paraná nur noch Indianeransiedlungen und die zeit-
eiligen Niederlassungen der Yerbateros.

Caáguazú[1]), ein Ort von wenigen hundert Bewohnern, liegt
75 *m* über dem Meeresspiegel und ist eine der höchst gelegenen

[1]) *Caá* bedeutet Kraut, auch Wald; *guazú* heisst gross; *caá-guazú* ist auch der
ame des Yerbabaumes. Ersteres Wort kommt häufig in Ortsnamen vor, z. B. Caápucú,
aácupé.

Ortschaften in Paraguay. Der rothe Boden des umliegenden Hügellandes ist fruchtbar, aber nur wenig angebaut; Orangenpflanzungen findet man fast gar keine, da angeblich die Ysaú-Ameise dieselben nicht aufkommen lässt, während der wahre Grund wohl in der Bequemlichkeit der Leute zu suchen ist. Auch andere Fruchtbäume findet man fast gar nicht, obgleich z. B. der Pfirsichbaum vortrefflich gedeiht. Ich sah davon zwei erst drei Jahre alte Exemplare, welche wohl 6 *m* hoch waren, stattliche Kronen und überreichen Fruchtsegen hatten. In der Umgegend giebt es noch vereinzelte Pflanzungen, dann, in etwas grösserer Entfernung kommen Ansiedlungen von Ackerbau treibenden Indianern, welche nicht lange vor meiner Reise ein gewisser Herr Rode, früher auf der deutschen Kolonie, ich glaube im Auftrage des Berliner Ethnologischen Museums, besucht hatte. Die etwas wohlhabenderen Bewohner von Caáguazú betreiben das Geschäft der Yerbagewinnung, mit welcher auch der Erwerb der meisten übrigen in Verbindung steht. Man beutet hier besonders die längs des Viranguá gelegenen Wälder aus. Dieser Fluss entspringt nordwestlich von Caáguazú und fliesst im allgemeinen nach Osten. Der erste »Yerbal« findet sich sechs Leguas von der Stadt entfernt. Fünf Leguas östlich von Caáguazú liegt der »Hafen« des Viranguá, d. h. der Ort, bis zu welchem jederzeit — seltne Ausnahmen vielleicht abgerechnet — »Chatas«, Lastkähne, gelangen können, welche 800 bis 1000 Arroben (zu 11½ *kg*) laden. Dieselben gehen beladen eine Vara (84 *cm*) tief und fahren in fünf bis sechs Tagen hinunter bis zu dem Wasserfall, welchen der Viranguá vor seiner Mündung in den Paraná bildet, während sie zur Bergfahrt 15 bis 16 Tage brauchen. Die Yerba von Caáguazú geht besonders nach Villa Rica und von dort zum Theil weiter. Die Leute könnten auch selbst weiterhin direkte Geschäfte machen, denn der Tebicuarý ist bis zu der von mir zuletzt überschrittenen Stelle, dem Paso de Caáguazú, für Lastkähne schiffbar, ganz besonders trockne Zeiten ausgenommen; man braucht von dort bis zur Mündung 17 bis 18 Tage, zur Bergfahrt aber zwei Monate. Die geistige Kultur wird in Caáguazú durch einen Schulmeister vertreten, der aber selbst nicht einmal richtig spanisch sprechen kann; ein Geistlicher ist nicht vorhanden, und der von Villa Rica, welcher die Seelen von Caáguazú mit hüten soll, lässt sich manchmal ein Jahr lang nicht sehen. Ich fand in Caáguazú durch einen der sehr wirkungsvollen Empfehlungsbriefe des Herrn Coehler Aufnahme im Hause eines gewissen Don Manuel Frutos, der mit zahlreicher Familie dort in der Einsamkeit ein glückliches Leben führt nach bewegter Vergangenheit. Er hatte den

Lopezschen Krieg mitgemacht, war nach dem Falle von Humaitá gefangen genommen worden und hatte dadurch sein Leben gerettet, während fast seine ganze Familie durch Lopez ihren Untergang fand; er verlor seine Eltern, zwei Brüder und fünf Schwestern. Sein Vater wurde mit 1800 andern in San Fernando, nahe der Tebicuarýmündung, als verdächtig hingemordet; von ihnen fanden einige durch die Kugel, andere durch Lanzenstiche, andere unter Peitschenhieben, noch andere im *cepo uruguyano*, dem uruguayschen Bocke, den Tod. Letzteres Marterwerkzeug war fürchterlich: dem Gefangenen wurden Hände und Füsse gebunden, erstere über die Knie gestreift, dann unter den Knien ein Gewehr durchgeschoben, ein zweites über den Nacken gelegt und nun der menschliche Klumpen an den Enden der Gewehre zusammengeschnürt! Später war Herr Frutos Abgeordneter, musste mehrmals als verdächtig ins Gefängniss spazieren, entging einigen Mordanschlägen und zog sich endlich in die ungestörte Einsamkeit der Urwälder zurück.

Am 29. wollte ich weiter gehen nach Norden, aber früh um vier Uhr überwand der Südwind den Nordwind des vorigen Tages und anhaltender Regen stürzte nieder; ich musste zwei Tage länger warten, da ein solcher Guss die zu passirenden Flüsse so schwellt, dass sie nur mit Gefahr unter Anwendung der Pelota (s. S. 50) zu überschreiten sind. So hatte ich reichlich Zeit, die Umgegend des Caáguazú zu durchstreifen und mit meinem des Landes sehr kundigen Gastfreund die Karte zu studiren und meine Beobachtungen zu sichten und zu festigen. Die Umgegend von Caáguazú bot nichts Besonderes, doch hörte ich, dass sie an grossem Wild, auch an Tigern (Jaguaren) und Tapiren, reich ist. In der von uns durchrittenen Pikade hatte vor einiger Zeit ein Tiger sogar drei Menschen getödtet, einen Mann und zwei Frauen, die einzeln vorübergezogen waren: ein Beweis für die allgemeine Annahme, dass dieses Raubthier, wenn es sich einmal an den Menschen gewagt hat, ihn als einen besonderen leckeren Braten betrachtet. Auf der Rückkehr von einem meiner kleinen Streifzüge erlebte ich eine praktische Probe von dem »medizinischen« Aberglauben der Paraguayer: ein junger Bursche schleppte einen am Halse festgehaltenen schwarzen Geier, den die Paraguayer Yrybú, auch spanisch *cuervo* (Rabe) nennen [1]),

[1]) Bei Du Graty, a. a. O. S. 243, *Vultur Aura* genannt; in Brehms Thierleben, Band V, S. 52 ff, findet man den Truthahngeier, den Urubú — dieses ist die gewöhnliche, nicht ganz korrekte Schreibart — und den Rabengeier unterschieden und mit den Namen *Cathartes Aura, Cathartes Jota, Cathartes atratus* (abgesehen von mehreren andern) bezeichnet, ohne dass ich mit Sicherheit sagen könnte, welcher dieser drei einander ganz nahe stehenden Vögel der in Paraguay häufig vorkommende ist.

hinter sich her und antwortete auf meine Frage nach dem Zweck dieses Thuns, dass er sich ein *»remedio«*, Heilmittel, bereiten wolle; das Blut, welches man einem lebend gefangenen Geier dicht unter dem Hinterkopfe abzapfe, sei ein vorzügliches Remedio gegen Halsleiden! Eine andere Behandlung als durch möglichst schnell wirkende Remedios ist natürlich den Paraguayern so gut wie unbekannt. Auch sind sie leicht geneigt, Tropfen, Pillen und dergleichen Medikamenten eine universelle Wirksamkeit zuzuschreiben. Um den Geier lebend zu bekommen, hatte der Bursche List angewendet: er hatte sich unter einer frischen Ochsenhaut versteckt und dann den naschenden Geier bei den Füssen gepackt.

Meine Beobachtungen auf dem Wege von Villa Rica nach Caáguazú und meine Gespräche mit Herrn Frutos und seinen ebenfalls mit den Wäldern und Flüssen in weitem Umkreise ganz vertrauten Leuten hatten mir gezeigt, dass unsere Karten auch für diese Gegend sehr fehlerhaft sind. Wisners Karte für diese Strecke ist lächerlich; bei ihm überschreitet oder berührt der Weg nur drei unbedeutende Flüsschen, der Tebicuarý bleibt ganz nördlich von demselben, während man in der That vier stärkere und sechs schwächere Wasserläufe überschreitet, unter ersteren den Tebicuarý; seine Gebirge sind nur schematische Wasserscheiden phantastischer Flussgebiete; bei Johnston, der diese Gegend nicht besuchte, sind die Flüsse nur angedeutet; Page giebt wenigstens die Lage der Wasserscheide annähernd richtig, Du Graty hat alle Wasserläufe, welche der Weg durchschneidet, verzeichnet, aber falsch geleitet. Nach meiner Beobachtung gehören alle zu überschreitenden Flüsse mit Ausnahme des letzten, des Arroyo Hû, zum Flusssystem des Tebicuarý; dieselben fliessen, wenn man von Villa Rica kommt, nach links, und der Boden steigt fortgesetzt bis in die Nähe von Caáguazú, sodass die Wasserscheide nahe dieser Stadt und nicht viel höher als diese selbst liegt. Die Furt des Arroyo Guazú liegt z. B. erst etwa 220 *m* hoch, es ist also nicht gut möglich, dass derselbe, wie Du Graty und Wisner angeben, zu dem nördlich und östlich von Caáguazú fliessenden und dort wenig tiefer als diese Stadt gelegenen Viranguá gehört. In den Tebicuarý direkt fliesst nur der Tebicuarý-mi[1]); dieser nimmt den Arroyo Cañada und den Arroyo Guazú auf; letzterer sammelt die Gewässer des Volascuá-guazú, Volascuá-mi und Arroyo Monotí[2]). Den Viranguá entwickelt

[1]) Dass der eben Tebicuarý genannte Fluss auch Tebicuarý-mi heisst, wurde oben (S. 49) schon angeführt; hier wird der Name abgekürzt gebraucht, um Verwechslung zu vermeiden.

[2]) Oder Moroti; heisst Weisser Bach. Ueber n und r vergl. oben S. 61.

Wisner auf seiner Karte zu einem umfangreichen, aus vielen Flüssen, Flüsschen und Bächen bestehenden System, jedenfalls so gut wie ohne jede Grundlage von Aufnahmen und Beobachtungen. Azara giebt einen einfachen Flusslauf, bei welchem er wohl nur die Lage der Mündung bestimmt hat; keiner der Reisenden, deren Schriften mir bekannt geworden sind, hat den Viranguá befahren, Wisner am allerwenigsten; in neuerer Zeit ist der Viranguá zuerst von Herrn Frutos im Jahre 1879 und seitdem von ihm und anderen oft befahren worden; bis dahin widersetzten sich die Indianer (Caynguá-Stämme) diesem Unternehmen. Den Namen Mondaý oder Mundaý für den Viranguá kannten die Leute von Caáguazú gar nicht, während Leute aus Tacurú-pucú, dem grossen Yerbaetablissement am Paraná, welche ich später sprach, den Namen allerdings gebrauchten, aber wahrscheinlich nur auf Grund der Karten. Der Name Miranguá, welchen Wisner für einen Theil des fraglichen Flusslaufs hat, existirt nicht [1]). Den Namen Laborda, welchen Wisner (und nach ihm Johnston) dem grössten rechten Nebenflusse des Viranguá giebt, hatten die Leute nie gehört; sie nennen den Fluss Capivarí und sagten, dass er vom Nordabhange der »Berge von Caázapá« komme, die ich bei klarem Wetter von Caáguazú aus sehen konnte und die nichts anders sind als der Cerro Tatuý. Fast sämmtliche andere Nebenflüsse des Wisnerschen Viranguá konnten die Leute mit den in Wirklichkeit vorhandenen nicht identifiziren, nur den, welcher zunächst unterhalb des Laborda-Capivarí mündet; diesen nannten sie Ypytí. Die bei Wisner als wohlumgrenzter See bezeichnete Laguna Negra, nordwestlich von Caáguazú, welche bei ihm durch Sumpf mit dem Tobatirí in Verbindung steht, und aus welcher bei Johnston der Mittelpunkt eines förmlichen kleinen Binnensystems gemacht ist, scheint nur ein das rechte Ufer des Tobatirí begleitender Sumpf zu sein. Das Oertchen Frutos, welches Wisner nahe dem Nordufer der Lagune angiebt, soll eine meinem gleichnamigen Gastfreunde gehörende Estancia sein, auf welcher aber nur ein verfallenes Gebäude steht und welche sich an einer ganz andern Stelle befindet.

Im Hause des Herrn Frutos waren wir gern gesehene Gäste; wir wurden gut bewirthet, doch liess man es sich auch hier bereitwillig gefallen, dass wir das zu den Mahlzeiten nöthige Fleisch beschafften. Ich erfreute mich hier sogar des Luxus eines eignen »Zimmers«, wo man mir zwischen grossen Haufen von Säcken mit

[1]) Statt Viranguá müsste man streng genommen Guyraûcuá sagen, was bedeutet Ort, wo der Vogel Guyraû häufig vorkommt.

Yerba eine der prachtvollen paraguayschen Baumwollhängematten aufspannte, während mein Begleiter in einem andern Nebenraum Unterkommen fand, wo eine Maschine zur Zerkleinerung der Yerba aufgestellt war. Die Beschaffenheit einer solchen Yerbamühle will ich weiter unten in einem der Yerba zu widmenden besondern Kapitel beschreiben.

Ein brasilianischer Yerbatero mit Namen M., den ich schon in Villa Rica kennen gelernt hatte, war mit vielen Leuten und einer aus über vierzig Köpfen bestehenden Ochsenherde vor dem Regen nach Norden aufgebrochen, nachdem er mir über den bevorstehenden Theil des Weges schätzenswerthe Mittheilungen gemacht hatte. Der Weg bis zu unserm nächsten Ziel, Yhû, war weit, wir ritten daher am 30. Abends in Begleitung des Herrn Frutos noch eine Legua weit durch eine Pikade bis zur letzten Ansiedlung, deren Bewohner uns gern Obdach gewährten. Die Bewohnerschaft des ziemlich ansehnlichen Rancho bestand aus etwa funfzehn Köpfen, welche in einer für die Bevölkerungsverhältnisse von Paraguay charakteristischen Weise zusammengesetzt waren: ein alter Mann und eine alte Frau, ein noch nicht ganz erwachsener Bursche, etwa sechs jüngere Weiber und eine Schar Kinder. Die Leute waren für die dortigen Verhältnisse wohlhabend, denn mächtige Säcke mit Bohnen, Rindshäute voll Syrup, grosse Bündel Maiskolben und Zwiebeln, Häute und Riemenwerk aller Art hingen in der zwischen zwei geräumigen Zimmern befindlichen Vorhalle, eine ansehnliche Herde Milchkühe kam Abends in den Corral und die Pflanzung war ausgedehnt. Papageien schienen der letzteren hart zuzusetzen; in einer Karrete stand ein Korb voll kleiner schwarzer Thonkugeln, welche, als Geschosse einer Art Schleuder, zur Verscheuchung dieser unliebsamen Gäste dienen. Zahlreiches Geflügel, ein leckerer Fang für die Tigerkatzen des nahen Waldes, tummelte sich um das Haus und suchte Abends auf den nächststehenden Bäumen Zuflucht. Obwohl mein Gaumen nun schon ziemlich paraguaysirt war, wollte mir das Abendessen doch nicht recht schmecken, denn Maisbrei *(maipú)* passt nach meinen Begriffen mit Zwiebeln doch zu schlecht zusammen und wollte auch mit dem nachfolgenden Gericht, dem beliebten Käse mit Syrup, nicht recht stimmen. Von dem Mahle waren, wie immer, die Frauen und Kinder ausgeschlossen; diese assen nachher.

Am andern Tage (31. Dezember) machten wir uns schon um fünf Uhr auf, denn wir hatten bis Yhú einen scharfen Ritt von gegen dreizehn Leguas durch unbewohntes Land, den sogenannten Potrero von Caáguazú. Es war eine weite einförmige Fläche, breite, flache,

im allgemeinen von Westen nach Osten verlaufende Lomas (Bodenwellen) bildend, überall mit rothem Boden, den nur in den Flussthälern mooriger oder sandiger, wohl durch die Flussanschwemmung entstandener Boden ersetzte; die ganze Gegend war licht bestanden mit zahlreichen Exemplaren der Yataí-Palme [1]), einer Art Zwergpalme mit Fiederblättern, welche ich hier zuerst sah. Anfangs waren diese Palmen nicht über 2 *m* hoch, weiter im Norden wurden sie etwas höher; ihre Stämme waren bis zum Boden herab mit Resten von Blattstielen besetzt. Nur wenige andere Bäume standen vereinzelt zwischen diesen aus der Ferne wie Heuhaufen aussehenden Palmen. In verschiedener Entfernung rechts und links von uns zog sich der Urwald hin, den wir an einzelnen Stellen streiften; seine riesigen Bestände im Westen von unserm Wege, wohin sich das Terrain allmählich und wenig hob, bilden das äusserst ergiebige Quellgebiet zahlreicher Flüsse, die sich mit mässigem Gefälle ostwärts ergiessen und, vom Viranguá und Acaraý gesammelt, den Paraná vermehren. Die Wassermassen dieser Flüsse vermögen bei ihrem mässigen Gefälle nicht, ihre Betten bis zur Tiefe des Paranábettes einzuwaschen; daher die Fälle in der Nähe ihrer Mündungen. Unser Weg lag in einer Meereshöhe von 320 bis 380 *m*, und sehr viel bedeutender sind die Höhen der nahen Hauptwasserscheide jedenfalls auch nicht. Die ganze Gegend war wie ausgestorben, keine einzige Ansiedlung unterbrach die dunkeln Urwaldränder, nur einmal trafen wir zwei Menschen zu Pferde, uns entgegenkommend; rechts führten zwei Wege zu den Yerbales ab, links einer nach San Joaquin. Auch das Thierleben war arm; ausser Insekten sahen wir nur hier und da einige Feldhühner und Raubvögel. Wir hatten auf dem Wege sechs Flüsse zu überschreiten, den Joivý, welcher dort gerade in zwei Arme getheilt ist, Cambaý, Viranguá, Yuquerý, Tarumá und Arroyo Hû; mehrere derselben waren durch Sumpf schwer zugänglich und alle führten noch so viel Wasser, dass wir sie sicher einen oder zwei Tage früher nicht ohne Weiteres hätten überschreiten können. Als wir den Yuquerý passirt hatten, um zur Mittagsrast noch den Tarumá zu erreichen, erblickten wir vor uns eine mächtige Rauchsäule, die, wie wir bald sahen, ein ansehnlicher Kampbrand hervorbrachte; der Nordostwind trieb den Brand gerade auf unsern Weg zu. Bald spürten wir den Geruch des Brandes, die Luft wurde dick und unrein um

[1]) Bei Du Graty, a. a. O. S. 333, *Areca Oleracea* benannt; dort sind noch zwei Arten Yataí-poní angegeben und *Phoenix silvestris* und *Nipa fruticans* benannt; diese sind mir nicht bekannt geworden.

uns her, wir traten in die Rauchmasse ein, welche das Athmen erschwerte, die Sonne wurde vollständig verfinstert, in nur noch geringer Entfernung hörten wir das Prasseln des trocknen Grases, untermischt mit hohl rollendem Getöse. Wir spornten unsere etwas ängstlichen Pferde zu rascherem Trabe und hatten die unangenehme, aber durchaus noch nicht gefährliche Stelle bald hinter uns. Zurückblickend sah ich, wie zahlreiche Raubvögel weite Kreise ziehend über dem Brande schwebten, um zu erbeuten, was etwa die Flammen an Thieren vernichten würden.

Auf dem Kampland, welches wir durchritten, sowie auf allen höher gelegenen Weideflächen des östlichen Paraguay, namentlich auch in der Umgegend von Caáguazú, kommt in grosser Anzahl ein bis 1 *m* hoher Strauch vor, Guabirá-mi genannt, eine Myrtacee, welche Ende Dezember und Anfang Januar in reichlicher Menge Früchte trägt, die in Gestalt, Grösse und Farbe an die Beeren der Kartoffel erinnern und sehr wohlschmeckend sind. Das weissliche Innere hat einen aromatischen, etwas säuerlichen Geschmack, und man kann unglaubliche Mengen davon geniessen, ohne des Genusses überdrüssig zu werden. Die dünne Schale schmeckt säuerlich und etwas bitter, ist in hohem Grade aromatisch und wird zur Bereitung eines wohlschmeckenden Likörs, sowie in der Form eines Aufgusses als wirksames Heilmittel bei Darmaffektionen, namentlich Dysenterie, verwendet. In Caáguazú brachten uns Knaben solche Früchte in sauber geflochtenen Binsenkörbchen; unterwegs stiegen wir hier und da vom Pferde, um uns an denselben nach Herzenslust zu erquicken.

Unter unsern kartographischen Darstellungen der Gegend von Caáguazú bis Yhû und San Joaquin nähert sich die von Du Graty einigermassen der Wirklichkeit, nur sind die Abstände der Flüsse theilweise unrichtig, und Caáguazú liegt an einem Arm des Joivý, während dieser in Wirklichkeit etwa zwei Leguas nördlich von der Stadt fliesst. Bei Rengger, der selbst bis Yhû kam, ist die Darstellung skizzenhaft und unrichtig; Pages Zeichnung ist sehr mangelhaft, schon dadurch, dass er alle Flüsse nördlich von Caáguazú dem System des Acaraý zurechnet; Johnston nähert sich mit richtigem Gefühl etwas der Wirklichkeit. Wisners Karte ist wieder gänzlich fehlerhaft, er legt den Uebergang über den Viranguá zu weit nördlich, lässt den Joivý in den (zum Tebicuarý gehörigen, von ihm aber zum Viranguá geführten) Arroyo Guazú und den Cambaý selbständig münden (während beide sich vereinigen), zeichnet den Yuquerý, den ich als wasserreichsten aller dieser Flüsse fand, als ganz unbedeutendes Bächlein, kennt nahe bei Yhû die Namen Arroyo Caremá und

Rio Miranguá, die es nicht giebt; die Luftlinie Yhû-San Joaquin beträgt bei ihm etwa sieben Leguas, in Wirklichkeit wohl nicht über zwei; von seinem Arroyo Borda de Campo, nördlich von Yhû, wusste mir Niemand etwas zu sagen; die ansehnliche und sorgfältig umgrenzte Lagune nordöstlich von Yhû ist in Wirklichkeit ein unbedeutender Sumpf. Nach meinen Beobachtungen und Erkundigungen liegt die Wasserscheide zwischen den Systemen des Acaraý und Viranguá zwischen dem Uebergang über den letzteren und dem über den Yuquerý. Tarumá und Yhû vereinigen sich und nehmen dann den nördlich von Yhû fliessenden Ybycuí auf; der vereinigte Wasserlauf heisst Y-guazú, empfängt von rechts den schon genannten Yuquerý und erreicht den Acaraý. Dieser kommt als Acaraý-guazú ziemlich weit von Norden, empfängt links den Acaraý-mi, dann den Mondaý-guazú mit dem Mondaý-mi. Von Yhû führt in starkem nördlichem Bogen über die oben genannten Nebenflüsse des Acaraý und über diesen selbst ein etwa 45 Leguas langer Weg nach Tacurú-pucú am Paraná.

Bald nach unserer Mittagsrast erblickten wir in der Ferne auf dem ansteigenden Kamp eine kleine Häusergruppe, die wir gegen sechs Uhr erreichten; es war Yhû. An einem ansehnlichen massiven Hause, das ein wahrhaft riesiger, meilenweit sichtbarer Baum beschattete, machten wir Halt, da ich dort ziemlich viel Menschen versammelt sah. Hier traf ich auf eigenthümliche Verhältnisse: Nach dem Kriege war Yhû verödet geblieben, kaum einige Ansiedler fristeten dort ihr Dasein; da fiel es vor einigen Jahren einem im westlichen Paraguay (Itaguá und Barrero Grande) begüterten alten Kapitän G., einem wunderlichen Kauz von ziemlicher Selbstgefälligkeit, ein, seine Mittel zur Hebung dieser Gegend zu verwenden, und es ist ihm gelungen, in Yhû eine Gemeinde von 35 Ansiedlungen — davon etwa acht bis zehn in nächster Nähe seines den Mittelpunkt bildenden Hauses — mit etwa 200 Seelen zu vereinigen, die allerdings noch zum grössten Theil von ihm abhängig ist. Er giebt den Leuten Vieh, Sämereien, Waaren u. s. w., und es ist zu hoffen, dass seine Schöpfung sich weiter entwickelt. Auch mit den nächsten in den Wäldern wohnenden Caynguá-Stämmen ist er in Verbindung getreten; er versorgt sie freigebig mit vielem, was sie brauchen, und macht sie hoffentlich allmählich für eine etwas höhere Kultur empfänglich; sie betrachten ihn als einen grossen Zauberer. Der alte Kapitän glaubte auch für das Seelenheil seiner Heerde sorgen zu müssen und hatte hinter seinem Wohnhause auf einer üppigen Weide ein kleines Gotteshaus (*oratorio*) erbaut, zu dessen Einweihung eben von Asuncion

zwei Geistliche gekommen waren. Diese beiden Lazaristenmissionäre, Lehrer an dem Priesterseminar in Asuncion, der eine Argentiner, der andere Franzose von Geburt, waren seit Jahren die ersten in dieser Gegend gesehenen Geistlichen, und hatten gleichzeitig manche andere in dieser Zeit nöthig gewordene Amtshandlung zu vollziehen. Sie hatten die Absicht, sich dann auch zu den erwähnten Indianerstämmen zu begeben, um dort Missionsthätigkeit zu üben. Am Morgen des andern Tages wohnte ich dem Abendmahlsgottesdienste in dem neuen Gotteshause bei; obgleich des Guaraní so gut wie gänzlich unkundig, konnte ich doch den Sinn der Ansprache des Geistlichen einigermaassen verstehen, da fast alle auf die Einsetzung des Abendmahls bezüglichen Ausdrücke dem Spanischen haben entnommen werden müssen.

Kapitän García, der uns freundlich in seiner Behausung aufgenommen hatte, versicherte uns wiederholt, dass wir unter seinem Schutze hier völlig sicher seien und nahm mir das Versprechen ab, seiner Thätigkeit in meinem Reisebericht zu gedenken; natürlich glaubte er in seiner Beschränktheit, dass ich denselben spanisch abfassen und der Regierung von Paraguay einreichen würde. Zum Abendessen gab er uns mein paraguaysches »Leibgericht«, frische, saftig gekochte Maiskolben, deren ich ein halbes Dutzend in meinem Magen verschwinden liess. In den beiden Geistlichen fand ich höchst gebildete Leute, und mit dem jüngeren, welcher ausser dem Spanischen auch das Französische vollkommen und das Deutsche und Englische ziemlich beherrschte, dabei in Naturwissenschaften sehr bewandert war, verplauderte ich angenehm einen Theil des Abends. Er sammelte eifrig für Buenos Aires, besonders Schmetterlinge, Käfer, Fliegen, Spinnen und Ameisen, und war voll des Lobes über die reiche Natur. Der ältere hatte leider unter Fieberanfällen etwas zu leiden. Die Patres führten Arzneien aller Art bei sich, darunter ein von einem brasilianischen Arzt erfundenes Mittel gegen den Biss von Giftschlangen, dessen Namen ich vergessen habe; es soll, in der Nähe der Bissstelle unter die Haut gespritzt, unfehlbar wirken. Am Tage vorher waren sie leider zu spät gekommen, um einer von einer Klapperschlange gebissenen Frau das Leben zu retten; dieselbe war kurz vor ihrer Ankunft gestorben. Die getödtete Schlange sah ich, schon halb verfault, auf dem Dache eines der Nebengebäude liegen. Sonderbar nahmen sich die geistlichen Herren zu Pferde aus, wenn sie ihr langes Gewand bis zum Gürtel aufgeschürzt hatten.

Auf Grund der Wisnerschen Karte hatte ich gehofft, von Yhû aus direkt nördlich über Carimbataý und Curuguatý nach Igatimí

gehen zu können; der früher vorhandene Weg war jedoch nicht mehr gangbar, die Pikade — aus später anzugebenden Gründen — nicht offen gehalten. Ich musste daher einen weiten westlichen Umweg machen, der mich zunächst (am folgenden Tage) nach dem in der Luftlinie höchstens zwei, längs des Weges etwa drei Leguas entfernten San Joaquin führte. Wir ritten zum Theil durch Wald, überschritten den Arroyo Hû und mehrere kleinere Bäche, über deren einen sogar eine kleine hölzerne Brücke führte, und erreichten noch früh am Vormittag unser Ziel. Wir hatten uns der Wasserscheide etwas genähert und befanden uns nun nach meiner Messung 405 *m* hoch (gegen 375 in Yhû), jedenfalls in dem höchst gelegenen Ort von Paraguay. In geringer Entfernung umgeben denselben Höhenzüge, welche ihn aber wohl höchstens um 100 *m* überragen.

San Joaquin, eine Jesuitengründung aus dem Jahre 1746, ist ein elender Ort: etwa zwei Dutzend kleiner Häuser umstehen in lichter Reihe einen grossen Rasenplatz, welcher eine verfallende und längst verwaiste Kirche trägt. Sogar der neben ihr stehende hölzerne Glockenstuhl ist halb zertrümmert und nur eine Glocke hing trübselig unter dem Dach der Kirche. Von Handel und Verkehr kann kaum die Rede sein, es giebt nicht einmal einen Kaufmann am Ort. Zum Glück hatte ich von Herrn Coehler in Villa Rica eine Empfehlung an den einzigen wohlhabenden Mann in San Joaquin, einen Correntiner, der uns gastfrei aufnahm. Er waltete in seinem Hause wie ein Patriarch, sah nach allem und sorgte für alles; bei Tisch legte er der ganzen Gesellschaft eigenhändig vor und freute sich, wenn es allen schmeckte. Er bewirthete uns »fürstlich«, es waren aber Henkersmahlzeiten, denn wochenlang sollten wir von nun an mit der einfachen Kost der Yerbales vorlieb nehmen. Der Speisezettel von San Joaquin würde sich allerdings bei uns etwas sonderbar ausnehmen, auch schon in Bezug auf seine Reihenfolge: da gab es Mittags zuerst ein stattliches, braungebratenes Spanferkel, dann Fleischsuppe mit Reis und Fleisch, hierauf Bohnen mit Käse, schliesslich Maniokmehl mit Syrup. Das Maniokmehl, kurzweg *fariña*, Mehl, genannt, eine in Brasilien einheimische Speise, wird auch in Paraguay viel und gerne genossen, aber meistens unnöthigerweise eingeführt. Es hat etwa das Ansehen von feinem Gries und wird ohne weitere Zubereitung andern Speisen zugesetzt, namentlich mischt man es mit den schwarzen Bohnen oder geniesst es mit Syrup zu einem Brei verrührt. Unser Correntiner stellte dieses Mehl ausnahmsweise in grösseren Mengen her und verkaufte es nach Tacurú-pucú. Ausserdem befasste er sich mit dem Bau von Zuckerrohr, wie eine in seinem Hofe stehende Presse, *trapiche*, bewies.

Diese einheimische Presse ist von einfachem Bau: drei senkrechte starke Holzcylinder greifen oben mit Zähnen in einander ein, der mittelste verlängert sich verjüngt bis zur Spitze des kegelförmigen Daches, das er trägt; aus diesem gehen schräg hinab zwei leichte Balken, vermittelst deren das ganze Dach und der mittlere Cylinder durch Maulthiere oder Ochsen in Bewegung gesetzt werden können. Das Zuckerrohr wird dann von der Seite zwischen die Cylinder gesteckt und ausgepresst. Der Saft fliesst durch zwei Löcher in einem unter den Cylindern angebrachten Brett in einen Trog und wird dann durch Kochen zu Syrup eingedickt. Neben dem Hause gedieh auch eine kleine Bananenpflanzung, eine im Innern von Paraguay nicht sehr häufige Erscheinung. Abends kamen noch die beiden Geistlichen nach San Joaquin, sodass wir eine wunderlich gemischte Tischgesellschaft bildeten, deren Unterhaltung in vier verschiedenen Sprachen geführt wurde: Guaraní, Französisch, Spanisch und Deutsch! Nachtquartier wäre noch für ein Dutzend Personen dagewesen, denn der unverheirathete Gefe des Ortes war verreist und die ganze *gefetura*, sein Amtsgebäude, stand leer. Wir konnten nach Belieben unsere Hängematten im Amtszimmer, in dem Privatzimmer oder in dem Gefängnisszimmer ausspannen. Es war der Neujahrstag, welchen ich in San Joaquin verlebte, aber kein Mensch erwähnte auch nur mit einem Worte dieses bei uns immerhin als wichtig betrachteten Tages; er verging wie alle andern.

In San Joaquin traf ich einen jungen Paraguayer, der von dem 47 Leguas entfernten Tacurú-pucú gekommen war, um Leute zu miethen. Ich erwähnte im Gespräch, dass ich möglicherweise versuchen wollte, von Igatimí aus zum grossen Fall des Paraná vorzudringen. Er schilderte dieses Unternehmen als sehr gefährlich und wollte mich durchaus bewegen, ihn nach Tacurú-pucú zu begleiten; er erzählte, dass kurz vor seiner Abreise von dort eine italienische Expedition, welche im Auftrage der italienischen Regierung nach dem grossen Fall gegangen wäre, glücklich nach Erreichung desselben zurückgekehrt sei; wenn ich mit ihm nach Tacurú-pucú ginge, wollte er mich zum Fall begleiten. Für mich konnte es wenig Reiz haben, so zu sagen hinter andern herzulaufen, ich blieb daher bei meinen Plänen, verlor aber stark die Lust, zum grossen Fall vorzudringen, wenn vielleicht kurz vor mir Reisende dort gewesen wären und ich dann mit meinem Bericht wie der Senf nach der Mahlzeit käme. An dem Bericht jenes jungen Mannes scheint übrigens nichts Wahres gewesen zu sein; es muss irgend ein Irrthum vorgelegen haben.

In Yhû und San Joaquin sagte man mir, dass ich, um nach

Igatimí zu gelangen, erst zum »Pass« des Rio Corrientes kommen müsse, eines ansehnlichen nach Norden fliessenden Flusses. Da ich diesen nicht auf meinen Karten verzeichnet fand — von einem durchaus nicht in der angedeuteten Lage befindlichen Bache bei Wisner abgesehen — war ich über den zu nehmenden Weg im Unklaren, freute mich daher, dass mein Begleiter einen Mann fand, der am folgenden Tage denselben Weg reisen wollte und uns mitzunehmen versprach. Schon um 5¼ Uhr erschienen wir am andern Morgen reisefertig vor seinem Hause, aber der Vogel war bereits ausgeflogen: wir hatten vergessen, ihm eine Geldbelohnung ausdrücklich zu versprechen! Schnell folgten wir ihm auf dem uns bezeichneten Wege nach Norden, er blieb aber unerreichbar und wir waren daher völlig auf uns selbst angewiesen, in einer Gegend, wo die Karten mich alsbald völlig im Stich liessen, sodass ich über die Landschaften, welche wir während der nächsten 1½ Tagereisen durchzogen, etwas im Unklaren geblieben bin. Wir traten bald in den Wald ein und ritten bis zum Ende der ersten Wegstunde noch bergan, dann aber senkte sich der Weg plötzlich und stark, wir überschritten die Wasserscheide und traten wieder in das Gebiet des Paraguay ein, wo wir uns nun lange in fast nordwestlicher Richtung in einer Meereshöhe von 250 bis 300 *m* fortbewegten. Nach Verlassen der ersten ziemlich langen Pikade ging es von Potrero zu Potrero, bald über feuchtes und sumpfiges, bald über trockenes, mit Yataípalmen besetztes Terrain; zahlreiche muntere Bäche waren zu überschreiten. Hier trat die Gebirgsnatur des Westabhanges der Wasserscheide ein wenig mehr hervor als bei Caáguazú, doch waren alle Berge und Hügel bis zur Spitze hinauf bewaldet, die Landschaftsbilder mehr düster als heiter. Kein menschliches Wesen ausser uns störte diese Einsamkeit; die Thierwelt war, wie gewöhnlich, fast nur durch Insekten vertreten, höchstens dass hier und da ein einsames Waldhuhn aufgescheucht von dannen flog, ein Raubvogel träge das Weite suchte, ein paar in der Sonne prächtig glänzende rothe Aras am Walde entlang schwebten oder ein Glockenvogel[1]) seinen melodischen Ruf erklingen liess. Die kleinen Flüsse auf diesem Wege waren schwierig zu passiren, und der Uebergang des Wasserlaufs, an welchem wir zu Mittag rasteten, kostete mich ein Pferd: eine moorige Stelle war durch eine Art Knüppeldamm (*espajim* genannt) gangbar gemacht, mein Packpferd versuchte hinüberzukommen, versank mit einem Beine tief in den Schlamm, stürzte

---

[1]) *Chasmarhynchus nudicollis;* bei Wappaeus, a. a. O. S. 1157, *Procnias nudicollis;* die Paraguayer nennen ihn *pájaro campana.*

und verletzte sich innerlich derart, dass es in wenigen Tagen gänzlich abmagerte und endlich zurückgelassen werden musste. Wir mussten es an der Unfallstelle mitten in der schwarzen Pfütze abladen, um meine Sachen zu retten und das arme Thier wieder herauszubringen. Am Nachmittag stand ein Gewitter am ganzen westlichen Himmel, ich lud mein Gewehr dem Packpferd auf, um nicht als Blitzableiter auf den Bodenschwellen der Potreros dahinzureiten. Bald ergoss sich reichlicher Regen, wir wurden bis auf die Haut durchnässt, bei einem sumpfigen Bachübergang stürzten gar zwei Pferde, abermals Abladen, Herumwaten im Schlamm u. s. w. Gern hätten wir nun eine menschliche Wohnung erschaut, aber damit wars nichts, und der Abend sank schon hernieder; dazu noch die ersten frischen Jaguarspuren im Sande des Weges. Kaum hatte ich Lust, den malerischen Wald- und Bergparthien jenseits des Flussthales, dessen linkem Rande wir folgten, einige Aufmerksamkeit zu schenken. Zum Glück fanden wir links eine kurze Strecke waldeinwärts eine verlassene und verfallene frühere Yerbaniederlassung; da stand noch theilweise erhalten der Maschinenschuppen, in einem kleinen Rancho Theile der Maschine, seitlich Hütten der Arbeiter, nahebei Spuren eines Corrals, etwas weiter Spuren des Rösthauses; Quellwasser war nahe. Wir beschlossen zu bleiben, da neue Gewitter von Nordosten und Südosten drohten. Alles will gelernt sein, auch das Kampiren im Urwald; was Wunder, dass von schlafen nicht viel die Rede war! Wir rissen Pfähle des alten Corrals aus, um ein Feuer zu machen und zu unterhalten, in dessen nächste Nähe sich auch die lose weidenden Pferde drängten, und wollten uns in meinem Militärkochgeschirr Reis mit Fleisch kochen; aber — es leckte! Also Dörrfleisch, am Spiess gebraten — was lebhaft an geröstete Schuhsohlen erinnert — und steinharten Zwieback; dann den unvermeidlichen Mate. Das ferne Gewitter grollte noch eine Zeitlang und verstummte dann, die milde Nacht verging, der Morgen graute, leise zirpten die Zikaden in dem Buschwerk, verschlafen krächzte eine Elster, Lachtauben fingen an in den Baumkronen zu girren, aus weiter Ferne schallte der halb melancholisch halb spottend klingende, an seufzend ausgestossene absteigende Akkorde erinnernde Gesang des Urutaú herüber, der, wie die Paraguayer sagen, sich mit Vorliebe auf die spitzen hohen kahlen Bäume setzt, der aufgehenden Sonne entgegenstarrt und sich dann für den Tag in das Dickicht des Waldes zurückzieht. Ihn in der Nähe zu sehen, gelang mir nie und in Büchern finde ich ihn nicht erwähnt.

Bald zogen wir wieder unsere einsame Strasse; die Landschaft

war nicht verändert, das Terrain senkte sich allmählich und wir überschritten mehrere nach Osten gerichtete kleine Wasserläufe. Nach mehrstündigem Reiten sahen wir in weiter Ferne im Nordosten einen sich langsam ostwärts bewegenden Zug von Karreten und waren froh, uns wieder belebteren Gegenden zu nähern. Bald erreichten wir eine von Westen nach Osten ziehende Strasse; wir folgten ihr in letzterer Richtung und erreichten etwa nach einer halben Stunde einen ansehnlichen Fluss, wo zufällig anwesende Leute uns Auskunft geben konnten: es war der Tapiracuaý, welcher bei Santaní oder San Estanislao vorüber nach Westen fliesst, und wir befanden uns vier Leguas östlich von Santaní, auf der Hauptstrasse, die von dort nach den Yerbales führt. Die Meereshöhe dieses Punktes war wohl nicht über 200 *m*. Wir überschritten ohne Mühe den Fluss und eine Viertelstunde nachher ein sumpfiges Nebenflüsschen, wo ein schattiger Waldrand uns zur Rast lud.

Nach der Ruhe ritten wir nur noch eine gute Stunde, annähernd nach Nordosten, in der Richtung einer tief eingerissenen bewachsenen Schlucht, in welcher der oben erwähnte Bach floss. Mit hohlem Brausen hoch in der Luft zog ein Gewitter von Südosten heran, das uns aber milde behandelte, und um fünf Uhr erreichten wir eine kleine Lichtung, wo ein ganzes Lager sich unsern überraschten Blicken darbot. Zwölf Karreten waren dort aufgefahren, vielleicht hundert Ochsen, zahlreiche Pferde und einige Esel weideten auf dem Kamp, und gegen hundert Menschen — Männer, Weiber und Kinder — sassen bei den Wagen oder gingen ihren Beschäftigungen nach, die einen hackten Holz, andere holten Wasser, andere schnitten Fleisch eines frisch geschlachteten Ochsen in schmale Streifen, andere tranken Mate, plauderten, kämmten sich, junge Burschen spielten Karten, Kinder trieben Kinderspiele u. s. w. Es war ein Zug von Arbeitern, die in die Yerbales zogen; sie waren meist in Itacurubí, einem Orte zwischen Rosario (Quarepotí) am Paraguay und Santaní, zu Hause und hatten die Yerbales auf dem Cerro von Maracayú, nordöstlich von Igatimí, zum Ziele. Andere Karretenzüge und Arbeiterschaaren waren schon vor ihnen in die Wälder gezogen. Für mich war es ein grosses Glück, dass ich — ohne es vorher gewusst zu haben — gerade in diese Wanderungen hineingerieth; sonst wäre die Reise auf diesen, während der übrigen Zeit des Jahres gänzlich verödeten Strassen, ungleich beschwerlicher und weniger angenehm gewesen. Für Wochen war von nun an mein Leben mit dem der Yerbateros und ihrer Arbeiter eng verbunden.

Meine kleine Karawane wurde von den Leuten nach paraguayscher

Sitte mit indianermässigem Geheul bewillkommt. Wir blieben bei diesem Lager, da ein breiter Waldstreifen vor uns lag und wir von dem Anschluss an die Leute nur Vortheil haben konnten. Unter der dichten Krone eines kleinen Baumes, geschützt durch Kaktus und Dornen, quartirten wir uns wie in einem kleinen Stübchen nahe dem Wasser ein und bereiteten uns von frischem Fleisch, das der »Capataz« (Aufseher) des ganzen Zuges gern hergab — ich erwiderte sein Geschenk durch zwei Spiele Karten —, ein Mahl. Neugierige umdrängten uns, und junge Bursche machten sich ein Vergnügen daraus, mir ihre Fertigkeit im Ringen, im Fechten — wenn man den Versuch, sich gegenseitig im Scherz zu ohrfeigen, so nennen darf — u. s. w. zu zeigen. Der landeskundige Capataz musste mit mir die Karte betrachten und konnte mir manche werthvolle Auskunft geben. Abends herrschte ein wahrer Höllenlärm in dem Lager, Harmonika, Johlen und Gesang mischten sich durcheinander, ohne aber unsern Schlaf wesentlich stören zu können.

Am andern Morgen war erst eine etwa drei Leguas lange Pikade und jenseits derselben ein kleines Flüsschen zu passiren, dann theilte sich der Weg, und ich liess mich verleiten, meinem Begleiter auf den Nebenweg, den er als »Richtweg« ansah, zu folgen. Bald kamen wir zum Rio Capivarí, der etwa 15 *m* breit und offenbar ziemlich tief zwischen bewachsenen Ufern unheimlich dunkel dahinfloss. Eine fliegende Brücke führte hinüber, aus leichten Stämmen und Stangen zusammengesetzt, etwa 4 *m* über der Wasserfläche, durch eingekerbte Klötze zugänglich und mit zusammengedrehten Lianen als Geländer. Auf ihr überschritten wir vorsichtig den Fluss, während die Pferde schwimmen mussten. Leider war mein Brauner dabei übereifrig, denn ehe ihm noch die Satteltaschen gelöst waren, spazierte er, seiner Aufgabe sich bewusst, in das Wasser hinein, so dass u. a. ein grosser Theil meiner Patronen und auch eins meiner Notizbücher durchnässt wurde. Glücklicherweise war der Schaden nicht schlimm. Ein Paar Stunden ging es jenseits weiter durch Wald und über Kamp an einigen alten Yerbaniederlassungen vorbei bis zum zweiten Nebenflüsschen des Capivarí; dort holten uns zum Glück während unserer Rast einige Leute ein, die uns belehrten, dass wir auf einem Pfade seien, der nur zu einem Rancho [1]) führe, nicht aber auf dem Hauptwege nach dem Uebergang des Rio Corrientes. Nun wieder zurück! Wir passirten einen der Potreros gerade noch bevor ein von

---

[1]) Rancho nennt man in den Yerbales die ganzen zur Yerbagewinnung errichteten Ansiedlungen.

unsern Wegweisern angelegter Kampbrand grössere Dimensionen angenommen hatte, vertrauten uns ein zweites Mal der fliegenden Brücke an und erreichten wieder das Flüsschen am Ausgange (*boca*) der Pikade; zahlreiche Gruppen von Arbeitern bewegten sich auf der Hauptstrasse. Eine einzige breite Loma trennte uns noch von dem richtigen Capivaríübergang, wir brauchten aber 1½ Stunden, um sie zu überschreiten. Ein Unerfahrener würde sich bei der Beurtheilung der Dimensionen einer solchen Loma ausserordentlich irren: die Neigung der Abhänge ist eine geringe, die Linie bis zur Kammlinie des Rückens erscheint aber sehr verkürzt und steiler als in Wirklichkeit, dazu kommt oft eine grosse Durchsichtigkeit der Luft; man glaubt dann irgend einen Punkt in zehn Minuten erreichen zu können und braucht dazu die drei- oder vierfache Zeit! Auf dieser Loma verliessen mein vor zwei Tagen gestürztes Pferd die Kräfte, und es musste zurückbleiben, um sich womöglich durch Ruhe bei gutem Futter das Leben zu retten.

Am Capivarí fanden wir schon eine ganze Zahl von Passanten und verbrachten im dichten Gebüsch wie in einer Laube eine sichere und bequeme Nacht, zumal da die leuchtende Mondsichel — nach paraguayscher Ansicht — die im Westen und Süden drohenden Gewitter nicht heraufkommen liess. Die Nacht wurde recht frisch, und um fünf Uhr früh verzeichnete ich nur 13,1 °C. (bei etwa 175 *m* Meereshöhe), die tiefste Temperatur, welche ich in Paraguay überhaupt beobachtet habe; man vergesse nicht, dass es Januar, der heisseste, unserm Juli entsprechende Monat war! Der Rio Capivarí ist bei diesem Hauptübergange breiter und flacher als bei dem mit der fliegenden Brücke; sein rechtes Ufer ist steil und malerisch, durch rothen Sandstein, von Buchwerk unterbrochen, gebildet; das linke ist flach und sandig. Jenseits des Flusses ging es erst in einem steinigen Hohlwege aufwärts, dann eine Strecke über Kamp, dann wieder in den Wald hinein, welchen ich zu Fuss passirte, da das Wetter herrlich war und die Pferde bedenklich zu ermatten anfingen. Dieser Wald fiel mir durch seinen Reichthum an schönen starken Bäumen ganz besonders auf und birgt jedenfalls Schätze, die mit Hülfe des nahen, für Lastkähne fahrbaren und jedenfalls auch flössbaren Capivarí ausgebeutet werden könnten. Zahlreich bemerkte ich dort den Lapacho, eine Bignoniacee, im Guaraní *tayý* genannt [1]).

[1]) Es giebt mehrere, im gewöhnlichen Leben nach der Farbe des Holzes unterschiedene Sorten; in dem Katalog der argentinischen Ausstellung in Bremen wird unterschieden Lapacho als *Tababuia Avellanedae* und gelber Lapacho (*Lapacho amarillo*) als *Tabebuia flavescens*.

Er wächst mit hellfarbigem Stamme meist zu grosser Höhe empor und bildet hoch oben eine etwas zerfahrene leichte Krone; sein Holz ist sehr schwer (spezifisches Gewicht 1,012) [1]) und wird viel zu Bauten, auch zu Möbeln verwendet, lässt sich aber wegen seiner Härte nicht leicht bearbeiten. Am Wege sah ich mehrmals sauber gehaltene Plätzchen im Dickicht mit einem Grabhügel und einem einfachen Holzkreuz, Grabstätten, wie man sie in ganz Paraguay, besonders aber an den Wegen der Yerbales häufig findet. Friedhöfe werden in diesen Einöden natürlich nicht angelegt, und da die Leute sich den grösseren Theil des Jahres dort aufhalten, viele meistens unterwegs, so muss mit der Zeit eine grosse Anzahl solcher Gräber entstehen.

Gegen Mittag erreichten wir einen schon zum Rio Corrientes fliessenden Bach, der in einer tiefen steinigen Rinne dahinströmte und daher mit einer hölzernen Brücke versehen war, nach welcher die Leute ihn Arroyo Puente de Tabla (Bach mit der hölzernen Brücke) nennen, während er eigentlich Vacapí heisst. Jenseits desselben durchritten wir am späten Nachmittage eine Pikade, in welcher ich die ersten wildwachsenden Yerbabäumchen zu sehen bekam; dann noch eine leicht bebuschte Loma und das Land senkte sich hinab zum Rio Corrientes, der gegen Abend erreicht war; kurz vorher musste noch der kleine aber wasserreiche Nebenfluss Retama durchritten werden.

Am Paso Real del Rio Corrientes (Hauptübergang über den Rio Corrientes) begleiten am linken Ufer feuchte Wiesen, am rechten bewaldete Höhen den Fluss; dieser ist bei der Uebergangsstelle wohl 30 *m* breit, kann gewöhnlich nur in Booten überschritten werden und gilt für bedeutender als der Rio Capivarí unter gleicher geographischer Breite; Lastkähne von 800 bis 1000 Arroben können bei jedem Wasserstande, bei mittlerem solche von 2000 Arroben dorthin; er ist sogar noch eine grosse Strecke weiter aufwärts schiffbar. An dieser günstigen Stelle ist denn auch eine Ortschaft im Entstehen begriffen, welche indessen noch keinen Namen führt; man findet dort zehn bis zwölf Ansiedlungen, die theils wohlhabenden Yerbateros gehören, theils ärmeren Paraguayern und Brasilianern, die aus dem Verkehr Vortheile ziehen, indem sie den durchreisenden Yerbateros Waaren und Lebensmittel verkaufen. Hier sind die in den Yerbales geltenden Preisverhältnisse schon voll in Kraft, und diese Yerbalespreise bilden

---

[1]) La Plata Monatsschrift, IV, S. 30. Weiter unten noch zu machende Angaben des specifischen Gewichts von Holzarten entstammen derselben Quelle.

einen recht unangenehmen Gegensatz zu den sonst im Lande herrschenden. Ein Käse, der sonst im ganzen Land 1 Real (40 Pfennige) kostet, wird dort für 4 Realen verkauft, ebenso eine Cuarta (0.75 l) Caña oder Wein (»Kunstwein«); ein Huhn kostet dort 8 bis 10 Realen, in Paraguarý 1½ bis 3 Realen; ein Dutzend Eier 4 Realen, während man in Paraguarý für 1 Real zehn bis zwanzig Stück kauft; eine Stange Zuckerrohr bringt einen Real ein, also etwa funfzig Mal mehr als in Paraguarý; frischen Mais (den ich brauchte, um mir mit Weizenmehl, Fett und Käse Maisbrot — Chipá — als Reisevorrath backen zu lassen) erhielt ich fünf bis sechs Kolben für 1 Real, während zur selben Zeit in Paraguarý vierzig bis funfzig Kolben diesen Preis haben u. s. w. Das Unglück ist nur, dass in jenen Gegenden äusserst wenig baares Geld umläuft — wie sich weiter unten ergeben wird — und dass der Verkäufer solcher Produkte meistens gezwungen ist, Yerba in Tausch anzunehmen, welche er oft schwer und manchmal nur mit Schaden verkaufen kann.

Vom Flusse Paraguay aus, und zwar von Rosario (Quarepotí), kann man die entstehende Ortschaft am Rio Corrientes über Santaní mit sehr guten Pferden und bei gutem Zustand der Wege und Flüsse allenfalls in zwei Tagen erreichen; Santaní selbst ist etwa 15 Leguas entfernt, liegt ja aber selbst schon weit ab von den verkehrsreicheren Theilen von Paraguay; nur zweimal monatlich kommt dorthin von Paraguarý ein reitender Postbote, der dann auch Briefe mitnimmt, die vielleicht durch irgend eine Gelegenheit aus den Yerbales dorthin gelangt sind.

Unter den Ansiedlern am Rio Corrientes war auch ein Deutscher, der dort viele Tagereisen von seinen nächsten Landsleuten entfernt lebt, ein Herr v. N., der vor bald zwanzig Jahren mit dem brasilianischen Heer über Land als Kaufmann nach Paraguay gekommen ist und sich nach mancherlei Wechseln dort niedergelassen hat. Anfangs hatte er sich ganz dicht am Flusse ein Haus gebaut und einen Handel darin angefangen, aber ein Hochwasser riss die unvernünftige Anlage hinweg, er zog sich höher hinauf und erwirbt jetzt seinen Lebensunterhalt durch seine Pflanzung. Er galt bei den Leuten für wohlhabend, da er seinen Bedarf an Zwieback, Petroleum, Stoffen etc. bei den Chateros — den Führern der Lastkähne — immer mit blanken Pfunden bezahle; doch wollten sie auch wissen, dass Leidenschaft fürs Spiel ihn verhindere, etwas Vermögen zu sammeln. Der biedre Landsmann wusste manche Tigergeschichte zu erzählen und hatte selbst drei dieser Bestien erlegt, die ihm in seiner alten Niederlassung Hunde und Hühner vom Hof stahlen.

Der brasilianische Yerbatero M., der schon von Villa Rica an fast denselben Weg verfolgte wie ich — er war nach Santaní abgeschwenkt — besass hier am Rio Corrientes ein Haus, das er mir schon in Villa Rica zur Verfügung gestellt hatte. Ich fand dort ein reges Leben, denn ein starker Trupp seiner Arbeiter und seine Viehtreiber waren eingetroffen; Abends kam auch er selbst. Dutzende in Ponchos gekleidete Gestalten lagerten Nachts um das Haus herum auf der Erde, eine ganze Schar Maulthiere wurde täglich mehrmals mit dem reichlich vorhandenen Mais gefüttert, alle möglichen für die weitere Reise nöthigen Arbeiten wurden verrichtet, Buschmesser geschliffen, Packsättel gemacht, Riemen geschnitten, Kleidungsstücke ausgebessert u. s. w. An Sachen führen diese Leute gewöhnlich nicht viel mit, zwei Hosen, zwei Hemden, ein Poncho, ein Hut und ein Buschmesser, das pflegt die ganze Herrlichkeit zu sein. Was sie an Kleinigkeiten haben, muss sich meistens mit einem Platz im Hut begnügen, der namentlich für Kamm, Streichhölzer, Zigarren, Kautaback und Spielkarten als Aufbewahrungsort dient. Die Leute hatten auf die Ankunft ihres Herrn schon sehnlich gewartet, denn es fehlte ihnen an frischem Fleisch. Gleich am andern Morgen musste geschlachtet werden, ein interessantes aber rohes Schauspiel: die 41 Köpfe starke Heerde wurde in den Corral getrieben, Herr M. mit einem Knecht spazierte eine Weile zwischen den stattlichen jungen Ochsen umher und bezeichnete dann das Opfer; der Laso schwirrte durch die Luft, zwei oder drei andere Knechte waren schnell zur Hand, um ihn mit zu halten, das Thor ward geöffnet und der Gefangene sprengte hinaus; dumpfbrüllend, als ahnte er sein Schicksal, suchte er sich der Fessel zu entledigen; es gelingt, der Laso reisst und der Ochse sprengt querfeldein davon; ein paar Reiter schnell hinter ihm drein; nach wilder Jagd kommt er erschöpft mit blass aus dem Munde hängender Zunge zurück, ein neuer Laso fasst sein Gehörn, ein anderer die Hinterbeine; er stürzt noch nicht; da zischt ein Macheton durch die Luft, die Sehnen des linken Hinterbeines sind dicht über der Ferse zerhackt; der Arme hinkt stöhnend weiter, stürzt aber noch nicht; ein wild aussehender Correntiner springt ihm von hinten aufs Kreuz, er bricht zusammen, die Knechte johlen und schon ist seine Kehle mit einem scharfen Messer durchschnitten, noch halb lebend wird er in den Hof geschleift und eine Stunde später ist sein Fell schon in der Sonne zum Trocknen ausgespannt, und das Fleisch hängt zertheilt unter der Vorhalle des Hauses.

Jeden Abend um Sonnenuntergang ging ich die wenigen Schritte zur Furt hinab, nahm in dem Fluss ein erfrischendes Bad und genoss

den Reiz der friedlichen Landschaft: über mir wolkenloser Himmel, vor mir der glatte Flussspiegel, im Buschwerk des Ufers einzelne Lagerfeuer durchziehender Arbeiter, drüben die Hütten der Ansiedler und der von bepflanzten Rodungen unterbrochene Waldrand, Pferde wurden zur Tränke geführt, das Blöken von Schafen und das Bellen von Hunden klang herüber, kleine Frösche quakten munter in den Wiesen, Zikaden zirpten in den Büschen.

Die Nächte waren frisch am Rio Corrientes und jeden Morgen deckte bei 15 bis 17° C. dichter Nebel für einige Stunden das Flussgebiet; bald aber zerstreute ihn die Sonne und strahlte dann glühend den ganzen Tag über hernieder. In den Wintermonaten soll es dort oft recht kühl sein, und Bananenpflanzungen können der Fröste wegen nicht leicht erhalten werden. Die Meereshöhe des Flussübergangs ist übrigens nur 170 *m*.

8. Bis Igatimí.

Am 8. Januar früh wurde aufgebrochen; wir liessen die Heerde voran, damit sie uns in den selten benutzten Pikaden das nachgewachsene Buschwerk niederträte. Die Gegend, in welche wir jenseits des Flusses eintraten, war anfangs von tiefen Schluchten zerrissen, die der Regen in den rothen Boden hineingewaschen hat; bald kamen wir dann wieder in Wald, in welchem mir nahe dem Wege vor allem die starke Entwicklung der Kakteen auffiel, von denen einzelne bis zu 12 *m* Höhe emporragten. Mitten im Walde holten wir vier Indianer ein, kleine Leute von dunkel gelbbrauner Hautfarbe und schwarzen straffen über der Stirn und im Nacken gerade abgeschnittenen Haaren. Sie kamen von Santaní, wo sie einige Zeit gearbeitet hatten, um sich einige Werkzeuge und etwas weisses Baumwollenzeug zu verdienen, und kehrten nach ihrer in den östlichen Wäldern gelegenen Heimath zurück. Wir überschritten einige Bäche und eine schmale, langgestreckte Lagune, ritten wieder eine Strecke neben einer schmalen und scharfkantig eingeschnittenen Schlucht hin, deren Grund das Liegende der rothen Erde noch nicht erreichte, und kamen bald nach der Mittagsstunde an den wasserreichen aber nicht breiten Fluss Carimbatay̆, der, wie auch der Rio Corrientes, bei der Uebergangsstelle Spuren einer früheren Brücke aufweist. Dort wurde zwischen halb verbranntem Orangengebüsch und im dürftigen Schatten einiger lorbeerähnlicher Bäumchen gerastet. Am Nachmittag passirten wir noch mehrere ausgedehnte sumpfige Niederungen, überschritten drei Bäche deren einer den sonderbaren Namen Arroyo Avá-yivá-cué (wörtlich übersetzt Bach Indianer-Arm-gewesen, wahrscheinlich, wie man mir

sagte, Erinnerung an einen früher dort geschehenen Mord; doch giebt es auch eine Pflanze dieses Namens, *Convolvulus batatas,* von welcher der Name herrühren kann) führt, und deren letzter, der Arroyo Candiý, in tief eingeschnittenem Thal fliesst, liessen rechts den Eingang einer fast ganz verwachsenen, nach Carimbataý (Santa Rosa) führenden Pikade liegen und näherten uns der Stelle, wo die Karten Curuguatý (San Isidro) zeigen. Schon lange vorher erschienen zu beiden Seiten des Weges reichliche Spuren früherer Besiedlung, Reste von Häusern und Umzäunungen und alte, verwildernde Orangenhaine, deren Früchte — seit Doña Juana die ersten — uns labten. Was ich schon seit Villa Rica über Curuguatý erkundigt hatte, bestätigte sich vollkommen: in dem Lopezschen Kriege ist die Stadt, welche früher Villa Rica an Einwohnerzahl und Verkehr übertroffen haben soll, von Indianern zerstört worden, und seitdem ist sie gänzlich verlassen geblieben. Nur zwei verfallende massive Häuser und ein Schuppen sind übrig; ausserdem erinnern nur einige riesige Holzkreuze, vereinzelte Pfosten und gestürzte Balken an die frühere Stadt; hohes Buschwerk und dichter Graswuchs haben die Oertlichkeit so überwuchert, dass man nicht einmal mehr den früheren Plan der Stadt erkennen kann! Die Lage von Curuguatý war eine sehr günstige, denn das Land ist rings umher auf ziemliche Entfernung waldfrei, der Boden fruchtbar, gutes Trinkwasser reichlich in der Nähe, der für Lastkähne schiffbare Rio Curuguatý fliesst eine Legua nördlich von der Stadt. Für Viehzucht ist diese Gegend weniger geeignet als für Ackerbau, da ausgedehntes Weideland fehlt und das vorhandene, wie alle Weideländereien des östlichen Waldgebiets, nicht gleich den Weiden des Tieflandes Salzleckstellen *(barreros)* enthält, das Vieh daher Salz bekommen muss. Die Stadt war ohne Zweifel ein Mittelpunkt für das rege Leben und Treiben in den Yerbales dieses Theils von Paraguay, wie er jetzt gänzlich fehlt. Auch das wenig südlicher gelegene Carimbataý (Santa Rosa) ist seit dem Kriege gänzlich verlassen; kaum einige Trümmer sind dort noch vorhanden. Nun begriff ich, warum von Yhû kein direkter Weg mehr hierher führt, sah auch von Neuem ein, welch hohen Werth es für mich hatte, gerade in die Zeit des Anfangs der Yerbaarbeiten hineingerathen zu sein, denn ich hatte mich nach der Karte natürlich darauf verlassen, hier überall ansässige Bevölkerung zu finden.

Unsere nun ziemlich ansehnliche Karawane schlug ihr Lager am Fusse des früher von der Stadt eingenommenen Hügels auf; bald gingen Vieh, Pferde und Maulthiere frei ihrem Futter nach, sieben Lagerfeuerchen loderten zerstreut auf dem Felde, jeder bereitete sich

erst sein frugales Mahl und dann sein Lager für die Nacht. Meine Lagerordnung war einfach genug: die beiden Sättel wurden neben einander gelegt, Decken und leere Säcke auf dem Boden ausgebreitet, Packsäcke und Packkörbe daneben gestellt, das Gewehr, zum Schutz gegen den Thau leicht umhüllt, griffbereit hingelegt, der am Tage gänzlich überflüssige Rock angezogen, der Poncho bereit gehalten, um das Gesicht zu decken, falls Insekten sich unangenehm bemerkbar machten; das war alles. Freilich war am Morgen alles vom reichlich sich bildenden Thau durchnässt, aber das schadete nichts. Der Paraguayer hat in der zu seinem Sattel gehörigen Carona (Rindshaut, s. S. 25) eine völlig wasserdichte Unterlage für das Schlafen auf dem Erdboden, der ich aber meine Wolldecke durchaus vorzog. Er verkriecht sich ferner gänzlich unter dem Poncho, und zwar, wenn er über einen solchen verfügt, unter dem »runden« (*poncho redondo*), einem schweren, mantelartigen, am Halse zu schliessenden ziemlich wasserdichten Stück, welches bei Regenwetter den Reiter nebst seinem ganzen Sattelzeug und Gepäck völlig zu schützen vermag. Die Stiefel beim Schlafen anzubehalten betrachtet der Paraguayer als höchst ungesund.

Bei völlig heiterm Himmel leuchtete der Mond im ersten Viertel so hell auf unser Lager nieder, dass ich bei seinem Scheine bequem noch einige Bleistiftnotizen in mein Tagebuch eintragen konnte.

Die Gegend von Curuguatý passirte Lopez auf seiner Flucht nach Norden, und sie ist mit dem Blut, welches seine Grausamkeit massenhaft vergoss, getränkt; in der Nähe der Stelle, wo wir des Abends Orangen gepflückt hatten, liess er z. B. nach Aussage der Arbeiter achtzehn Geistliche ermorden.

Am andern Morgen erreichten wir nach kurzem Ritt den Rio Curuguatý, welcher noch oberhalb dieser Uebergangsstelle für Lastkähne schiffbar ist. Noch weit über ihn hinaus begleiteten uns die Spuren früherer Besiedelung. Ueber wechselvolles Land, das vielfach von sumpfigen Niederungen und kleinen Bächen unterbrochen war, erreichten wir, von dem einen halben Tag nach uns vom Rio Corrientes aufgebrochenen Herrn M. unterwegs eingeholt, schon ziemlich lange nach Mittag einen kleinen Bach, den die Leute — mit einiger Unsicherheit — als Arroyo Trapiche-cué bezeichneten. Während der Rast in einem kleinen Hohlwege bemerkte ich die Spuren früherer Gruben, die, wie ich erfuhr, an ein sonderbares Ereigniss erinnern, dessen Schauplatz diese Gegend und namentlich das nahe Igatimí war, nämlich an die Goldsucherei des Obersten Wisner und seiner Begleiter aus Buenos Aires. In dem Buche von Karl Friedrich,

Die La Plata-Länder u. s. w. [1]), findet sich auf S. 142 und 143 folgende Stelle: »Ein Unternehmen von wahrhaft erhabener Schwindeltendenz und skandalösem Ausgange, welches alle Gründungen der letzten deutschen Gründerepoche in Schatten stellt, und bei welchem der »Standard« [2]) den traurigen Ruhm für sich in Anspruch nehmen kann, mit Reklamen und Anpreisungen sein Möglichstes gethan zu haben, waren die Goldminen von Amambaý und Maracayú in Paraguay. Als Gründer dieser Gründung figurirten vor dem Publikum der argentinische Oberst Lucio Mansilla und ein gewisser Meyer, jeder für sich in jeder Beziehung das Prädikat »*the right man in the right place*« verdienend. Seit dem Momente, dass diese beiden unübertroffenen Gründer in Buenos Aires das Dampfschiff bestiegen, stiegen die Aktien in dem Maasse, in welchem das Dampfschiff sich dem gelobten Lande Paraguay näherte. Jeden Tag wusste der »Standard« seinen Abonnenten neue Geschichten von den unermesslicheu Reichthümern in den Amambaý-Minen aufzutischen, und als er gar die Nachricht brachte, dass die erste Schachtel oder Kiste mit Goldstaub schon unterwegs sein sollte, notirte die Börse diese Glücksaktien mit 420. Ich bezweifle sehr, dass Mr. Mulhall, der Eigenthümer des »Standard« zu diesem Preise noch Käufer gewesen ist, denn Mr. Mulhall weiss als *smart fellow* und gewiegter Börsenmann nur zu gut, dass den Letzten immer unfehlbar die Hunde beissen. Das Endresultat dieses Urtypus einer Gründung war, dass weder Lucio Mansilla noch der Gründer Meyer, noch Mr. Mulhall überhaupt sagen konnten, wo diese Minen eigentlich zu finden seien; dieselben hatten nur in der Phantasie der Actionäre existirt und sind auch heutigen Tages noch nicht aufgefunden worden!«

So mag der Verlauf der Sache in Buenos Aires gewesen sein, aber wenigstens gesucht haben die Leute nach den Goldminen und zwar zunächst dort am Arroyo. Nachdem bis zu einer Tiefe von etwa sechs Varas gegraben war, soll Jemand ein kleines Stückchen Gold in die Grube geworfen haben; sofort wurde dieser Fund nach Buenos Aires gemeldet und die Aktien stiegen riesig. Dann aber zog Wisner mit Mansilla und Meyer weiter nach Igatimí, wo sich die Expedition 1877 bis 1879 aufgehalten haben soll, um in dem benachbarten Cerro Maracayú doch noch wirklich Gold zu finden; diese Hoffnung wurde aber getäuscht, Wisner starb und die Sache löste sich auf.

---

[1]) Die La Plata-Länder unter besonderer Berücksichtigung ihrer wirthschaftlichen Verhältnisse, Viehzucht und Kolonisation und ihrer Bedeutung für deutsche Kapitalisten und Auswanderer. Von Karl Friedrich. Hamburg 1884. L. Friederichsen & Co.

[2]) Leitendes Blatt in Buenos Aires.

Noch eine Stunde vor Sonnenuntergang erreichten wir den Jejuí-guazú, den Hauptfluss dieser Gegend, in dessen Gebiet ich mich seit Ueberschreitung des Tapiracuaý befand. Eine kleine Canoa lag an der Uebergangsstelle und nahm uns mit unseren Sachen auf. Der Fluss hatte kaum mittleren Wasserstand, war aber doch 25 bis 30 *m* breit und so tief, dass die Pferde schon wenige Schritte vom Ufer schwimmen mussten. Dichtes Gebüsch, namentlich mächtige Bambuswedel, beschatteten das ruhig fliessende Gewässer und ein breiter Vorsprung rein weissen Sandes lud zu erfrischendem Bade. Schon kam aber die Heerde, mit wahrem Vergnügen stürzten sich die Thiere nach dem heissen Marsche in das kühlende Wasser, hinter ihnen her die Knechte, welche sich in wenigen Sekunden ihrer dürftigen Kleidung entledigt und dieselbe dem Kahn anvertraut hatten; nachdem der Zug wieder im Walde verschwunden war, kamen wir an die Reihe, der Brasilianer und ich. Es dunkelte schon, als wir weiterritten, hinein in die halb verwachsene Pikade, auf deren unebenen Boden bald der Mond phantastisch die Schatten riesiger Bäume warf. Wir liessen rechts eine ziemlich umfangreiche Lagune liegen, aus deren trüben Futhen ein tausendstimmiges Froschkonzert erschallte, traten bald darauf aus dem Wald hinaus und erreichten dann das Lager der Vorausgegangenen am Arroyo Tacuara-mboi, wo wiederum eine thaureiche Nacht auf offenem Kamp verbracht wurde. Ein Glück war es, dass das Wetter anhaltend vortrefflich war, sonst wären uns die Nächte wohl weniger angenehm gewesen, und Wege sowie Flüsse hätten uns zu schaffen gemacht. Am andern Tage (10. Januar) traten am Wege wieder reichlich Spuren alter Ansiedlungen auf, denn wir befanden uns schon in unmittelbarer Nähe von Igatimí. Um 7½ Uhr wurde der Jejuí-mi überschritten, ein Fluss, der dem Jejuí-guazú ungefähr an Grösse gleichkommt und einen ganz ähnlichen Anblick gewährt, den wir aber unter völlig kundiger Führung zu Pferde passiren konnten. Noch zwanzig Minuten Wegs, und wir hatten Igatimí erreicht.

Ich hatte gehofft, wenigstens Igatimí [1]) als ansehnliche Ortschaft zu finden, aber weit gefehlt! nur einige wenige Leute haben sich als Yerbateros dort niedergelassen, darunter zwei spanische Basken, Brüder, welche mich gastfrei und förmlich herzlich bei sich aufnahmen. Don Antonio und Don Juan Menchaca waren aus der Gegend von Bilbao zu Hause und hatten ihr Vaterland vor vierzehn und neun Jahren wegen der inneren Unruhen verlassen, um nicht ihr

[1]) Von einigen hörte ich auch Ygatimí aussprechen.

Leben in den Streitigkeiten von ein Paar Adelsfamilien hergeben zu müssen. Seit vier Jahren waren sie in Igatimí ansässig und gewannen mit Hülfe weniger Arbeiter, besonders Indianer, Yerba. Sie kannten die Verhältnisse Paraguays, das ganze Yerbageschäft und besonders die Gegend bis und um Igatimí auf das Genaueste, so dass ich ihnen viele werthvolle Mittheilungen verdanke. Dazu lernte ich in ihnen Leute kennen von einem Adel des Charakters und einer Offenheit des Wesens, wie man sie äusserst selten findet; zu Hause nur mit geringer Schulbildung versehen, hatten sie sich aus eigner Kraft emporgearbeitet und sich beide, namentlich aber der ältere, eine wahrhaft philosophische Lebensanschauung erworben. Die Ansiedlung dieser beiden Leute bestand aus einem massiven Hause mit daran stossendem Maschinenschuppen und dahinter liegender Küche; daran schloss sich eine ziemlich grosse Pflanzung von Mais, Maniok, Melonen, Kürbissen, Bohnen, Bananen und ein kleiner alter Orangenhain; Pferde und Maulthiere trieben sich auf der Weide herum, zahlreiche Hühner durchstreiften das Buschwerk, legten ihre Eier bald hierhin, bald dorthin und konnten nur durch Vermittelung der Flinte erreicht werden, wenn einmal eine in den Topf wandern sollte.

Im Jahre 1877 war Igatimí ebensogut wie Curuguatý und Carimbataý gänzlich verlassen. Im Hause der Basken verkehrte täglich ein grosser schwarzhaariger Italiener (aus Genua), welcher in jenem Jahre nach Igatimí vorgedrungen war und dort das erste neue Haus gebaut hatte, zu welchem seitdem noch einige hinzugekommen sind, so dass das neue Igatimí jetzt aus neun bewohnten Häusern besteht, welche die wenigen Reste des alten zerstreut in weitem Kreise umgeben. Von dem alten Igatimí war nur die Kirche mit zwei halb zerstörten Häusern übrig geblieben, deren eines, das frühere Schulgebäude, wieder bewohnt ist. Die Kirche bot ein trauriges Bild des Verfalles dar: das Dach war durchlöchert, die Wände halb eingefallen, der Altar fast ganz zertört (Wisner und seine Begleiter hatten dort Ziegel gebrochen, um sich einen Backofen zu bauen), im Mittelschiff stand eine grosse Pfütze, im Schatten der äusseren Säulenhalle lagen Kälber, in der Sakristei wälzten Schweine sich im Koth, aussen war an dieselbe ein Corral angebaut! Ganz nahe bei der Kirche liegt der Friedhof, mit mächtigen, oben zugespitzten Planken umschlossen. Tritt man durch das überdachte Thor ein, so sieht man in der Mitte ein grosses Holzkreuz, rund umher dicht bei dicht Gräber, völlig von Vegetation überwuchert. Don Juan, mein Begleiter auf diesem Gange, bog über einem vor Gestrüpp kaum sichtbaren Grabe die Aeste und Zweige auseinander und zeigte mir ein unscheinbares Kreuz, das

Grabdenkmal des Obersten Wisner, welcher 1878 hier starb, während er vergeblich bemüht war, im Cerro Maracayú Gold aufzufinden (s. S. 92). Er wohnte damals mit seinen Begleitern in dem ersten von dem genannten Italiener gebauten Hause und soll schon lange leidend gewesen sein; es wird erzählt, dass er sich zuletzt fast ausschliesslich von Ochsenzungen ernährt habe, weshalb die Expedition immer einen sehr grossen Viehstand halten musste. Nur ein Grab auf dem alten Kirchhofe war wohlgepflegt, das der vor einem Jahr gestorbenen Frau Don Antonios, einer Paraguayerin, deren vorzügliche Eigenschaften der Mann nicht genug zu loben wusste.

Um meinen Pferden eine gründliche Erholung zu gönnen und um die Rückkehr des Brasilianers zu erwarten, welcher zu seinem neuen Rancho (Yerbaniederlassung) in die Wälder geritten war und mich gebeten hatte, mit ihm einen in der Nähe der brasilianischen Grenze gelegenen Rancho zu besuchen, um ihm über dessen Lage (auf paraguayschem oder brasilianischem Gebiet) entscheiden zu helfen, blieb ich fünf Tage in Igatimí. Das Wetter war fortdauernd günstig, nur hier und da einmal ein Regenschauer oder in der Ferne ein Gewitter, aber der Hitze wegen (in den heissesten Tagesstunden 30 bis 33° C.) konnte ich nur früh und Abends die Umgegend durchstreifen, welche auf einige Entfernung hin aus bebuschtem Kamp, den oft einzelne Bäume unterbrechen, besteht. In den Wäldern, welche dieses Weideland umgeben, wohnen in nicht bedeutender Zahl »zahme« Caynguá-Indianer, welche früher in Igatimí ansässig waren. Fast täglich ging ich zum Flusse hinunter um zu baden, bald nach der Uebergangsstelle, bald nach dem etwas weiter abwärts und näher dem Orte gelegenen »Hafen«; dort lagen in einer der zahlreichen Windungen des Flusses im Schatten der Uferbäume drei Lastkähne, deren Bemannung am Ufer ein Lager aufgeschlagen hatte, und warteten auf die erste frische Yerba, um dann die Reise nach Asuncion anzutreten. Das grösste dieser Fahrzeuge fasste 1300 Arroben, doch können auch bedeutend grössere dahin gelangen, und der Fluss ist sogar noch weiter hinauf fahrbar. Flussaufwärts müssen diese Schiffe mit Stangen gestossen werden, da von Segeln bei den zahllosen Krümmungen nicht die Rede ist, ebenso wenig kann man daran denken, sie vom Ufer aus zu ziehen, da die Ufer meist bewaldet und sumpfig sind. Die Reisen dieser Chatas sind daher sehr langwierig; man braucht zu einer Fahrt von Asuncion nach Igatimí und zurück meist vierzig bis funfzig Tage, bisweilen aber auch mehrere Monate. Regelmässigen Landverkehr nach Igatimí giebt es natürlich nicht, und etwaige Briefe muss man mit Gelegenheit nach Santaní befördern.

Einen Brief, den ich dort am 13. Januar an meine Angehörigen schrieb, hätte ich mit Vortheil selbst nach Deutschland befördern können, denn er traf erst Ende April in Hamburg ein, nachdem ich selbst schon mehr als vierzehn Tage wieder dort war. In Begleitung Don Juans stellte ich den Feldhühnern auf dem Kamp fleissig nach, allerdings mit geringem Erfolge, da wir beide zu wenig Uebung hatten. Nordwestlich von Igatimí zeigte mir der junge Baske die Stelle, wo die vor funfzehn Jahren geschlagene Lopezsche Pikade nach dem nördlich gelegenen Panadero anfing; dieselbe ist aber seitdem völlig verwachsen, so dass ich hier meinen auf die Wisnersche Karte gegründeten Plan wieder ändern musste: der Panadero konnte nur auf einem grossen östlichen Umwege erreicht werden. Don Juan erzählte mir, dass die umliegenden Wälder, in welchen er mit seinen Indianern die Yerba bereite, reich an Wild seien, namentlich komme dort auch der Tapir, *gran bestia* (im Guaraní *mborevi*) genannt, vor, den man aber nur mit guten Hunden jagen könne; selbt dann sei es schwer, seiner habhaft zu werden, da ihm sein dickes Fell gestatte, in das dichteste Gestrüpp einzubrechen, wohin man ihm nicht oder doch nicht schnell genug folgen könne; derselbe gehe meist bei Nacht auf Futter aus, am Tage wandere er nur, wenn ihm die Insekten die Ruhe zu sehr verleideten. Einen Tiger (Jaguar) hatte Don Juan während seines vierjährigen Waldläuferlebens noch nicht zu Gesicht bekommen, wohl aber häufig die Tigerkatze (*yaguaretei* oder kleiner Tiger genannt) und bisweilen auch den Puma, welchen man in Paraguay *leon*, Löwe, nennt. Derselbe gilt für feige und wird dem Menschen kaum je gefährlich. Schlangen sind nicht selten, auch die Klapperschlange kommt bisweilen vor. Spuren früherer Ansiedlungen, alte Pfosten, Orangenhaine u. s. w., findet man in der Umgegend von Igatimí ziemlich zahlreich.

An den herrlichen Abenden, die wir bei Mondschein vor oder hinter dem Hause zubrachten, führte ich mit dem Italiener und den Basken manches Gespräch über Paraguay, seine Bewohner und seine Zustände. Don Antonio nannte die Rassenmischung des Paraguayers keine glückliche, das Naturell des unvermischt gebliebenen Indianers sei ein besseres. Der Paraguayer werde, wenn er auch nur ein wenig trinke, streitsüchtig und roh, der Indianer sei aber durchaus friedlich; der Fremde dürfe sich dem Paraguayer nicht unbedingt anvertrauen, da derselbe ihn mit schelen Augen ansehe und bei seiner Herzlosigkeit sich über dessen Unglück nur freuen würde; die Frauen seien zuverlässiger und hätten mehr Herz. Die Familienliebe der Paraguayer bezeichnete er als gering, nicht selten liesse einer eine Frau mit

Kindern sitzen, die Liebe zu den Kindern und die Sorge für dieselben sei nicht gross. Was von Paraguayern in den Yerbales arbeitet, gehört im allgemeinen zur schlimmsten Sorte; diese Burschen leben meist in den Tag hinein, haben verhältnissmässig sehr bedeutende Schulden (worüber weiter unten die Rede sein wird), werden oft schlecht behandelt, da dort der Wille des Yerbatero, von welchem sie gänzlich abhängig sind, Gesetz ist, und meiden die bewohnten Landestheile oft aus sehr triftigen Gründen; dem Wein und Schnaps sprechen sie gern zu, wenn sie irgend dazu kommen können, in vielen Yerbaniederlassungen werden diese Getränke daher gar nicht geduldet. Kaum waren meines Brasilianers Leute einige Stunden in Igatimí, so hörten wir drüben in der kleinen Kneipe eines Portugiesen schon Lärm und Geschrei: die Peone (Arbeiter) wollten dem Dependiente (Commis, Buchhalter) des Herrn M. mit Messern zu Leibe, weil er ihnen nicht gestatten wollte, noch mehr Caña auf ihre Rechnung im Buche des Arbeitgebers zu trinken. Herr Miranda erhob sich aus der Hängematte, nahm seine Reitpeitsche und schlenderte in seiner schläfrigen Weise hinüber; das wirkte schon aus der Ferne und schnell war aller Streit verstummt.

Fast nur Ungünstiges hörte ich über die wenig zahlreiche Geistlichkeit des Landes; die meisten Geistlichen, besonders die in den abgelegeneren Theilen des Landes, denken in erster Linie an ihre Bereicherung und drücken die ihnen anvertrauten »Seelen« wo sie nur können. Von dem Geistlichen in Santaní wurde mir erzählt, dass er keine Trauung vollziehe, wenn ihm nicht vorher mindestens zwei Unzen (32 Patacon oder 128 Mark) bezahlt werden, eine für den gewöhnlichen Paraguayer ungeheure Summe. Dass durch solches Vorgehen die in Paraguay so wie so schon bei Weitem vorherrschende »wilde Ehe« nur gefördert wird, liegt auf der Hand. Derselbe Geistliche schämte sich nicht, um sich einen kleinen Nebenverdienst zu verschaffen, eine kirchliche Leichenfeier für Garibaldi zu veranstalten, obgleich dieser exkommunizirt war!

Im Hause der Basken lernte ich noch mehrere andere Yerbateros dieser Gegend kennen, darunter den bedeutendsten, einen französischen Basken, mit Namen Don Vicente N., einen langen hagern Mann mit Hakennase und kleinem Bart, eine energische und thatkräftige Persönlichkeit. Er arbeitet in jener Gegend mit funfzig oder sechzig Karreten, 600 Stück Vieh und gegen 400 Arbeitern und bereitet jährlich 40000 bis 80000 Arroben Yerba (während die beiden Basken mit ihrem geringeren Kapital und wenigen Arbeitern nur 4000 Arroben schaffen können). Eine kleine Legua nordöstlich von Igatimí hat er eine

grössere Niederlassung, *Vaqueria* genannt (weil er dort anfangs nur Vieh hielt; *vaca* die Kuh), welche ich besuchte; dort fand ich eine Anzahl dauernd bewohnter Ranchos, Pflanzungen von Mais, Maniok und andern Nahrungspflanzen, einen deutschen Buchhalter (Sohn des Direktors der deutschen Kolonie San Bernardino), einen brasilianischen »Arzt« (dessen Kunst sich aber wohl auf das Verschreiben von Abführungen und Chinin und vielleicht auf das Zunähen von Wunden und Einrichten gebrochener Knochen beschränkte), grosse Maschinenschuppen, Vorrathshaus und Waarenlager u. s. w. Don Vicente erklärte sich bereit, mich mit einigen seiner Leute nach dem grossen Fall des Paraná zu begleiten, falls ich einen Monat warten könnte; jetzt, wo gerade die Arbeiten anfingen, sei es weder ihm möglich mitzukommen, noch könne er Leute entbehren. Er glaubte die Reise in vierzehn Tagen ausführen zu können, in der Weise, dass zu Fuss vorgedrungen und der längst verwachsenen Pikade gefolgt würde, welche die Grenzkommission einst geschlagen habe. Leider war es mir unmöglich, vier Wochen dort zu warten, da meine Zeit sehr knapp war; ich musste daher das Anerbieten ablehnen.

Körperlich befand ich mich andauernd wohl, nur hatten sich in den letzten Wochen am linken Arm und am linken Bein, je zwei geschwürige Stellen gebildet, die meiner Versuche zur Heilung hartnäckig spotteten und aus denen ich nichts zu machen wusste; heftig reissende Schmerzen in ihnen verhinderten mich oft für Stunden am Schlafen. Erst drei Wochen später kam ich über diese Erscheinung ins Klare und wurde sie los.

In Igatimí hatte ich reichlich Gelegenheit, bei den Yerbateros und Chateros (Führern der Lastkähne) Erkundigungen über die Geographie dieser Gegenden und namentlich über das Flusssystem des Jejuí einzuziehen und dieselben mit dem, was ich selbst gesehen hatte und mit dem, was die Karten zeigten, zu einem Bilde zu verarbeiten. Ich glaube daher für meine bezüglichen hier folgenden Mittheilungen Zuverlässigkeit beanspruchen zu können.

Das Flusssystem des Jejuí entwickelt sich in seinen Hauptwasserläufen wie folgt: In ziemlich ansehnlicher Entfernung östlich von Igatimí entspringen der Jejuí-guazú und der nördlichere Jejuí-mi; sie sind unter dem Meridian von Igatimí nicht mehr als drei Leguas von einander entfernt und vereinigen sich drei bis vier Leguas westlich von Igatimí; der vereinigte Fluss führt den Namen Jejuí, wird aber auch nicht selten Jejuí-guazú genannt. Er empfängt von links zwei Hauptnebenflüsse, den Curuguatý und den Capivarí; ersterer muss östlich von Curuguatý, letzterer nicht allzu-

weit nördlich oder nordnordwestlich von San Joaquin entspringen; die Hauptrichtung beider im Unterlauf muss annähernd nordwestlich sein. Der Curuguatý empfängt links den Carimbataý und weiter unterhalb den Rio Corrientes, dessen Quelle von der des Capivarí nicht eben weit entfernt sein kann. Auf der rechten Seite empfängt der Jejuí drei Hauptnebenflüsse, den Paraý, den Itanará-mi und den Aguaraý-guazú; der Paraý empfängt links den Arroyo Guazú, der Itanará-mi rechts den Upoý; in den Jejuí münden beide oberhalb der Mündung des Curuguatý; über den bei weitem grössten rechten Nebenfluss, den Aguaraý-guazú, wird weiter unten im Besondern die Rede sein; desgleichen über die Mündung des Jejuí.

Von unsern Karten zeigt keine das System des Jejuí so, wie es hier dargestellt ist. Bei Rengger ist die linke Seite des Systems im ganzen richtig, nur fehlt beim Capivarí der Name und er lässt den Rio Curuguatý südlich statt nördlich von der gleichnamigen Stadt fliessen; rechts dagegen fehlt der Paraý, und erscheint, wie auch auf allen andern Karten, ein Rio Sepultura, den Keiner von allen Leuten, die ich ausgefragt habe, kannte, alle waren darin einig, dass Sepultura nur der Name einer Oertlichkeit sei, nur einer meinte unsicher, es gäbe wohl auch einen kleinen Bach des Namens. Es ist auch äusserst unwahrscheinlich, dass es in jener so sehr selten begangenen Gegend einen grösseren Fluss mit spanischem Namen giebt! Wo Rengger den Sepultura münden lässt, zwischen Capivarí und Aguaraý-guazú, mündet kein irgend bedeutender Wasserlauf in den Jejuí. Renggers Gebirgszeichnung giebt eine falsche Vorstellung von jenen Gegenden; namentlich sind seine Schraffen viel zu weit nach Westen vorgeschoben. Renggers Zeichnung beruht für diese Gegenden auf Azaras Karten, auf welchen aber manche Namen fehlen und auch die Bodenerhebungen (mit Ausnahme der Hauptwasserscheide auf dem einen Blatt) garnicht dargestellt sind [1]). Auf Pages an Stichfehlern sehr reicher Karte in kleinem Massstabe ist das System des Jejuí nur skizzenhaft angegeben; links fehlt jedenfalls entweder der Corrientes oder der Carimbataý, und die Nebenflüsse rechts oberhalb des Aguaraý sind nur Phantasien; der Cerro Maracayú (Wasserscheide) ist entschieden zu weit nach Westen vorgeschoben. Bei Du Graty ist der Capivarí nicht genügend entwickelt und ohne Namen; der Jejuí-mi ist zu einem Nebenflusse des Itanará-mi gemacht, der Name Sepultura fehlt auch nicht; aus den kleineren Flüssen in der Gegend von Curuguatý und Carimbataý ist

[1]) Azara, a. a. O. Atlas, Tafel III und V.

schwer klug zu werden. Bei Wisner wieder grosse Verwirrung: der (nicht zum Jejuí gehörige) Tapiracuaý, welchen ich als nicht mehr unbedeutenden Fluss östlich von Santaní überschritt, fehlt dort — der Name findet sich weiter westlich für einen Theil eines Flusslaufs —, der Capivarí findet sich etwa an der Stelle, wo der Rio Corrientes hingehört, ist mit sehr vielen Nebenflüssen ausgestattet — darunter weit im Süden ein kleiner Rio Corrientes —, so dass sein System den Raum einnimmt, auf welchem in Wirklichkeit ausser ihm noch der Rio Corrientes und der Tapiracuaý liegen, nimmt fälschlich noch den Carimbataý und Curuguatý als Nebenflüsse auf, ja sogar den Jejuí-guazú; die Entfernung von Curuguatý bis zum Uebergang der Strasse über ihn beträgt 5½ Leguas gegen den dreifachen Betrag der Wirklichkeit; westlich vom Capivarí erscheint in den »Yerbales von Rosario« (dieser Name ist jetzt unbekannt, wurde wahrscheinlich auch nie gebraucht) ein anderer ziemlich grosser Fluss ohne Namen, dessen Lage und Mündung ungefähr dem wahren Capivarí entspricht, doch reicht er lange nicht weit genug nach Süden; noch weiter unterhalb erscheinen drei kleine Nebenflüsse, von denen niemand etwas wusste und die (ausser der Johnstonschen, s. u.) keine andere Karte hat; der Abstand zwischen Jejuí-guazú und Jejuí-mi ist viel zu gross. Rechts vom Jejuí erscheinen Itanará und Sepultura, ersterer fälschlich in den Jejuí-mi, letzterer fälschlich unterhalb des Curuguatý (hier Capivarí) mündend; über den Aguaraý, wie gesagt, später. Wisners Gebirgszeichnung ist auch in diesem Theil des Landes nur als schematische Darstellung der Wasserscheiden zu betrachten. Das Schneidersche Werk über den Paraguaykrieg [1]) enthält eine Uebersichtskarte der La Plata-Länder und mehrere Spezialkarten von Theilen Paraguays. Auf der Uebersichtskarte (»Karte des Kriegsschauplatzes in den La Plata-Ländern 1863—1870«) ist das Jejuísystem in einer mir ganz unverständlichen Weise dargestellt; auf einer der Spezialkarten (»Karte des Kriegsschauplatzes in der Republik Paraguay von September 1869 bis zum Schluss des Krieges«; die Tafeln sind nicht numerirt) erscheint der südliche Theil des Flusssystems im allgemeinen richtig, nur ist der nicht ganz unbedeutende Carimbataý mit keinem der zwischen Corrientes und Curuguatý gezeichneten Wasserläufe zu identifiziren; rechts haben wir wieder den Sepultura und oberhalb desselben einen nicht benannten, jedenfalls zu kurz gezeichneten Fluss.

---

[1]) L. Schneider, Der Krieg der Triple-Allianz (Brasilien, Argentinische Konföderation und Republik Banda Oriental del Uruguay) gegen die Regierung der Republik Paraguay. Mit Karten und Plänen. Berlin 1872. E. Behr.

Diese Karte ist übrigens reich an Stichfehlern, zum Theil sehr sonderbaren, deren einige sich daraus erklären, dass der Verfasser nicht in Paraguay gewesen ist; man findet da z. B. nordöstlich von Asuncion »Sumpf Agua rucati«, der Verfasser scheint also den Namen für ganz oder theilweise spanisch gehalten zu haben, während er in Wirklichkeit dem Guaraní angehört und Aguará-catý heisst, was »Gewässer des stinkenden Fuchses« bedeutet. Johnston hat sich für dieses Gebiet leider fast gänzlich an Wisner angelehnt, nur hat er einen Arroya Itá, welchen Wisner zwischen Santaní und seinem Rio Capivarí, ohne jeden Zusammenhang mit einem der Flusssysteme, einzeichnet, als Oberlauf des Tapiracuaý angesehen und gezeichnet.

Was die rechten Nebenflüsse anbetrifft, so wird es auffallen, dass ich allen Karten gegenüber behaupte, es gäbe keinen Rio Sepultura; dagegen weise ich darauf hin, dass keine Karte den Rio Paraý hat, der ganz bestimmt vorhanden, nur fünf Leguas von Igatimí entfernt und Jedermann dort bekannt ist. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, dass das, was die Karten als Itanará-mi geben, der Paraý, der Sepultura dagegen der wirkliche Itanará-mi ist. Diese Annahme wird noch dadurch gestützt, dass es noch einen zweiten, sehr wenig bedeutenden Itanará-mi giebt, welcher in den Jejuí-mi fliesst und leicht Verwechselungen veranlassen konnte. Ferner mache ich darauf aufmerksam, dass der Name Sepultura wahrscheinlich einfach von Azaras Karte (wo aber zufällig Supultura gestochen ist) auf alle andern übergegangen ist, denn weder Rengger, noch Page, noch Du Graty, noch Schneider, noch Johnston haben diese Gegend besucht; Wisner war zwar dort, sowohl mit Lopez, als später (bis Igatimí und zum Cerro Maracayú) mit der Goldexpedition, ist aber gerade für diese Gegend durchaus unzuverlässig, wie sich weiter unten noch wiederholt zeigen wird. Auch er hat wahrscheinlich Azara noch mitbenutzt. Die sonderbaren Irrthümer seiner Karte wurden mir zum Theil später begreiflich: nach meiner Rückkehr nach Asuncion erzählte mir Herr Konsul Mangels, dass Wisner im Jahre 1869 gefangen in Villeta gesessen habe, als die Brasilianer Asuncion nach dem Bombardement einnahmen; die Soldaten wären damals in sein Haus eingedrungen und hätten einen grossen Theil seiner Aufzeichnungen entführt, es sei also wahrscheinlich, dass er nach dem Gedächtniss ergänzt habe! Das hätte er nur nicht auf einer Karte in so grossem Maasstab thun sollen! Ob übrigens Azara den Oberlauf des Jejuí und dessen Nebenflüsse selbst besucht hat, geht aus seinem Werk nicht mit Sicherheit hervor; auch an andern Stellen ist es zweifelhaft, ob er auf Grund eigner Anschauung und eigner Erkundigung an Ort und Stelle be-

richtet; ich halte es z. B. nicht für unbezweifelbar, dass er den grossen Fall des Paraná besucht hat.

Andere Irrthümer auf den erwähnten Karten mögen daraus entstanden sein, dass der Name Jejuí-guazú sowohl dem einen Quellfluss, als auch — neben dem einfachen Namen Jejuí — dem vereinigten Fluss zukommt. Dass übrigens unter den genannten Kartenverfassern Johnston der einzige Geograph von Fach war, zeigt sich in seiner einfachen, aber im ganzen richtigen Darstellung der Bodengestalt.

Zur Beurtheilung des Gefälles des Jejuí diene die Angabe, dass Igatimí 215 *m* über dem Meeresspiegel liegt; die nächstliegende Stelle des Jejuí-mi liegt etwa 45 *m* tiefer.

9. Zum Panadero.

Am 15. Januar brach ich von Igatimí auf, um zunächst dem Brasilianer nach seinem Grenzrancho zu folgen und mich dann dem Panadero zuzuwenden. Zur Ergänzung meines Proviants war mir Don Antonio in uneigennütziger Weise behülflich, indem er mir von seinen Vorräthen an Zwieback, Fett, Käse u. s. w. abtrat was ich brauchte und mir nur die Preise von Asuncion und Paraguarý unter Zuschlag der Fracht von drei Realen (1,20 Mark) für die Arrobe (11,5 *kg*) berechnete; beim Portugiesen, der gerade geschlachtet hatte, wurde noch Fleisch gekauft. In der Vaqueria trafen wir mit dem Brasilianer zusammen, dann gings flott vorwärts nach Ostnordosten, zuletzt durch Wald, der hügelige Gegend deckte, bis zum Arroyo Itapé, einem Nebenflusse des Arroyo Guazú, der zum Paraý geht [1]; dann weiter durch Wald und über Potreros auf fast lauter rothem Boden über den Arroyo Mocoi [2]) und zwei kleinere Bäche — alle ohne sumpfige Ränder und meist überbrückt mit sogenannten Knüttelbrücken — vorüber an dem mir schon bekannten Karretenzuge des Don Vicente, welcher in seinen kurzen Tagemärschen erst bis hierher gekommen war, zum umfangreichen Potrero Ñandiú-rocái, den ein gleichnamiger Bach — ebenfalls zum Arroyo Guazú gehörig — durchfliesst. Dort suchten wir uns eine möglichst kurz begraste Stelle aus, da wir eben vorher eine kleine Giftschlange im Grase getroffen hatten, und verträumten bei Mondschein und Wetterleuchten die thaufeuchte Nacht. Am andern Morgen traten wir bald darauf wieder in den Wald ein, überschritten einen kleinen Bach und gleich darauf den

---

[1]) Bei Wisner findet er sich winzig klein viel weiter im Westen und wird vom Wege gar nicht geschnitten.

[2]) In diesem Worte, welches zwei heisst, ist oi nasal zu sprechen.

Arroyo Guazú [1]), welcher dort in breitem, steinigem Bett fliesst und soweit von keinem Fahrzeuge mehr befahren werden kann. Nun fing der Boden an, sich merklicher zu heben; wir überschritten noch den Arroyo Vacá und den Arroyo Volascuá (oder Bolacuá) [2]), und standen dann plötzlich am »Cerro Maracayú«, denn so nennen die Leute dort nicht blos den wasserscheidenden Rücken, sondern speziell die Stelle, wo der Hauptweg ihn ersteigt. Ich stieg vom Pferde, um den zwar nur etwa 100 *m* hohen, aber sehr steilen Anstieg — die stärkste Steigung schätzte ich auf wenigstens 20° — zu überwinden. Als ich auf dem harten Boden neben dem ausgleitenden Pferde aufwärts kletterte, dachte ich an den uns nachfolgenden Karretenzug, der auch hier hinauf sollte. Merkwürdigerweise ist es in Paraguay so gut wie unbekannt, die Steilheit eines Anstieges bei der Weganlage durch Zickzacklinien zu mildern, man arbeitet den Weg möglichst gerade durch den Wald; selbst der neue Weg auf der deutschen Kolonie San Bernardino von dem Stadtplatz nach Altos wird nicht anders hergestellt. Beladene Karreten können den Cerro Maracayú gar nicht passiren, man muss alles auf Menschenschultern hinauf und vieles auf dieselbe Art hinab befördern und von den Karreten sogar noch die Räder lösen, um sie hinauf- und hinabschleifen zu können; die Arbeit der Ochsen wird auch dann noch schwer genug sein. Oben angekommen fand ich links einen Schuppen, in welchem die herunterzuschaffende Yerba gelagert werden kann (*depósito de yerba*); von dort führt ein kleiner Fusssteig ein Stück abwärts zu einem sogenannten *cajon*, einer schmalen hölzernen Rinne, in welcher die vollen Yerbasäcke hinuntergelassen werden, eine etwas primitive Einrichtung, bei welcher die Säcke arg mitgenommen werden mögen. Die schmale Lichtung, in welcher die Rinne lag, gestattete eine Aussicht weit, weit nach Südwesten in das Land hinaus über ein unermessliches Waldgebiet; tiefgrüner Wald soweit das Auge reichte, nur in nächster Nähe unterbrochen durch den am Morgen verlassenen Potrero Ñandiúrocái, alle andern Lichtungen verschwanden vollständig in der Masse; den Horizont begrenzte eine bewaldete Bodenschwelle, der Monte Pacová, den ich nahe dem Rio Corrientes passirt hatte.

[1]) Wahrscheinlich mit dem Arroyo Guana der Wisnerschen Karte identisch.

[2]) Dieser Name kommt öfters vor, und zwar pflegen die Fremden Volascuá, die Paraguayer Bolacuá auszusprechen. Ich habe nicht mit Sicherheit feststellen können, ob Bolacuá nur eine Verunstaltung im Munde des Paraguayers ist (b und v werden oft verwechselt, s mit Vorliebe unterdrückt), oder ob es der eigentliche Name ist und, wie einige behaupten (z. B. Du Graty, a. a. O. S. 178), aus dem spanischen *bola*, Kugel, und dem guaranischen *cuá*, Loch, zusammengesetzt ist, also »Fluss mit runden Kieselsteinen« bedeutet; ich glaube aber dass das Erstere der Fall ist.

Bei dem Yerbaschuppen nahm ich eine Probe des Gesteins, welches als olivinhaltiger Diabas bestimmt worden ist.

Noch eine Stunde über wenig ansteigendes Terrain und wir erreichten einen kleinen Potrero, auf dem einer der brasilianisch-paraguayschen Grenzpfeiler steht, »*el mojon*«, wie die Leute kurzweg sagten. Der Pfeiler hat etwa 5 *m* Höhe, ist viereckig, aus dem dort vorkommenden Gestein aufgemauert und mit einem Kalküberzug versehen; die Seiten sind genau den Himmelsrichtungen zugewendet, die nördliche und östliche tragen die Aufschrift »Imperio do Brazil«, auf den beiden andern liest man »República del Paraguay«. Wie an sehenswerthen europäischen Bauwerken, Felsen u. s. w. finden sich auch dort an dem einsamen Grenzpfeiler Namen von Besuchern verewigt, allerdings nur in geringer Zahl und natürlich zum grössten Theil von Engländern; die Namen stammten aus den Jahren 187[illegible] bis 1881. Die nach dem Lopezschen Kriege bestimmte Landgrenze zwischen Paraguay und Brasilien, welche an der Mündung des Rio Apa in den Paraguay beginnt und beim grossen Fall des Paraná endigt, ist durch sieben solcher Pfeiler bezeichnet und folgt zwischen denselben der Wasserscheide, in ihrem letzten, nach Osten gerichteten Theil der zwischen dem letzten Nebenfluss des Paraná oberhalb und dem ersten unterhalb des Falles. Die Lage dieser Grenzpfeiler ist durch die brasilianischen Mitglieder der Grenzkommission astronomisch bestimmt worden; man findet dieselben mit Ausnahme des letzten östlichen auf der Johnstonschen Karte verzeichnet, die sämmtlichen Aufnahmen der Kommission hat Johnston jedoch noch nicht benutzen können [1]). Ich bin in der Lage gewesen, die in sehr grossem Massstabe ausgeführten Originalzeichnungen der Grenzkommission im Ministerium des Aeussern in Asuncion einzusehen; eine Reduktion auf ein Blatt, die vorhanden gewesen ist, und die ich gern abgezeichnet hätte, soll verloren gegangen sein. Angenommen dass der von mir besuchte Grenzpfeiler auf Johnstons Karte richtig liegt — und daran ist kaum zu zweifeln — so liegt jedenfalls auf derselben Karte Igatimí (und auch Curuguatý) zu weit westlich, denn die Entfernung von Igatimí bis zum Mojon beträgt in Wirklichkeit nur 8 bis 8½ Leguas, auf jener Karte aber 11½. Die Höhe des Grenzpfeilers über dem Meeresspiegel habe ich zu etwa 440 *m* bestimmt; die unseres Nachtlagers am Ñandiú-rocái zu 210 *m*.

Wir zogen weiter fast nach Osten, durchritten einen schmalen Waldstreifen und kamen dann auf einen erst in sehr weiter Ferne

---

[1]) S. *Geographical Magazine* 1875, S. 270.

wieder von Wald begrenzten leicht gewellten Kamp hinaus, der mit zahllosen krüppeligen Bäumchen dicht bewachsen war; man bezeichnete mir dieselben als Curupaý-itá[1]) und Quebracho[2]). Die Quebrachobäumchen waren knorrig und hatten kleine, längliche, glänzende Blätter; die andern wuchsen schlanker und hatten fein gefiederte, mimosenartige Blätter; die Rinde beider Arten ist dick und rissig, auch sind beide in hohem Grade gerbstoffhaltig und haben äusserst hartes Holz. Der Quebracho (richtiger Quebrahacho) verdankt der Härte seines Holzes den Namen, welcher eigentlich »Axtbrecher« bedeutet; dasselbe ist ausserdem hervorragend durch sein spezifisches Gewicht (bei dem nach der Farbe des Holzes sogenannten rothen Quebracho 1,234, beim Curupaý 0,987) und durch seine Widerstandsfähigkeit gegen Fäulniss. Diese vorzüglichen Eigenschaften befähigen es, in vielen Fällen das Eisen zu ersetzen, und ich habe sogar Anker von Quebrachoholz gesehen.

Etwa 1½ Leguas von der Grenze gelangten wir zur Mittagsrast zu einem Arroyo Tacuapyrý (etwa 380 *m* über Meer), der dem mit seinem ganzen Gebiet schon auf brasilianischem Boden liegenden Igatimí zufliesst. Dort liess der Brasilianer einen seiner beiden Peone mit meinem Begleiter zurück und brach dann mit dem andern Diener und mir nach Osten auf zu dem Rancho Carapá, dessen Lage er in Augenschein nehmen wollte. Die Beschaffenheit der Gegend blieb ziemlich dieselbe, nur war der Kamp oft so dicht mit Bäumen bestanden, dass er aus der Ferne einem lichten Walde glich; auf weite Strecken hin hatten die Indianer der benachbarten Wälder den Graswuchs und einen Theil des Baumwuchses durch Feuer zerstört, um besser gehen zu können, wie man mir sagte. Gewitter entluden

---

[1]) Gewöhnlich Curupaitá geschrieben und gesprochen; heisst Steincurupaý.

[2]) Im Katalog der argentinischen Ausstellung in Bremen ist der rothe Quebracho als Anacardiacee, der weisse als Apocynacee bezeichnet, dieser *Aspidosperma Quebracho*, jener *Quebrachia Lorentzii* benannt; Du Graty (a. a. O. S. 315) giebt bei Quebracho (roth und weiss) nur den Familiennamen *Apocynaceae* an. Den Curupaý, welchem Curupaý-itá und Curupaý-ná nahe verwandt sind, nennt Du Graty (S. 306) *Acacia adstringens* (Fam. *Mimoseae*). In dem Katalog findet sich auf S. 65 der Curupaý als Sapiumart bezeichnet, was wohl ein Irrthum ist, da auf S. 68 und 70 der Curupí, eine Euphorbiacee, vielleicht identisch mit der in Paraguay Curupicaí genannten Euphorbiacee, ebenfalls als Sapiumart (S. *aucuparium*) bezeichnet ist. Dagegen sagt Du Graty (a. a. O.), dass der Curupaý in der argentinischen Provinz Tucuman Sebil genannt werde, und auf S. 69 des Katalogs findet sich aus der Provinz Tucuman ein Cebil caspi als *Acacia Cebil* (*Leguminosae*) bezeichnet, der also wohl ein Curupaý ist; auf S. 22 (und 26) findet sich ferner ein Cebil colorado als *Piptadenia Cebil* bezeichnet, bei welchem die Notiz »dient zum Gerben« an den Curupaý erinnert.

sich im Westen, Süden und Norden, liessen uns aber unbelästigt. Zwei überbrückte Bäche waren zu überschreiten, der **Arroyo Yaguará**, welcher zum Tacuapyrý fliesst, und der **Pirayú-y**, ein Nebenfluss des Igatimí; dann wandte sich der Weg südlich, eine bis zu 500 *m* ansteigende Bodenschwelle wurde überschritten, eine kleine sumpfige Niederung erreicht und neben ihr in einer Waldinsel der Rancho entdeckt; das heimathlich klingende Gekräh der Hähne kündete seine Lage von ferne an. Obgleich der mit vierzig Peonen, vier Rösthäusern, einer grossen Maschine und zahlreichem Vieh dort arbeitende Capataz des Don Vicente wusste, dass wir kamen, um seinem Arbeitgeber eventuell das Recht, dort zu arbeiten, streitig zu machen, nahm er uns doch durchaus freundlich auf und zeigte mir alle (später zu bearbeitenden) Anlagen. Die Yerbabäumchen der kleinen Waldinsel waren schon fast alle niedergeschlagen; dann sollte die Yerba aus den bis eine Legua entfernten umliegenden Wäldern herbeigeschafft werden. Die Nacht verbrachte ich in einer fast nur in den Yerbales üblichen Art von Hängematte, einem grossen Stück starken weissen Baumwollenzeuges, das an den Enden einfach durch einen Strick gerafft wird. Am Morgen ritten wir durch meist abgebrannten ganz lichten Wald, in welchem Quebrachos, Yataí-Palmen, Pindó-Palmen und an den Rändern auch Yerbabäumchen häufig waren, noch eine starke Legua nach Süden, zu einer grossen sumpfigen Lagune, um uns zu orientiren; ein Aussichtspunkt war natürlich nirgends zu gewinnen, wohin die Lagune abflösse, wusste niemand mit Sicherheit zu sagen, und sehen konnte man es nicht; es festzustellen hätte aber ein- oder zweitägiger Arbeit bedurft. So war mein Urtheil kein ganz sicheres, doch erklärte ich, dass der Rancho selbst jedenfalls auf brasilianischem Gebiet liege, da der aus der nebenliegenden Niederung sich entwickelnde Bach zum Pirayú-y fliesst, dass aber wahrscheinlich die Lagune und ein Theil der zum Rancho gehörigen Wälder paraguaysch sei. Der Rancho liegt in etwa 470 *m* Meereshöhe.

Hier im Rancho Carapá befand ich mich in gerader Linie nur noch 15 Leguas vom grossen Fall des Paraná entfernt, auf guter europäischer Strasse ein starker Tagemarsch! Aber Wald, nichts als Wald mit Sümpfen und Lagunen trennte mich von dem Punkte, Wegkundige, wenn man in diesem Fall so sagen darf, waren keine da, meine Zeit ging auf die Neige und mein Rückweg war noch lang. Nirgends wurde es mir so schwer wie hier, einem nahen Ziele nicht zuzustreben. Der Igatimí ist vom Rancho nur wenige Leguas entfernt und soll an der nächstliegenden Stelle etwa 20 *m* breit und für Lastkähne fahrbar sein.

Die etwa 3 oder 3½ Leguas bis zum Tacuapyrý legten wir schnell zurück, wieder von Gewittern umringt, welche schon die Schwüle des frühen Morgens und der Reichthum an lästigen kleinen Fliegen mit Sicherheit angezeigt hatten. Wir trafen bei unserm Lager eben rechtzeitig ein, um in zwei winzigen Hüttchen, die unsere Leute im Gebüsch gefunden hatten, vor dem Regen Schutz zu suchen.

Am Nachmittag ritten wir zusammen noch bis in die Nähe des Grenzpfeilers zurück, dann wandte sich der Brasilianer wieder dem Wege nach Igatimí zu, während ich und mein Begleiter unsere Rösslein nach Norden wendeten, um dem im allgemeinen auf der Wasserscheide entlang laufenden, äusserst selten benutzten Wege folgend den Panadero zu erreichen. Die Gegend ähnelte der nördlich von Caáguazú: mit Bäumen licht bestandener Kamp mit rother Erde, links und rechts in bald grösserer, bald geringerer Entfernung Wald, von Flussthal zu Flussthal eine breite Bodenschwelle, das Terrain im ganzen nach Osten sehr allmählich abfallend, ohne einen »Cerro« zu bilden, nach Westen in einiger Entfernung mit der am Tage vorher passirten Stufe, einer im Westen etwas gehobenen Scholle zu vergleichen. Nach der Karte konnte ich mich hier nicht mehr orientiren, da die Wisnersche für diese Gegenden völlig im Stich lässt, die Johnstonsche aber bei ihrem kleinen Massstab nicht genügen konnte. Dabei giebt sie eine solche Fülle kleiner Flüsschen und Bäche ohne alle Terraineinzelheiten, dass von einer Identifizirung nicht die Rede sein konnte. So musste ich eine sehr ansehnliche Strecke von mehreren Tagereisen zurücklegen, ohne die Namen der Flüsse u. s. w. zu kennen; doch bekam ich nachher die vollständigste Auskunft, die ich hier gleich im voraus benutzen werde.

Gegen Abend überschritten wir einen kleinen nach Brasilien hineinfliessenden Bach und jenseits desselben bemerkten wir, gerade im rechten Augenblick, am Waldrande eine alte Yerbaniederlassung, die uns für die Nacht aufnahm. Sie musste noch im vorigen Jahre benutzt worden sein, denn der Maschinenschuppen, die Arbeiterhüttchen, die Rösthäuser, die Corrale, alles war noch leidlich im Stande; an den Umzäumungen rankte massenhaft Kürbis, wir fanden sogar eine reife Frucht als willkommene Würze des Mahles. Die Tenne des luftigen Maschinenschuppens gab ein treffliches Lager in der dunklen gewitterschwülen Nacht. Wir befanden uns 405 *m* über dem Meeresspiegel.

Am nächsten Tage (18. Januar) war die Landschaft kaum verändert; stellenweise trat der Wald meilenweit zurück, wir überschritten oder umgingen mehrere Lagunen und sumpfige Stellen, die nach Osten

Abfluss hatten, und kamen gegen Mittag an eine kleine Lagune, an die sich ein grosser Sumpfstreifen in fast westlicher Richtung anschloss. Die Natur war wie ausgestorben, nur einmal sahen wir zwei scheue Strausse flüchtig von dannen eilen — die ersten, die uns aufstiessen —, und an einer anderen Stelle stand ein prächtiger schwarzer Ochse im Sumpf und starrte die auf diesen oft viele Monate, bisweilen selbst Jahre lang nicht begangenen Pfaden seltene Erscheinung zweier Reiter verwundert an. Wir erfuhren nachher, dass er von einer vor mehreren Wochen dort durchgetriebenen Heerde zurückgeblieben war. Dem Sumpf folgten wir eine Stunde lang, dann eine kleine Schwenkung nach rechts, die Pferde sanken bauchtief in den schwarzen Schlamm, und wir erreichten einen kleinen, munter fliessenden Wasserlauf, den Itanará-mi, befanden uns also wieder auf paraguayschem Boden. Das Ufergebüsch gewährte uns schattige Mittagsrast, während welcher ein kurzes, aber heftiges Gewitter nahe vorbei zog. Diese Furt des Itanará-mi liegt 380 *m* über dem Meeresspiegel; unser Weg hatte sich am Vormittag meist in wenig grösserer Höhe gehalten.

Der Itanará-mi war nicht leicht zu überschreiten, denn am rechten Ufer ging es an 25 *m* ziemlich steil aufwärts. Schon nach anderthalb Stunden kamen wir zu einem ähnlich starken Flusse mit breitem, sandigem Bett, dem Upoý, einem Nebenfluss des vorigen. Reichliche Lagerspuren am rechten Ufer, so nahe dem andern wasserreichen Fluss, liessen mich vermuthen, dass wir nun weit bis zum nächsten Wasserlauf würden zu reiten haben; und so war es auch. Eine scheinbar endlose Hochfläche dehnte sich vor uns aus, von einzelnen Waldinseln unterbrochen und später rechts und links von Hügeln begleitet; hier und da floh ein kleines Rudel Rehe oder Hirsche scheu von dannen, wiederholt bekamen wir noch Strausse zu Gesicht, die uns aber nicht näher als auf etwa 200 Schritt herankommen liessen und dann mit riesigen Schritten das Weite suchten. In der Nähe der Waldinseln flogen gegen Abend Schaaren laut kreischender Papageien über uns dahin, nach ihrer Art in grosser Höhe. Blauschwarze Gewitterwolken bedeckten mit Ausnahme des Südwestens den ganzen Horizont und rückten drohend näher. Kein Yerbaschuppen wollte sich zeigen und wir mussten schliesslich mitten auf dem Kamp, nahe einem Waldrande unser Lager aufschlagen. Der Brasilianer hatte uns ein Stück Leinwand zum Zeltdach mitgegeben, das wir hier zum ersten und einzigen Mal benutzten, um mit Hülfe schnell abgeschlagener Bäumchen ein winziges Zelt zu errichten, das unsere Sachen aufnahm, dann aber uns selbst kaum noch eine Bewegung gestattete. Doch der gefürchtete Regenguss kam nicht; es schien

als ob die am Tage von der Sonne durchglühte Hochebene alle Wolken aufzusaugen vermochte; kaum ein paar Tropfen erreichten uns.

Am andern Morgen mit dem frühesten weiter, da Durst uns plagte; nicht einmal den unvermeidlichen Mate hatten wir kochen können. Bald fanden wir den äussersten Oberlauf eines in einer Schlucht fliessenden brasilianischen Baches mit einem winzigen Nebenflüsschen; dort löschten wir unsern brennenden Durst. Links sahen wir in einiger Entfernung bald eine ähnliche Schlucht, durch Hügel weissen Sandes gekennzeichnet; es war der Ursprung des zum Aguaraý-guazú fliessenden Puendý. Unser Weg lief nun in einer Höhe von 420 bis 440 *m* dahin, die endlose Einöde trug hier (seit dem Upoý) fast überall nicht den rothen Boden, sondern grauen oder gelblichen Sandboden, den sofort ein kümmerlicherer Graswuchs und fast gänzliches Fehlen des Baumwuchses kennzeichnete. Eine Neigung nach Osten oder Westen war nicht zu bemerken; mehrere flache, pfannenartige Einsenkungen schienen mir sogar ohne Abfluss zu sein, jedenfalls führten sie augenblicklich nicht einmal Wasser. Der Theil des wasserscheidenden Plateaus, in welchem wir uns nun befanden, heisst Ñu-guazú, der Grosse Kamp, und verdient diesen Namen; nirgend so wie dort kam mir die völlige Verlassenheit dieser Landschaften zum Bewusstsein; nur flüchtige Rehe (oder strenggenommen Hirsche) und Strausse unterbrachen auch hier ab und zu die bewegungslose Natur. Der Strauss führt im Guaraní den Namen *Ñandú,* gleichwie die Spinne, an die er allerdings etwas erinnert, wenn er mit seinen langen Beinen ausgreifend über den Kamp hineilt. Meine Versuche, den kleinen Hirschen beizukommen, waren erfolglos und auf eine Hetze konnte ich mich mit den müden Pferden, die am liebsten nur noch im Schritt durch den Sand schlichen, nicht einlassen. Eine kleine erfolglose Straussenjagd diente zur Erheiterung in der Einöde: Mein sehr scharfsichtiger Begleiter, der vorausritt, winkte mir Schweigen zu und zeigte mir in einiger Entfernung im Wege einen sitzenden Strauss; ich stieg ab und schlich mich nahe heran, der Strauss schien mich anzusehen, blieb aber sitzen; ich gab Feuer, glaubte sicher getroffen zu haben, aber nichts rührte sich; ich ging zurück zum Pferde, da ich keine Patronen mehr bei mir hatte, lud, ging ganz nahe heran, vielleicht auf sechzig Schritte, wurde aber stutzig, als noch nichts sich bewegte, ausser dass der Kopf etwas wackelte; ich trat noch näher und sah — einen Ameisenhaufen mit einem Pflanzenbüschel am Ende; ich musste aus vollem Halse lachen, aber die Täuschung war eine vollkommene gewesen, der längliche, gewölbte Ameisenhaufen aus schwärzlicher Erde ahmte den Leib überraschend nach, die Stengel

des Pflanzenbüschels den Hals, die Blüthen und Früchte, von meinem Schrot zerfetzt, den Kopf.

Mittags kamen wir an eine ziemlich grosse, wahrscheinlich nach Osten abfliessende, flache Lagune, von deren lauwarmem Wasser die seit dem vorigen Nachmittag nicht getränkten Pferde gierig schlürften. Mit Hülfe von zwei oder drei winzigen Curupaý-Bäumchen schafften wir uns durch unsere Zeltleinwand etwas Schatten und rasteten mitten in der völlig schweigenden Ebene, deren Ruhe kaum das Summen von ein paar Fliegen störte. Den Pferden gefiel es in der Lagune so gut, dass mir, da mein Begleiter seit einigen Tagen einen kranken Fuss hatte, nichts übrig blieb, als ins Wasser hineinzuwaten und sie herauszuholen. Wir ritten noch eine kleine Strecke nach Norden, dann kamen wir auf einen von Osten nach Westen gehenden Weg, von dessen regelmässiger Benutzung in den letzten Wochen zahlreiche Pferde- und Ochsenspuren zeugten; wir folgten ihm nach Westen und bemerkten zwischen den Spuren der Hausthiere leider auch solche des Jaguars, der hier den so zahlreichen Hirschen nachstellen mochte. Noch eine bis etwa 500 *m* ansteigende Loma rother Erde war zu überschreiten, dann zeigte uns ein Streifen mit reichem Baumwuchs in geringer Entfernung einen Flusslauf an, wir eilten ihm zu und überschritten auf einer starken ganz neuen Brücke den trotz niedrigen Wasserstandes 10 bis 12 *m* breiten Fluss, der nach meiner Rechnung nur der gesuchte Aguaraý-guazú sein konnte; und so war es auch. Jenseits stand am Rande einer Waldinsel ein kleiner, halboffner Schuppen, der, wie zahlreiche Feuerstellen und andere Spuren zeigten, oft von den Yerbasammlern als Rastplatz benutzt wurde; auch uns kam er willkommen, zumal wie täglich seit Igatimí drohende Wetterwolken den Horizont säumten. Grosse gelbe Bremsen belästigten hier unsere Thiere ausserordentlich, und auch uns liessen einige Arten kleiner Fliegen keine Ruhe. Von der Plage der Moskiten (im Guaraní *ñaté*) ist das Gebiet der Yerbales so gut wie frei, in den Nächten hat man daher Ruhe; am Tage aber, namentlich bei Gewitterwetter, erscheinen ausserordentlich kleine Fliegen, im Guaraní *mbaregüí* genannt, welche man zunächst gar nicht merkt, dann fühlt man einen brennenden Schmerz und das Insekt fliegt auf; ein kleines rundes mit Blut gefülltes Bläschen, das allmählich schwarz wird, bleibt zurück, ein starkes Jucken entsteht und lockt unwiderstehlich zum Kratzen, man reisst das Bläschen auf und erzeugt eine wunde Stelle, die leicht durch Anlockung anderer Insekten gefährlich werden kann. Der Kundige kratzt die Bläschen nicht auf, sondern reibt die Stelle mit der flachen Hand, dann ist die Unannehmlichkeit bald vorüber.

In den Wintermonaten sollen diese Fliegen in unendlichen Mengen auftreten, so dass man bald über und über punktirte Hände bekommt. Einige Tage später sah ich einen Mann, dessen eine Hand durch Aufkratzen und Vernachlässigung solcher Fliegensaugstellen ganz schlimm geworden war; er wollte natürlich von mir ein womöglich in 24 Stunden radikal wirkendes »Remedio« haben. Eine noch kleinere Art Fliegen, *mbigüi* genannt, erscheint hauptsächlich in Mondnächten. Weniger lästig wie diese beiden ist eine dritte Art, welche nur die Grösse einer starken Stecknadelspitze hat und sich beim Saugen vor Anstrengung fast senkrecht auf die Hautfläche stellt.

Wir waren an diesem Aguaraÿübergang noch 400 *m* hoch. Am andern Morgen hielt sich der Weg wieder westlich, nachher südwestlich; wir überschritten eine breite Loma, die stellenweise mit zahllosen Termitenhügeln besetzt war, sahen eine kleine Heerde Ochsen, ein sicheres Zeichen, dass irgend wo in der Nähe eine Yerbaniederlassung sei, und erreichten endlich wieder den Rand des Waldgebiets, das den Westabhang der Wasserscheide bedeckt. Dort stand nahe einem wasserreichen Bache (S a m a c u á) wieder ein Schuppen mit Zeichen frischen Verkehrs; mehrere Wege liefen von dort aus in den Wald hinein, unter welchen wir mit einiger Mühe den rechten herausfanden. Wenige Minuten später nahm uns der lang entbehrte Waldesschatten auf; anfangs begleitete Hochwald den Weg, dann Niederwald mit zahlreichen Yerbabäumen, dann traten wir in einen wahren Bambuswald ein (*tacuarál* genannt, von *tacuara*, Bambusrohr), eine Form des Waldes, die ich bis dahin noch nicht gesehen hatte. 1¼ Stunden lang bildete das Bambusrohr fast ausschliesslich die Einfassung des Weges, bis zu 15 und 20 *m* stiegen die mächtigen Stämme (oder Halme!) auf, unten oft 60 *cm* im Umfange haltend; die prachtvollen, langen, schwanken Federkronen wiegten sich leise im Winde, die einzelnen Stämme lehnten sich an einander, oft knarrend und ächzend, hier und da tummelte sich munter ein kleiner Affe auf diesem ächten natürlichen Turnplatz. Auch saure Orangen erschienen nicht selten am Wege. Diesmal brauchten wir sie nicht, um unsern Durst zu löschen, wohl aber im volksmedizinischen Sinne, denn mein Begleiter verstand vortrefflich aus der äusserst herben Schale noch grüner Früchte, vermischt mit gekautem Tabak, eine Art Salbe zu bereiten, die dem »wurmigen« Schwanz eines der Pferde die besten Dienste leistete. Man bindet dort zu Lande nicht selten ein Pferd an den Schwanz des andern; dabei waren nun dem einen etwas mehr Haare als angenehm ausgerissen worden, Fliegen waren über die wunde Stelle hergefallen und hatten sie übel zugerichtet.

Nach Ueberschreitung des Samacuá stieg der Weg nochmals bis etwa 450 *m* an, gegen Mittag aber ging es eine halbe Stunde lang ziemlich steil abwärts, meist auf braunrothem, felsigem Boden: es war die dem Anstiege bei Igatimí entsprechende Stelle in dieser Pikade, welche in Erinnerung an Lopez' Rückzug Picada de Historia genannt wird. Unten kamen wir an einen fast stagnirenden Bach, den Piracaý, wo wieder ein kleiner Rastschuppen sich fand, der uns Schutz vor den abermals von allen Seiten heranziehenden Gewittern gewährte. Wir waren noch etwa 280 *m* hoch; der breite wasserscheidende Rücken lag hinter uns. Bei sanftem Regen mussten wir weiter; der Weg senkte sich langsam, Bambus und Yerbabäume begleiteten ihn reichlich; wie am Vormittag ging ich meist zu Fuss, da die Pferde todtmüde waren. Schon früh kamen wir an einen ansehnlichen, wohl 15 *m* breiten Fluss, der etwa nach Südwesten floss (unser Weg ging hier fast nach Süd) und von starker Brücke überspannt war: es konnte wieder nur der Aguaraý sein, und der gesuchte Wasserfall musste zwischen jenem ersten und diesem zweiten Uebergang liegen, ungefähr entsprechend dem heute passirten Abstieg; so rechnete ich und skizzirte demnach in meinem Notizbuch. Die Vermuthung erwies sich als richtig. Zu befahren war der Aguaraý dort jedenfalls nur mit grosser Mühe; er war bald flach, bald tiefer und zahlreiche Baumstämme versperrten den Weg. Auch hier fehlten ein paar verfallende Schuppen nicht; wir sperrten die Brücke und den Eingang zur Pikade, um die Pferde bei dem schlechten Futter nicht zum Zurückgehen zu verlocken und verbrachten ruhig abermals noch eine Nacht in der Einsamkeit; nur das Rufen der Nachtvögel schallte durch die tiefe Dunkelheit. Der Flussspiegel lag hier noch etwa 220 *m* hoch.

Am andern Morgen (21. Januar) ging unser Weg durch mehrere Potreros und yerbareiche Waldstreifen, in denen Tiger und Tigerkatzen nach den reichlichen Spuren zu urtheilen nicht selten zu sein schienen. Bald trafen wir eine zerstreute Heerde Ochsen, hörten auch zwei Schüsse in geringer Entfernung; Menschen mussten in der Nähe sein. Mein Begleiter, der in den letzten Tagen, wo ich ihn aufs blinde Ungefähr herumführte in menschenleerer Wildniss, schon etwas kleinmüthig geworden war und uns längst auf dem Wege ins unwirthliche Innere Brasiliens glaubte — die Himmelsrichtungen zu unterscheiden wurde ihm oft schwer — schöpfte neuen Muth und vergass kranken Fuss und Erkältung. Gegen 8 Uhr bogen wir um eine Ecke und sahen plötzlich ein kleines Karretenlager vor uns, sechs Karreten und acht oder zehn Menschen. Man staunte, fragte uns aus, bezeigte

sein Interesse für woher, wohin, Zweck der Reise, gab alle gewünschte Auskunft und bewirthete uns freigebig gleich nach unserer Ankunft mit einem Gericht Reis und dem Fleisch eines truthahnähnlichen Waldhuhnes, *yacú* genannt. Drei Karreten gehörten einem Paraguayer, der in einem Walde oben auf dem Plateau — nördlich vom Ñu-guazú beginnt daselbst ein grosses Waldgebiet, das der Grenzkommission durch Mangel an Futter viel Schwierigkeiten bereitet hat — Yerba machte, und eben im Begriff war, fertige Yerba zur Verschiffung auf dem Aguaraý abzuholen; die drei andern gehörten einem auch in der Nähe thätigen brasilianischen Yerbatero, an den ich Empfehlungen hatte. Wir befanden uns hier im Potrero Loté (290 *m* über Meer), einem wichtigen Weide- und Rastplatz der Yerbateros jener Gegend. Für meine weiteren Pläne bekam ich hier günstige Auskunft: der Italiener Don Carlos Paoli, der bedeutendste Yerbatero hier im Aguaraýgebiet, an den ich einen Empfehlungsbrief von Herrn Coehler hatte, war in seinem Hauptquartier auf dem nahen Kamp Panadero, 4 Leguas entfernt; eine kleine Legua weiter lag der Hafen des Panadero; nicht allzuweit von dem Fall des Aguaraý, welchen ich besuchen wollte, liess er eben einen neuen Rancho, den Rancho Yaguarundý, bauen, wohin er in diesen Tagen gehen sollte.

Während wir im Gespräch waren, kam eine Indianerfamilie daher gewandert, zu Fuss von dem an 50 Leguas entfernten San Pedro, wohin sie bisweilen gehen, um sich »*lienzo*« (weisses Baumwollenzeug), Pulver, Messer u. dergl. zu verdienen. Dann kehren sie wieder in ihre aus wenigen Familien bestehenden, meist im Walde versteckten Ansiedlungen zurück, wo sie sich durch Jagd, Fischfang und etwas Ackerbau primitivster Art ernähren. Wenn sie gerade Lust haben, arbeiten sie auch einmal für die Yerbateros. Die Familie bestand aus einer alten Frau, einem jungen Manne, einer jungen Frau, drei halbwüchsigen Kindern und einem Säugling; die Erwachsenen waren ziemlich klein und glichen in Hautfarbe dunklen Paraguayern; sie gingen barfuss und barhaupt, waren aber im übrigen wie die Paraguayer mit weissem Baumwollenstoff bekleidet; die Haare waren schwarz und straff, über der Stirn und im Nacken geradlinig abgeschnitten. Natürlich waren die beiden Frauen mit grossen Päcken beladen, die sie auf dem Rücken und mit Hülfe eines um die Stirn gelegten Bandes trugen; die eine hatte noch in einem Tuch den Säugling, so angebracht, dass er sich nach Belieben der Mutterbrust bedienen konnte. Der Mann schlenderte mit der Flinte über der Schulter — Bogen und Pfeil sind durch Schiessgewehr schon vielfach

verdrängt — nebenher. Die Leute bekamen etwas zu essen und setzten dann in langsamem aber gleichmässigem und ausgiebigem Schritt ihren Marsch fort.

Gewitter standen von Norden über Osten bis Süden, und im Lauf des Nachmittags entlud sich ein heftiger Regen, während dessen mein Gastfreund mit seinen Karreten aufbrach. Ich siedelte zu den andern über, in der Absicht, am andern Morgen den Panadero zu erreichen. Leider hatten sich aber die Pferde auf dem guten Kamp etwas weit entfernt, Lust zu warten hatte ich auch nicht, ich machte mich daher allein und zu Fuss nach Westen auf den Weg, gelockt von dem nur mässig warmen Wetter. Die Flinte unterm Arm ging ich los, zuerst durch eine etwa eine Legua lange Pikade. Unter den stattlichen Stämmen, die zahlreich den Wald durchsetzten, fielen mir dicht am Wege bis 40 und 50 *m* hohe, schlanke, unten bis 3½ *m* im Umfang haltende Exemplare des Yvyraró-mi auf, wahrscheinlich eines nahen Verwandten des Lapacho. Wie Säulen strebten die mächtigen, weisslichen, glatten Stämme empor, erst in einer Höhe von etwa 20 *m* sich in wenige Aeste zertheilend. Der Yvyraró-mi liefert ein vorzügliches Nutzholz, das unserm Eichenholz verglichen wird und ein spezifisches Gewicht von nahezu 1 hat. An andern Stellen standen am Wege Pacuríbäume *(Pacuria guyanensis;* eine Apocynacee) und hatten einen reichen Segen ihrer Früchte auf meinen Pfad gestreut; dieselben kommen von der Grösse einer Pflaume bis zu der eines kleinen Apfels vor, haben zwei, bisweilen drei ziemlich weiche, grosse, aneinanderschliessende Kerne, eine dünne Schicht Fruchtfleisch von angenehm säuerlichem Geschmack und eine leicht abzulösende hochorangerothe Schale. Die zweite Hälfte des Waldweges war mir etwas unheimlich, da ganz frische Jaguarspuren den Weg entlang liefen, nach dem gestrigen Regen eingedrückt; die Bestie mochte noch irgendwo im Dickicht liegen, und ihr als schlechter Schütze mit ein paar Schrotschüssen im Lauf zu begegnen konnte mir nicht erwünscht sein. Sie liess sich aber nicht blicken, ob verscheucht durch meinen fast ununterbrochenen Gesang, weiss ich nicht zu sagen. Bald öffnete sich der Wald und ich trat hinaus auf den Panadero, einen mehrere Leguas langen waldumschlossenen Kamp, der zum grössten Theil licht mit Bäumen bestanden ist. Hier sah ich ausser andern mir schon bekannten Arten zum ersten Mal den besonders im nördlichen Paraguay häufig vorkommenden Mangá-ysý, den Kautschukbaum *(Jatropha* oder *Siphonia elastica;* eine Euphorbiacee); er hat dichten Schmuck kleiner, länglicher, tiefgrüner Blätter und liefert,

an der Rinde verletzt, reichlich Milchsaft, der sich schnell zu einer elastischen bräunlichen Masse verdickt.

Vom Rücken dieser Loma sah ich in der Ferne ein paar grauschimmernde Dächer; sie schienen nahe, und der Boden senkte sich ununterbrochen ganz allmählich bis dorthin; aber ich brauchte noch eine gute Stunde; brennender Durst plagte mich, trotzdem die Sonne meist verschleiert war. Die Natur schwieg, kaum ein paar Vögelchen liessen sich sehen, und auf einem frisch gefallenen Maulthier sassen ein Paar schwarze Geier. Bald nach Mittag traf ich in dem Hauptquartier des Herrn Paoli ein und wurde mit Speise und Trank reichlich gelabt. Das Erstaunen der Leute war nicht gering, denn noch nie war von der Seite ein Fremder zum Panadero gekommen.

Herr Carlos Paoli, ein Nachkomme des grossen Corsen Paoli, der die Corsen im letzten Kampfe gegen die Franzosen führte, stammt aus der Gegend von Trient in Südtirol und verliess sein Vaterland nach dem Kriege des Jahres 1866. Seit acht Jahren ist er in den Yerbales thätig, davon den grössten Theil in den sogenannten Yerbales von San Pedro (man benennt die Yerbales nach der administrativen Eintheilung des Landes). Alle auf paraguayschem Gebiet gelegenen Yerbales an dem Abhang der Wasserscheide in diesem Bezirk werden von ihm ausgebeutet; andere Yerbateros dieser Gegend, wie die, welche ich in Loté traf, arbeiten auf brasilianischem Gebiet. Herr Paoli arbeitet mit 150 bis 300 Leuten und macht jährlich etwa 35 000 bis 40 000 Arroben, die meist direkt nach Buenos Aires gehen. Zum Transport nach dem Hafen des Aguaraý bedient er sich weniger der Karreten als der Maulthiere und Lastochsen, deren erstere zehn, letztere bis sechszehn Arroben schleppen. Herr Paoli kannte ganz Paraguay und namentlich das Gebiet des Jejuí ganz genau und konnte mir viele schätzenswerthe Auskünfte ertheilen; ihm verdankten wir auch die »Bequemlichkeiten« unserer letzten Reisetage, denn er hat die seit Lopez' Zeit längst wieder verwachsen gewesene Picada de Historia wieder eröffnet, hat die Brücken geschlagen, die Schuppen gebaut u. s. w. Er war es auch, der mich über den Weg oben auf der Wasserscheide bis in die Einzelheiten aufklärte und mir die erste zuverlässige Auskunft über den Fall des Aguaraý geben konnte.

Der Panadero ist, wie gesagt, ein grosser waldumgebener Kamp; er hat von Westen nach Osten einen Durchmesser von etwa 4 Leguas, von Süden nach Norden einen solchen bis zu 3 Leguas; Waldinseln und einzelne Bäume unterbrechen ihn; an Wasser ist er nicht sehr reich. Schon in den Zeiten der spanischen Herrschaft wurde vom Panadero aus Yerba gewonnen; er soll damals dauernd bewohnt

gewesen sein und seinen Namen davon empfangen haben, dass dort Brotfrüchte (Maniok und Mais) gebaut wurden. In jenen frommen Zeiten hatte man die Seelsorge für Fremde und Eingeborene natürlich nicht vergessen, und noch heute führt die Waldinsel, an deren Rande das Kirchlein stand, den Namen Isla Tupâ-ó, Gotteshausinsel [1]. Zur Zeit des Lopezschen Krieges hielten sich viele Familien bis zu sechs Monaten hier auf und Lopez hatte dort eine Zeit lang sein Lager; auf dem Wege zum Hafen findet man noch Reste von Wall und Graben; die Paolische Ansiedlung ist zum Theil aus Resten der damaligen Gebäude errichtet und Herr Paoli fand noch viele Spuren des Lagers; ein paar Kanonen schickte er nach Asuncion, Flintenläufe, deren Tausende da waren, mauerte er in die Lehmwände seines Hauses ein; ein grosser Haufen derselben liegt noch in der Nähe, theils alte Steinschlossflinten, theils Perkussionsgewehre, theils moderne Hinterlader; Knochen Verstorbener, zum grossen Theil wahrscheinlich Verhungerter, fand er in Unmassen; er liess mehrere Karretenladungen in einer grossen Grube bestatten, errichtete auf dem Hügel ein Kreuz und umgab ihn mit einem starken Zaun. Lopez zog von hier aus östlich, durch die auch von mir benutzte Pikade, dann auf der Wasserscheide nach Norden.

Herrn Paolis Ansiedlung besteht aus einem Haus mit zwei Zimmern und grossen Hallen, aus mehreren Schuppen für Yerba, Mais u. s. w., einer Küche, grossen Corralen und einer kleinen Hütte; zwischen dieser Anlage und dem Hafen, welcher eine kleine Legua entfernt ist, liegt noch das Haus des Paraguayers, den ich im Potrero Loté traf; weiter giebt es keine Ansiedlungen auf dem Panadero. Das Stück Land bis zum Hafen ist meist niedrig, auch zum Theil bewaldet, daher liegt die Ansiedlung so entfernt. In dem benachbarten Waldrande hat Herr Paoli Pflanzungen anlegen lassen, die dort, wo man sich eine Arrobe Mais mit einem Patacon (4 Mark) und eine Staude Maniok mit einem halben Real (20 Pfennig) berechnen muss, einen besonders hohen Werth haben, ja unentbehrlich sind für den Fall, dass einmal niedriger Wasserstand nicht erlaubt, Fracht, in diesem Falle Mais für die Maulthiere, den Fluss heraufzuschaffen; die Maulthiere können bei schwerer Arbeit ohne Körnerfutter nicht bestehen. Jene Pflanzungen auf frischer Rodung geben vorzügliche Erträge;

[1]) Man schreibt auch Tupâ-og; das a ist nasal; das Wort *tupâ*, Gott, soll entstanden sein aus dem nur von Männern gebrauchten Ausruf der Verwunderung *tû* und aus der Partikel *pâ*, welche den Schall eines Schlages nachahmt (ganz wie das französische *pan*); es verbindet also die Begriffe der Verwunderung und des plötzlich Eintretenden. Du Graty übersetzt es mit »O, wer bist Du?« (a. a. O. S. 218; vgl. S. 222).

ich sah Maiskolben von 11 Unzen (über 300 *g*) Gewicht mit gegen 600 Körnern; etwa 36 solcher Kolben würden eine Arrobe Mais geben, auf welche man sonst 60 bis 100 Kolben rechnet. Es fehlt im Panadero auch nicht an Milchkühen, was in den Yerbales nicht häufig ist. In Herrn Paolis Ansiedlung bleiben auch in den Monaten, wo nicht gearbeitet wird, einige Leute zurück zur Arbeit in den Pflanzungen und zur Beaufsichtigung des Viehs. Ihren Viehvorrath pflegen die Yerbateros dieser Gegend aus Matto Grosso zu holen, was bequemer ist als die Herbeischaffung aus dem südlichen Paraguay oder Corrientes.

Ich blieb im Panadero mehrere Tage, theils um meinen Thieren, welche am nächsten Tage nachkamen, Rast zu gönnen — ich bedurfte derselben wenig, befand mich vielmehr unterwegs immer am wohlsten —, theils um abzuwarten, bis Herr Paoli mit mir zum Fall des Aguaraý gehen könnte. Viel Beschäftigung gab es nicht; ich streifte im Kamp umher, holte aus Herrn Paoli und seinen Leuten heraus, was irgend Interesse für mich haben konnte und beobachtete Leben und Treiben: Arbeiter, Karreten, Maulthiere, Waaren kamen und gingen, früh und Abends kam die ganze Schaar der Maulthiere und Pferde, um Maisrationen in Empfang zu nehmen — ein mit Schwierigkeiten verbundenes Geschäft, da die meisten Maulthiere bösartig sind —, Sättel wurden gemacht, Mais entkörnt, Säcke genäht u. s. w. Zu den Waaren, welche den Fluss heraufkommen, gehört u. a. das Salz, welches dem Vieh gegeben werden muss, da Salzlecken dort fehlen. An einem Morgen sah ich, wie ein Mann mit einem Sack Salz auf seinem Maulthier hinausritt, um den Ochsen ihr Theil zu geben; diese wussten wohl, um was es sich handelte, sammelten sich schnell und zogen in langer Linie hinter dem Leckerbissen her, der dann auf einer feuchten Stelle ausgestreut wurde.

Mehrmals ritt ich zum Hafen um zu baden. Der Fluss war dort etwa 15 *m* breit und schon viel wasserreicher als beim Paso de Historia; sieben Chatas — davon drei Paoli's — lagen dort schon wochenlang, auf frische Yerba wartend. Führer und Leute waren gleich ungeduldig, denn der Fleischvorrath fing an ihnen auszugehen, die Langeweile wurde unerträglich und die Leute, welche nicht nach Zeit, sondern für jede Fahrt bezahlt werden, erlitten Verluste. Die grösste dieser Chatas konnte 2000 Arroben fassen; beladen gehen solche Lastkähne 3 Cuartas (3/4 Varas, 63 *cm*) tief.

Im Panadero traf ich einen jungen Lombarden vom Lago Maggiore, einen kräftigen Burschen von rein germanischem Aussehen, welcher mit Herrn Paolis Kapitalien in den Yerbales arbeitete; man nennt solche Leute *habilitados*. — Er hatte eben ein grosses Werk vollendet,

indem er den Weg nach Igatimí quer durch das Waldgebiet, meist der Pikade des Lopez folgend, zuletzt aber — jenseits des Itanará-mi — östlicher gehend, im Interesse seiner Arbeiten theils für Karreten, theils für Lastthiere wieder eröffnet hatte. Ich hätte also, was aber in Igatimí noch Niemand wusste, auch diesen Weg wählen können; lehrreicher war indessen der andere jedenfalls. Der junge R. berichtete u. a., dass in den Itanará-mi bis zur Pikade Chatas von 1500 Arroben gelangen könnten.

Mit Herrn Paoli kam ich u. a. auch darauf zu sprechen, wie oft wir unterwegs die Spuren des Jaguars angetroffen hatten, ohne auch nur einmal des Thieres selbst ansichtig zu werden. Er erzählte, dass er auf seinen fast unaufhörlichen Ritten durch die Wälder in acht Jahren auch erst einmal einen Jaguar gesehen habe, der ihm ruhig aus dem Wege gegangen sei; Vieh habe er noch nie durch den Jaguar verloren, der sich nur von Wild ernähre. Tapire sind in jener Gegend nicht selten.

Ebenso wie Don Vicente in Igatimí war auch Herr Paoli begierig, den grossen Fall des Paraná kennen zu lernen; auch er war bereit mich zu begleiten, doch sollte ich bis Ende März oder Anfang April warten, was mir natürlich unmöglich war. Seiner Ansicht nach wäre der bequemste Weg dorthin der Wasserweg; man müsste in der Nähe des Rancho Carapá am Igatimí eine Canoa bauen und auf dieser den Igatimí und dann den Paraná hinabfahren; unterdessen könnten Peone eine kleine Pikade bis zum Fall schlagen, die zur Rückkehr zu dienen hätte.

Die Meereshöhe der Paolischen Ansiedlung im Panadero habe ich durch sechs Beobachtungen zu 210 *m* bestimmt; der Hafen des Aguaraý liegt 35 *m* tiefer. Meiner Ansicht nach wäre der Ort vorzugsweise geeignet, meteorologische Beobachtungen anzustellen, die wir bis jetzt nur für Asuncion haben und auch für dieses noch nicht in genügendem Umfang und wünschenswerther Genauigkeit. Herr Paoli hat sich bereit erklärt, Beobachtungen während des ganzen Jahres anzustellen oder anstellen zu lassen, wenn er Instrumente bekomme. An wissenschaftlichem Interesse und Verständniss fehlt es ihm nicht.

10. Der Fall des Aguaraý.

Am 27. brach ich mit Don Carlos (Herrn Paoli; im Volksmunde heisst er kurzweg Carlitos, seiner schlanken Gestalt wegen) wieder nach Osten auf; um 3¼ Uhr früh ritten wir bei Wetterleuchten in die tiefdunkle Nacht hinaus, dem Gebirge zu, das am Tage wie ein schmaler bläulicher Streifen den Horizont säumte. Bis zum Potrero

Loté folgten wir dem mir schon bekannten Wege, dann hielten wir uns aber rechts von dem zur Pikade Historia führenden Weg, sahen bald deutlich den nur stellenweise zu einzelnen Bergen sich entwickelnden Rand des Plateaus vor uns, überschritten mehrere durch kleine Bäche getrennte bewaldete Rücken und erreichten nach fünfstündigem Ritt den Fuss des »Cerro Cajon«, eines andern Aufstiegs zum Plateau, der seinen Namen davon erhalten hat, dass Don Carlos hier die erste Rinne zum Herunterlassen der Yerbasäcke *(Cajon)* legte, was dann bei Igatimí nachgeahmt wurde. Der Anstieg war wohl mindestens ebenso steil wie dort, und ich sah, wie Leute unten angekommener Karreten jedes Stück Sacktuch, jede Scheibe Blech, jeden Sack Mais u. s. w. einzeln oder zu zweien, an einer Bambusstange, heraufschleppten; oben standen andere Karreten zur Weiterbeförderung. Der Cajon war abgenommen und unten arbeiteten vier Leute im Schweisse ihres Angesichts um Bretter für einen neuen zu schneiden. Sie hatten gerade Stämme des *palo blanco* [1]) vor, der ein gutes, ziemlich dichtes Werkholz liefert; bekleidet waren sie nur mit einer Hose, einer Kappe und einem Tirador, d. h. einem kurzen, fast um den ganzen Körper herumgehenden Lederschurze, der namentlich beim Handhaben des Laso zu Fuss unentbehrlich ist, da man den Laso, nachdem er das zu fangende Thier erfasst hat, an den rechten Oberschenkel fest anlegen muss.

Die senkrechte Höhe dieses Cerro, von dem Zimmerplatz unten bis zu einem Schuppen oben, in welchen wir uns Mittags wegen drohenden Gewitters zurückzogen, beträgt 85 *m*, die Länge der zu legenden Rinne etwa 330 *m*; die Steigung des Bodens beträgt im oberen Theil wohl 20° oder mehr. Kaum waren wir oben untergebracht, so brauste ein Südwind heran, wahrhaft tropischer Regen ergoss sich »wie in Schnüren« eine kleine halbe Stunde lang und drang auch durch das dünne Dach des Schuppens, wo die erste frische Yerba in Säcken lag; dann regnete es noch unter fortdauernden dumpfen Donnerschlägen eine Stunde schwächer fort. In dem Schuppen *(galpon)* war, wie in vielen, die ich früher getroffen hatte, eine aus gespaltenem Bambus hergestellte mehrere Meter über dem Boden schwebende Lagerstätte angebracht, welche die reisenden Yerbateros oder Arbeiter gegen alle Angriffe wilder Thiere oder gegen unerwarteten Schlangenbesuch sichert. Am späten Nachmittag ritten wir

---

[1]) Palo blanco findet sich im Katalog der argentinischen Ausstellung in Bremen auf S. 23, 67 und 70 als *Calycophyllum multiflorum* (Rubiacee) bezeichnet; daneben findet man aber auf S. 27 Palo blanco als *Solanum verbascifolium* bezeichnet, was vermuthen lässt, dass zwei ganz verschiedene Pflanzen im Volksmunde denselben Namen führen.

weiter durch eine bambusreiche Pikade, in der sich wieder vereinzelt kleine Affen bemerkbar machten; einmal kreuzte auch eine Tigerkatze (*yaguaretei*) unsern Weg, die aber scheu im Gebüsche verschwand, so dass ich sie kaum noch erblickte. Der Weg schwenkte bald nach Norden um, in yerbareichen Niederwald; an der Biegung ging eine andere halbverwachsene, aber zu Pferde noch passirbare Pikade nach Osten weiter, welche am Südende des Ñu-guazú in der Nähe der Quelle des Puendý mündet und uns vor einer Woche den Weg nach dem Panadero wesentlich verkürzt hätte. Wir überschritten den kleinen Yaguarundý, ein Nebenflüsschen des Aguaraý-guazú [1]) und erreichten mit der Dunkelheit den nach jenem Bach benannten Rancho Yaguarundý. Die Ansiedlung war noch nicht ganz vollendet, Yerba wurde noch nicht geschlagen und ich konnte am folgenden Tage zusehen, wie die Leute die Dächer mit Gras und Pindóblättern deckten, wie sie Vorrath an Feuerholz fällten, Feuerräume ausgruben, Lehmboden stampften u. s. w. Der Rancho liegt fast unmittelbar am Aguaraý, der uns eine willkommene Badegelegenheit bot. Wenige Schritte nördlich vom Rancho ist der Fluss überbrückt; ich überschritt die Brücke und wanderte eine Strecke in den Kamp hinein: es war derselbe, den ich nach der ersten Ueberschreitung des Aguaraý passirt hatte, und wenige Kilometer entfernt sah ich deutlich den Ort der ersten Brücke!

Am Nachmittag kam ein alter in der Nachbarschaft angesiedelter Indianer mit Frau und Kindern zum Rancho; er hatte ausnahmsweise eine etwas untersetzte Figur und war ziemlich prognath, unterschied sich aber sonst höchstens durch die lebhafteren Augen von den andern Individuen seiner Race, die ich bisher gesehen hatte. Er liess sich »*comandante*« nennen und schien auf diesen Titel, der ihm als dem Angesehensten einer aus drei Hütten bestehenden Ansiedlung gegeben wurde, nicht wenig stolz zu sein. Der Alte kannte den Fall des Aguaraý und versprach, uns am andern Tage dorthin zu führen; dann kehrte er in seinen Wald zurück. Gegen Abend ritten wir zu dem mir schon bekannten Schuppen am Samacuá, um für den andern Tag Weg zu sparen; auf einem Maulthier reitend, kam ich mir in meinem schweren Husarensattel etwas komisch vor. Als Proviant führten wir lediglich etwas Dörrfleisch und einen Vorrath von Fleischzwieback, wenn man so sagen darf (*chipá-zoó*, aus Fleisch und Maniok-

---

[1]) Aguará heisst Fuchs; Aguaraý-guazú Grosser Fuchsfluss; Yaguarundý heisst Gewässer des Yaguarundí, eines kleinen Raubthiers vom Geschlecht der Katzen (*Felis brasiliensis Cuv.*).

mehl bereitet), mit uns. Die Nacht war schwül und gewitterschwer; im Süden und Südwesten beobachtete ich Abends ein wirklich schönes Wetterleuchten, das die Ränder dunkel vorlagernder Wolken magisch beleuchtete.

Der »Comandante« hielt nicht Wort und war am andern Morgen nicht zur Stelle; wir sandten unsern Peon zu seiner nahen Ansiedlung und er brachte einen andern, jungen Indianer an, der mit schmutziger Baumwollhose, eben solchem Hemd und zerrissenem Poncho bekleidet war, eine alte Flinte über der Schulter trug und in der durchbohrten Unterlippe den noch vielfach üblichen Lippenschmuck hatte, ein in diesem Falle 14 *cm* langes, unten zugespitztes Stäbchen aus dem glashellen, gelblichen, bernsteinähnlichen Harz des Abatí-tymbabý (einer Leguminose), oben mit einem kleinem Querstück versehen, zum Schutze gegen das Herausfallen. Man nennt diesen Schmuck *barbote*. Am Gürtel hatte der Bursche noch eine kleine Tasche von Affenfell, welche Feuerzeug, Munition und Aehnliches barg. Miguel — so hiess der Indianer — war etwa 25 Jahre alt; er wusste die Zahl seiner Jahre nicht, zeigte uns aber, wie gross er gewesen sei, als Lopez durch diese Gegend zog. Obgleich Regen in sicherer Aussicht stand, machten wir uns auf den Weg, traten in die Picada de Historia ein und schwenkten nach einer Viertelstunde links ab in den feuchten Wald. Anfangs ging es durch reichlichen Yerbal, dann aber kamen wir in Hochwaldbestände mit ihrem grossen Reichthum an Schlingpflanzen und dornigem Gesträuch und untermischt mit den sehr schwer zu passirenden Bambusdickichten; der waldgewohnte Indianer und der im Urwalde fast ebenso heimische Italiener schritten so schnell voran und wussten sich so geschickt durch die Lianen zu winden, dass ich kaum folgen konnte, trotzdem jene noch Buschmesser zu führen hatten. Bald gesellte sich zu den von den Bäumen reichlich herabfallenden Tropfen ein ergiebiger Regen, der uns in kurzer Zeit bis auf den letzten Faden durchnässte. Der Indianer war dabei besonders um seine Flinte besorgt, deren Schloss er mit einem grossen Blatt und einer dünnen Liane (Lianen nennt man in Paraguay *cipo)* verband. Nach dem Regen trafen wir im Bambuswald eine kleine Schar von neun Affen, denen der Indianer fast lautlos, aber doch vergeblich beizukommen suchte; sie huschten blitzgeschwind von Stamm zu Stamm. An der Quelle eines kleinen Baches stärkten wir uns mit einem Stückchen Fleischchipá, während mein Ohr in der Ferne schon das Geräusch des Falles vernahm. Der Beschaffenheit des Waldes entsprechend wechselte mein Führer stets die Richtung, so dass ich nicht mit vollkommener Sicherheit weiss, ob meine An-

nahme, dass wir nach Süden bis Südwesten gegangen sind, richtig ist; der Himmel war noch dazu gänzlich bedeckt.

Nach dreistündigem Wandern war der Fluss erreicht, der mit starkem Gefälle, flache Stufen bildend über Steine hinbrauste. Der Indianer trat einige Schritte in das Wasser hinaus und horchte, dann wandte er sich flussabwärts. Noch zehn Minuten und der Fall war erreicht! Sein Brausen übertönte unsere Stimmen. Während Don Carlos und der Indianer sich daran machten, durch die dichte Ufervegetation einen Pfad zum unteren Ende zu bahnen, verweilte ich oben; ich trat auf einen flachen Stein unmittelbar am Absturz, den das zur Zeit niedrige Wasser frei liess, und weidete mich an dem Anblick der schäumend heranschiessenden und dann fast senkrecht, zum Theil in Stufen niederstürzenden Masse. Unterdess kamen die andern wieder herauf; der Indianer hatte Muth genug, zwei oder drei Meter oberhalb durch das flache Wasser zu waten, mit einer Schnur in der Hand; wir massen die Breite des Flusses meiner Schätzung entsprechend zu 20 *m*. Am rechten Ufer liess der Fall das Gestein frei: auch dort auf den feuchten Stufen hinabzusteigen hatte der Bursche den Muth; wir fanden 13 *m* Fallhöhe, gegen 384 pariser Fuss oder 125 *m*, welche Azara angiebt[1]) und nach ihm zahlreiche andere Verfasser von Büchern und Karten! die barometrische Messung stimmte genau damit. Nun stiegen wir auf schwierigem Pfad über kantiges Gestein am rechten Ufer hinab und gewannen durch Klettern über gestürzte Bäume und im Wasser liegende Blöcke einen Standpunkt zur Betrachtung von unten. Die schäumende, in der Mitte ein wenig zurücktretende Masse war in der Mitte ununterbrochen, am linken Ufer bildete sie eine kleine und eine grössere Stufe, rechts mehrere kleinere; das dunkle Gestein, säulenartig abgesondert, bildete prächtige Unterbrechungen des Wassers. Bei hohem Wasserstande ist der Wasserschleier jedenfalls ein ununterbrochener. Die gewaltige Wasserbewegung erzeugte einen starken Luftzug, der an den Rändern der Schlucht alle Pflanzen erzittern liess, während oben die Baumkronen unbewegt dastanden; dichter feiner Regen überzog uns von oben bis unten und erzeugte an den Ufern eine wuchernde Vegetation. Leider fehlte dem grossartigen Bilde die helle Sonnenbeleuchtung. Die stürzende Masse hat sich unten am Fall einen tiefen Kessel ausgewühlt; unser Indianer musste oben einen jungen Baum fällen und ihn ins Wasser werfen; der Strudel riss ihn in die Tiefe und er kam in fünf Minuten nicht wieder zum Vorschein. Unmittelbar unterhalb

---

[1]) A. a. O. S. 75.

des Falles macht der Fluss eine Biegung nach links, wodurch der Druck des Wassers besonders auf das rechte Ufer gelenkt wird, dieses ist daher steiler und steiniger als das linke. Das Gestein, über welches der Fall hinabstürzt und das auch am Ufer blossliegt, betrachtete ich genau: es ist fast schwarz, ziemlich dicht, von hohem spezifischem Gewicht, schwer zerbrechlich und klingend; die Säulen, welche es bildet, haben verschieden viel Kanten. Eine Probe, welche ich mitnahm, ist als Olivindiabas mit dioritartiger Struktur bestimmt worden.

Schon im Panadero hatte mir Don Carlos erzählt, wie er im Jahre 1879 den Fall, von dessen Existenz er nichts Sicheres wusste, auffand. Er wollte die Schiffbarkeit des Aguaraý untersuchen, um ihn, wenn möglich, auch hier oben schon zum Yerbatransport zu benutzen. An meinem ersten Uebergang des Flusses (beim Ñu-guazú) baute er eine Canoa und vertraute sich ihr mit einem Begleiter an. Zum Theil über heftige Stromschnellen fuhren sie abwärts, wenngleich mit Verlust der meisten Lebensmittel; dann plötzlich in grosser Nähe das Donnern des Falls. Es gelang eben noch, einen Uferbaum zu erfassen, die Canoa anzubinden und ans Land zu springen; sie standen an einem absoluten Schiffahrtshinderniss. Die Canoa war überflüssig geworden und wurde dem Strom überlassen; sie verschwand in der Tiefe, nur Trümmer kamen nach Minuten empor. Durch den Wald arbeitete sich Don Carlos mit seinem Begleiter am Flusse entlang abwärts und fand, dass derselbe weiter unten, doch noch oberhalb des Paso Historia, einen zweiten kleineren (vielleicht 5 *m* hohen) Fall bildet; die Strecke zwischen beiden ist reich an Stromschnellen. Vielleicht dem Schreck, den Don Carlos hatte, als er fast mit der Canoa den Fall hinabfuhr, ist es zuzuschreiben, dass er ihn zu grossartig im Gedächtniss behalten hatte: er hatte mir seine Höhe zu 50 bis 60 Varas angegeben.

Dass Azara nicht am Fall gewesen ist, kann nicht zweifelhaft sein; es ist nur merkwürdig, wie er zu einer scheinbar genauen Zahlenangabe gekommen ist. Selbst die roheste Schätzung hätte ein anderes Resultat ergeben müssen, denn die Breite des Flusses ist leicht zu messen und man sieht auch sofort, dass der Fall breiter als hoch ist. Einen Namen führt der Fall nicht; die Indianer nennen ihn »Ort wo der Aguaraý ganz herunterfällt«, also einfach Fall des Aguaraý; den Namen Arraguay, welchen Wisner hat, kannte Niemand, und er scheint mir nur eine Verstümmelung von Aguaraý zu sein. Will man dem Fall einen Eigennamen geben, so könnte man ihn nach seinem ersten europäischen Besucher Paolifall nennen.

Die Meereshöhe des oberen Endes des Falles beträgt etwa 350 *m*, während ich beim Rancho Yaguarundý noch gegen 400 *m* mass.

Der Rückweg zum Schuppen am Samacuá ging gut von statten, denn unser Führer fand mit bewundernswerther Sicherheit den alten Pfad wieder. Im Schuppen hatten sich noch zwei andere, jüngere Indianer eingefunden, um mit uns vom Fleischzwieback zu essen, was freilich kein besonderer Genuss war, denn über denselben hatten sich kleine Ameisen in unglaublicher Menge hergemacht. Zwar hielten wir jedes Stück übers Feuer um sie zu tödten und sie dann abzukratzen, aber es blieben noch genug in den Spalten und Löchern lebendig, sodass ich nur mit einiger Ueberwindung ass; Don Carlos meinte freilich, Ameisen seien gut gegen das Fieber. Auch ein Horn Mate — man ersetzt in den Yerbales den Matekürbis oft durch ein Stück Kuhhorn, das sorgfältig geglättet und mit einem Holzpflock an einer Seite verschlossen wird — nahmen die Indianer an, was nicht alle thun: ein Zeichen, dass das Matetrinken vielleicht erst von den Einwanderern eingeführt ist; Azara (I, 122) nimmt allerdings das Gegentheil an. Beide trugen den Lippenschmuck; der eine mit seiner krummen Nase, seinem freundlichen, runden Gesicht mit stark entwickelten Backenknochen und mit seinen wohlgerundeten Gliedern erinnerte mich lebhaft an die Abbildungen von Indianern des oberen Amazonenstromgebiets, welche französische Reisende so zahlreich im »*Tour du Monde*« veröffentlicht haben. Die beiden Jünglinge führten Bogen und Pfeile von gewaltiger Grösse und Stärke; die Bogen waren über 2 *m* lang, die Pfeile 1⅓ bis 1½ *m*. Das Holz zu solchen Bogen liefert in vorzüglicher Haltbarkeit und Elastizität ein Guayaoví genannter Baum [1]), zum Spannen dient eine ziemlich dicke aus »*corazon de Pindó*«, Fasern im Innern der Pindópalme, geflochtene Schnur; die Pfeile macht man aus Tacuapí, einem dünnen, dem Bambus verwandten Rohre, die Pfeilspitzen aus dem ganz ausserordentlich harten Holz des Yvyrá-pepé; man versieht sie mit vielen Widerhaken, doch nicht mit Spitzen aus Eisen, Knochen oder Gräten, auch werden sie nie vergiftet. Am unteren Ende sind die Pfeile mit Federn des Yacú, einer Art wilden Truthahns, versehen. Diese sowohl wie die Pfeilspitzen werden an das Rohr mit der ganz ungewöhnlich festen und dabei sehr dünnen Rinde einer Schlingpflanze Guembepí (oder Guembé;

---

[1]) Im Katalog der argentinischen Ausstellung in Bremen findet sich S. 24 Guayaví, *Patagonula americana*, S. 68 Guayaibí und S. 69 Guayaibí-guazú mit demselben botanischen Namen (Familie Boragineen), was wahrscheinlich mit dem mir als Guayaoví bezeichneten Baum identisch ist.

Pothos pinnatifida; eine Oriontiacee) befestigt, mit der nicht selten auch der Bogen umwickelt wird. Mit diesen Waffen jagen die Indianer namentlich kleineres Wild, Affen und Vögel, die sie mit einiger Sicherheit auf 15 bis 20 *m* Entfernung treffen; gute Schützen können auch in doppelter Entfernung noch ihr Ziel erreichen. Grosses Wild, wie Raubthiere und der Tapir, können mit Pfeil und Bogen nur aus grosser Nähe erlegt werden. Die Chacoindianer, deren Waffen ich später sah, bedienen sich meist eiserner Pfeilspitzen.

Es gelang mir, den beiden Burschen ihre Bogen und Pfeile abzukaufen gegen je ein buntes baumwollnes Hemd, welche die Peone im Rancho Yaguarundý gern hergaben. Geld wissen jene Indianer noch nicht zu schätzen, höchstens nehmen sie durchbohrte »Bolivianer« (halbe bolivianische Thaler im ursprünglichen Werthe von vier Realen = 1,60 Mark), die sie als Schmuck verwenden. Auch einen Lippenschmuck erstand ich für zwei Schächtelchen Wachszünder. Auf dem Rückwege zum Rancho gingen oder liefen die drei Indianer vor uns her und schossen ihre Pfeile hoch in die Luft. Unser Führer wollte von Geldlohn nichts wissen, verschmähte auch Glasperlen, bunte Taschentücher u. s. w., er war praktisch, forderte acht Varas Lienzo (Baumwollenzeug) und musste sie bekommen.

Am 30. brachen wir vom Rancho Yaguarundý auf. Am Cerro Cajon, wo wir nach dreistündigem Ritt eintrafen, hatten unterdessen Don Carlos' Arbeiter einen Zickzackpfad durch den Wald geschlagen, welcher beladenen Maulthieren ermöglichen sollte, Yerba nach dem Panadero hinabzuschaffen: ich glaube fast, es ist der erste solche Weg in Paraguay. Als ich mich oben im Schuppen eben nach vollbrachter Siesta streckte, hörte ich draussen rufen und laufen; ich trat hinaus und sah, wie mehrere Leute eine grosse Schlange verfolgten, die eben ins Gebüsch schlüpfte und sich dort der Länge nach auf einen gestürzten trocknen Baumstamm legte. Ich holte meinen Revolver und schickte ihr eine Kugel in den Leib, welche den mittleren Theil desselben vom Baumstamm hinunterschob, ohne dass die Schlange sich rührte; eine zweite Kugel traf weiter vorne und zerschmetterte das Rückgrat, so dass der vordere Theil des Körpers schlaff herunterhing. Der eine Paraguayer fügte noch einen Schrotschuss aus seiner alten Flinte hinzu und holte dann das Thier mit einem Ast aus dem Gebüsch heraus. Es war eine Ñacaniná-hû, wie der Name sagt ganz schwarz, dabei hornartig glänzend und mit so harter Haut, dass die eine Revolverkugel auf der andern Körperseite nicht mehr hinausgegangen war; die Länge des Thieres betrug 1,70 *m*, in der Mitte war es etwa vier Finger dick, am Schwanz peitschen-

artig dünn, der kleine aber grossmaulige Kopf hatte die Gestalt eines länglichen Dreiecks. Gerade diese Giftschlange fürchten die Paraguayer sehr, und ein alter Major der Lopezschen Armee, den ich Abends im Panadero traf — er zog in seine Yerbales — meinte, sie sei besonders deshalb gefährlich, weil sie nicht nur wie die andern Schlangen springen, sondern bei günstigem Winde sogar — fliegen könne! Auf dem Weiterritte erzählte mir Herr Paoli, dass er den Giftschlangen mit besonderem Eifer und ohne jede Furcht nachstelle; er tödtet sie mit dem Buschmesser.

Den ganzen Nachmittag standen im Westen und Süden Gewitter und als wir Abends durch die sonst fast absolute Finsterniss über den Panadero ritten, flammte im Westen ein Wetterleuchten, wie ich es noch nie gesehen hatte; kaum ein Augenblick blieb während mehr als einer Stunde ohne elektrische Beleuchtung, es flammte und zuckte unaufhörlich in gelblichem Schein; die dicken Wolken, welche den Gewitterwolken vorlagen, waren phantastisch beleuchtet. Im Norden leuchtete gleichzeitig düster und ruhig ein Kampbrand. Während unsere Reitthiere dafür sorgten, dass wir den Weg nicht verfehlten, erzählte mir Don Carlos, dass sich über dem Panadero manchmal wahrhaft furchtbare Gewitter entladen, während welcher es gefährlich sei, ihn zu passiren; er selbst sei einmal in ein solches Gewitter hineingerathen und habe nichts Besseres zu thun gewusst, als Steigbügel und Zaumzeug von seinem Pferde zu entfernen und sich, in den runden Poncho gehüllt, unter dasselbe zu setzen. Von den Bäumen, welche auf dem Kamp vorkommen, sei einer, der Moresuvó — den ich weder selbst gesehen noch irgendwo angeführt gefunden habe —, ganz besonders der Blitzgefahr ausgesetzt; häufiger als alle andern Baumarten finde man ihn vom Blitz zerschmettert. Die Wahrheit der Schilderung, welche mir Don Carlos von den Gewittern jener Gegend gab, wurde schon am andern Morgen bestätigt: die Nacht war schwül gewesen und schon in der Frühe donnerte es am ganzen westlichen Horizont, um 9½ Uhr brach heftiger Regen los, die Gewitterwolken zogen herauf und standen lange über der Ansiedlung, Blitz auf Blitz zuckte, polternd, krachend und prasselnd ertönte Schlag auf Schlag, als würden hundertfach verstärkte Pistolenschüsse um uns abgefeuert; weder in Paraguay noch zu Hause hatte ich je ein ähnliches Wetter erlebt. Der Aufenthalt in einem Hause, dessen Wände mit Tausenden von Flintenläufen gespickt waren, hatte dabei etwas Unbehagliches, und einen andern starken Anziehungspunkt für die elektrischen Schläge bildete der am Corral liegende Haufen

alter Gewehre. Nur sehr langsam verzog sich das Gewitter nach Norden; noch um 3½ Uhr grollte es in der Ferne.

Ich beschloss, die Weiterreise vom Panadero zu Wasser zu machen, um auch diese Art des Reisens kennen zu lernen und mir über die Beschaffenheit der Flussläufe in Beziehung zur Schiffahrt ein Urtheil zu bilden. Der obengenannte Major kaufte wir meine Pferde zum halben Einkaufspreis ab, und ich ritt Abends mit Don Carlos zum Hafen, wo wir mit zwei Leuten nach langem Handeln einig wurden: sie wollten mich mit einer Canoa nach San Pedro bringen. Chatas — auf denen ich bis Asuncion hätte fahren können — gingen noch nicht. Die Forderungen der Leute waren unverschämt, jeder wollte für die etwa viertägige Fahrt ausser der Beköstigung 12 Patacon (48 Mark; sie sollten allerdings zu Fuss zurück), doch drückten wir ein wenig. »Die Leute glauben«, sagte Don Carlos, »dass der Fremde mit Geld beladen kommt, oder dass er »*entierros*« (vergrabene Schätze) oder Goldminen sucht«.

II. Yerba.

An dieser Stelle, wo ich im Begriffe stehe, die Yerbales mit meinem Leser zu verlassen, scheint es mir angemessen, ein zusammenfassendes Kapitel über die Yerba einzuschieben.

Der Yerbabaum, *Ilex paraguayensis* [1]), erreicht bei ungestörtem Wachsthum bisweilen eine Höhe von 12 *m*, ist aber gewöhnlich nur 4 bis 8 *m* hoch; seine immergrüne Krone ist ziemlich dicht, sein Wuchs schlank; die Blätter haben eine längliche Form, sind am Ende des zweiten Drittels ihrer Länge am breitesten, haben einen gezähnten Rand, eine tiefgrüne Farbe und sind glänzend. Im Ansehen hat der Baum mit dem Orangenbaum eine gewisse Aehnlichkeit. Der Yerbabaum blüht im Oktober und November; seine Frucht, die aus einer kleinen dunkelvioletten Kapsel mit darin enthaltenen Körnern besteht, ist im April und Mai reif [2]). Dieser eigentliche, hier nach der Anschauung und ohne botanische Fachkenntniss beschriebene Yerbabaum

---

[1]) So benannt von Lambert und De Candolle; von A. St.-Hilaire *Ilex mate*, von Linné *Psoralea glandulosa*; vgl. Martinez, a. a. O. S. 43. Bei Wappaeus, a. a. O. S. 1154, sind Bonpland und St.-Hilaire als Urheber des Namens *Ilex paraguayensis* (nicht *paraguariensis*, wie dort irrig steht) bezeichnet.

[2]) So sagten Yerbateros aus, welche ich befragte; zur Zeit meiner Reise waren die Kapseln noch nicht reif. Bei Wappaeus, a. a O. S. 1154, ist gesagt, der Baum blühe im Juni, was zum mindesten für Paraguay wohl falsch ist, auch ist wenige Seiten weiter (S. 1164) gesagt, er blühe in den Monaten November bis Januar und die Hauptmonate des Einsammelns seien April bis Juni, man sammle aber auch zu andern Zeiten, mit Ausnahme der Blüthezeit!

wird im Guaraní *caá-guazú* genannt, was wörtlich übersetzt grosses Kraut oder grosse Pflanze bedeutet. Ausserdem giebt es noch mehrere ähnliche Arten, die ich nicht gesehen habe und die von den Eingeborenen als *caá-ná*, *caá-chirí* und *caá-miní* unterschieden werden. Ferner giebt es auch noch eine der Yerba ähnliche Pflanze, welche *caá-ró*, bitteres Kraut, genannt wird. Wenig gewissenhafte Yerbateros dulden es, dass die Blätter derselben der ächten Yerba zugesetzt werden.

In Paraguay scheint der Yerbabaum im ganzen östlichen Waldgebiet, besonders aber im nördlichen Theil desselben verbreitet zu sein. Er findet sich daselbst nicht in geschlossenen Beständen — wie überhaupt Wälder, die ganz oder theilweise aus einer Baumart bestehen in den tropischen und tropennahen Ländern im allgemeinen nicht vorkommen —, sondern einzeln und in Gruppen von bis etwa hundert Bäumen, hauptsächlich auf Strecken mit Niederwald; im eigentlichen Hochwald findet man ihn nur ganz vereinzelt; der zu starke Schatten desselben lässt ihn ebensowenig aufkommen, wie der Schattenmangel auf waldlosen Gebieten: im Kamp verkrüppelt er. Ein reichlich Yerbabäume enthaltendes Stück Niederwald wird speziell Yerbal genannt, doch fasst man unter dem Namen Yerbales oft auch das ganze nordöstliche Waldgebiet zusammen. Wie reichlich der Yerbabaum im südöstlichen Paraguay vorkommt, vermag ich nicht zu sagen, jedenfalls wird dort viel weniger Yerba gewonnen als im Norden. Die von Yerbales bedeckte Fläche wird auf Grund von der Regierung nach dem grossen Kriege angestellter Erhebungen zu 840 Quadratleguas angegeben [1]). Man benennt die Yerbales nach den Verwaltungsbezirken, in welchen sie liegen: Yerbales von Concepcion, von San Pedro, von Santaní u. s. w. Die einzelnen Bestände werden nach Flüssen, Potreros u. s. w. unterschieden. Ausser in Paraguay findet sich der Yerbabaum noch in den argentinischen Missionen und in den südlichen Provinzen von Brasilien, seine Verbreitung ist also auf das Flussgebiet des Paraná beschränkt.

Die paraguayschen Yerbales sind Eigenthum der Regierung und dürfen nach dem Landgesetz vom 14. September 1876, dessen bezügliche Bestimmung von dem neuen Landgesetz vom 2. Oktober 1883 nicht berührt wird, nicht verkauft werden. Die Gewinnung der Yerba und der Handel mit derselben war früher (seit 1846) Monopol der Regierung, und zwar bis zum Ende des Lopezschen Krieges. Die Arbeit in den Yerbales wurde damals theils unter Aufsicht von

---

[1]) S. Export, V, S. 394.

Regierungsbeamten, theils durch Privatunternehmer, denen dazu die Erlaubniss ertheilt war, ausgeführt. Letztere hatten zwei Drittel der gewonnenen Yerba abzuliefern[1]). Gegenwärtig werden die Yerbales verpachtet; in Zukunft wird wahrscheinlich von dem fertigen Produkt ein Ausfuhrzoll erhoben werden. Die Pacht geschieht in der Form der Lösung eines »Patents« (Gewerbescheins), der halbjährlich neu bezahlt werden muss; die Höhe der Pachtsumme hängt nicht von dem Flächenraum der betreffenden Wälder ab, sondern von ihrer voraussichtlichen Ergiebigkeit, welche kundige Yerbateros mit ziemlicher Sicherheit zu schätzen wissen. Wie hoch die Patente bezahlt werden müssen, habe ich nicht mit Sicherheit erfahren können. In Caá-guazú sagte man mir, ein Wald, der 500 Arroben verspreche, koste 2 Patacon halbjährlich, einer von 1000 Arroben 3 Patacon, jedes weitere Tausend einen Patacon mehr; Yerbateros in den Yerbales von Santaní und San Pedro zahlen jährlich 10, 20, 25, 50, 60 Patacon und mehr für einen Yerbal an die Regierung. Streng genommen darf ein Yerbatero nicht mehr als drei Yerbales übernehmen, doch wird diese Vorschrift auf verschiedene Weise umgangen, was man ohne weiteres geschehen lässt, namentlich dann, wenn der Betreffende über genügendes Kapital verfügt. Ein solcher Yerbatero nimmt z. B. je drei verschiedene Yerbales auf jedes Semester, dann noch weitere auf den Namen seines Geschäftstheilhabers, weitere auf den Namen des Hauses in Buenos Aires, mit welchem er etwa arbeitet, auf den Namen seiner *habilitados*, d. h. derer, die mit seinem Kapital arbeiten und ihm die Yerba zu einem bestimmten Preise verkaufen, u. s. w. Don Carlos Paoli arbeitete z. B. zur Zeit meiner Anwesenheit in den Yerbales von San Pedro in zehn Yerbales gleichzeitig.

Von Paraguay aus werden auch zahlreiche schon auf brasilianischem Gebiet gelegene Yerbales in der Gegend der Wasserscheide ausgebeutet, allerdings nur mit einem Schein von Recht. Die brasilianische Regierung gewährt, wie man mir sagte, Kapitalisten eine Quadratlegua zum Zwecke der Besiedelung; solche Konzessionen erwerben die Yerbateros und arbeiten dann ohne Rücksicht auf das genannte Flächenmass, obgleich doch ihre Ranchos nur Ansiedlungen ganz ephemerer Natur sind. Die beiden Yerbateros, deren Karreten ich im Potrero Loté traf, arbeiteten auf diese Weise.

Die Gewinnung der Yerba geschieht in den Monaten Januar bis August, und zwar wechselt der Anfang der Arbeiten je nach

[1]) Vgl. Wappaeus, a. a. O. S. 1164. Karl Friedrich (Die La Plata-Länder etc. S. 6) ist im Irrthum, wenn er annimmt, die Yerba sei noch Monopol der Regierung.

Umständen und Witterung, während der Schlusstag regelmässig der 31. August ist. Naht das Ende des Jahres heran, so miethet der Unternehmer in dem Ort, wo er die arbeitslosen Monate zugebracht hat, oder in den seinen Yerbales nächstgelegenen Gemeinden Leute, soviel er zu brauchen gedenkt, kauft sich im südlichen Paraguay oder in Corrientes oder auch in Matto Grosso eine Ochsenheerde, sorgt dafür, dass, womöglich zu Wasser, andernfalls auf Karreten, Proviant in die Arbeitsgegend geschafft wird und setzt dann die Mannschaften in Bewegung. Diese ziehen entweder in grösserem Schwarm, oft mit einem Karretenzuge ihres Arbeitgebers oder mit dessen Heerde aus, oder sie gehen in kleinen Trupps nach den Wäldern. Im übrigen Lande stehen sie als lose Gesellen etwas im Verruf, aber nur zum Theil mit Recht, denn neben allerlei Schlingeln, die gute Gründe haben, die bewohnteren Landestheile möglichst zu meiden, findet man in den Yerbales auch sehr tüchtige, arbeitsame und nüchterne Leute. Der zu Fuss reisende Arbeiter (Peon) braucht fast gar kein Gepäck: ein zweites Hemd und eine zweite Hose, ein Poncho, etwas Mundvorrath (gewöhnlich frischer Mais, Chipá, etwas Fleisch und Yerba) und ein Matekessel (*paba*) nebst Mate und Bombilla, höchstens noch ein Macheton, das ist alles; Mancher nimmt auch seine schwere, meist über und über verrostete Flinte mit, die für Kugel- und Schrotschuss herhalten muss. Reisen viele zusammen im Anschluss an Karreten, so wird ein Kochkessel mitgeführt und kann die Ernährung eine etwas vielseitigere sein. Die meisten Peone ziehen ohne Frauen in die Yerbales, da theils die Ernährung dort zu theuer ist, theils die Yerbateros das Mitnehmen von Frauen nicht gestatten. So kommt es, dass man in der Zeit der Yerbagewinnung viele Ortschaften von Männern fast ganz entblösst findet und dann von dem Verhältniss der Geschlechter in Paraguay eine besonders ungünstige Vorstellung bekommt. Die sehr sonderbaren Angaben, welche man über das numerische Verhältniss der Geschlechter in Paraguay in den Büchern findet, können aber kaum so ihre Erklärung finden, denn die meisten Berichte, die man über Paraguay zu lesen bekommt, beziehen sich nur auf die Asuncion zunächst gelegenen Landestheile, welche wenige Arbeiter nach den Yerbales entsenden. Ausdrücke wie »Weiberland«, »Weiberstaat«, »das nach der Vernichtung eines hochsympathischen Indianerstammes fast nur noch von Frauen bewohnte Paraguay« (!) und dgl. findet man nicht selten; manche geben das Verhältniss der Weiber zu den Männern auf 10 zu 1 an, andere auf 7 zu 1, andere wissen, dass die wenigen Männer förmlich von den Weibern unterhalten werden u. s. w. Das alles

muss für die Gegenwart als stark übertrieben bezeichnet werden. Sicher ist, dass die Zahl der Weiber noch heute grösser ist als die der Männer, und dass das Missverhältniss unmittelbar nach dem Kriege noch klaffender war als jetzt. Eine am 1. Januar 1873 veranstaltete Zählung, deren Resultate allerdings nur als annähernde angesehen werden dürfen, ergab 68253 Männer und 152826 Weiber [1]), ein Resultat, das von Kennern des Landes, wie von dem englischen Reisenden Johnston [2]), in Beziehung auf das numerische Verhältniss der Geschlechter schon im Jahre 1874 als der Wirklichkeit ungefähr entsprechend bezeichnet wird; die wirkliche Zahl der Gesammtbevölkerung nimmt Johnston allerdings nur zu 100000 an (ohne die frei lebenden Indianer), gegenüber den 221079, welche die Zählung ergiebt; er bezweifelt überhaupt, dass letztere Zahl durch einen ordentlichen Zensus gewonnen ist. Eine im Jahre 1876 veranstaltete Zählung soll 293844 Einwohner ergeben haben und für 1882 wurde die Bevölkeruug offiziell auf 350000 geschätzt [3]), darunter zwei Drittel Weiber. Letzteres Verhältniss kommt meiner Ansicht nach der Wahrheit nahe, die absolute Bevölkerungszahl erreicht aber, glaube ich, kaum 300000. Die Faulheit der Männer ist auch durchaus nicht so gross wie viele Schriftsteller angeben. Die Yerba, bei weitem das erste Ausfuhrprodukt Paraguays, wird wie gesagt ausschliesslich durch Männer gewonnen, die Viehzucht, abgesehen von der Behandlung der Milchkühe, liegt natürlich ganz in ihren Händen, beim Ackerbau sind sie durchaus nicht unthätig und als Arbeiter gegen Tagelohn oder auf Akkord verdingen sich die meisten auch bereitwillig, freilich sind sie als solche (Ausnahmen abgerechnet) weder sehr arbeitslustig noch sehr ausdauernd.

Ein nur geringes und wenig beständiges Element bei der Arbeit in den Yerbales sind die in den Wäldern wohnenden Indianer; mit wenigen Ausnahmen arbeiten sie nur so viel wie zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse an Industrieprodukten nöthig ist.

Sind die Arbeiter und ihre Aufseher (*capataces*) in dem Yerbal, der in Angriff genommen werden soll, angekommen, so wird zunächst der »Rancho« (auch *poblacion*, Ansiedlung, genannt) erbaut, was einige Wochen in Anspruch nehmen kann. Man sucht eine Stelle aus, die nahe dem Wasser liegt und genügend Brennholz in der Nachbarschaft aufweist, säubert einen Platz und erbaut darauf nahe beisammen die

---

[1]) Behm und Wagner, Bevölkerung der Erde III, 1875, S. 119.
[2]) *Geogr. Mag.* 1875, S. 344 Anm.
[3]) Martinez, a. a. O. S. 13.

nöthigen Gebäude: einen grösseren Rancho mit Vorhalle, welcher *hacienda* oder *comisaría* heisst und als Lager für Lebensmittel und Waaren, sowie als Wohnung der Beamten (Aufseher und Buchhalter oder Verwalter) dient, eine grosse Zahl sehr kleiner Hütten für die Arbeiter, einen Schuppen für die Maschine (*galpon de la máquina*) und zum Aufbewahren fertiger Yerba und ein oder mehrere Rösthäuser (*barbacuá*). Als Pfosten (*orgones*) der grösseren Gebäude lässt man oft lebende Bäume stehen, im übrigen bildet das vorzüglich anwendbare Bambusrohr (*tacuara*), welches meist in der Nähe zu haben ist, das Hauptmaterial; zum Verbinden der einzelnen Theile dienen Schlingpflanzen, besonders die Rinde des Guembepí. Die Dächer werden, da die *paja colorada*, ein sehr hoch wachsendes, röthliches Kampgras, in den Yerbales nicht vorkommt, mit *paja de estero*, einem röhrenförmigen, etwas buschigen Sumpfgras, gedeckt, die der Rösthäuser, welche nicht so dicht zu sein brauchen, mit den Blättern der Pindópalme, welche man dann wagrecht legt, mit den Blattrippen nach oben, alle Fiedern abwärts. Die Gebäude werden sämmtlich ohne irgend welche Mauern aufgeführt, die Dächer reichen daher fast bis zur Erde. Der Boden bleibt, wie er von Natur ist; nur in den Gebäuden, in welchen die Yerba speziell behandelt wird, muss gestampfter Lehmboden hergestellt werden. Befindet sich der Rancho in einer Gegend, wo noch keine Yerba gemacht worden ist, so giebt es noch Pikaden zu schlagen, Brücken zu bauen u. s. w. Im Ganzen werden diese Ansiedlungen nur leicht hergestellt, da sie immer nur für eine Arbeitsperiode berechnet sein dürfen, denn selbst wenn der Yerbal nicht in einem Jahre vorläufig erschöpft sein wird, muss der Rancho im nächsten Jahre an einer andern Stelle stehen, weil in der Nachbarschaft des alten das Brennmaterial zu weit hergeholt werden müsste. In einem Rancho pflegen dreissig bis vierzig Leute zu arbeiten, unter einem oder mehreren Aufsehern. Den Namen erhält der Rancho nach der Oertlichkeit oder nach irgend einer Zufälligkeit, z. B. Rancho Puendý, Rancho Laguna, Rancho Yaguarundý, Rancho Sandia-cué [1]) u. s. w. Ist alles Material bei der Hand, so können die Paraguayer einen Schuppen oder dergleichen in unglaublich kurzer Zeit errichten; der Schuppen am Samacuá, in welchem ich vor dem Besuch des Wasserfalls mit Herrn Paoli die Nacht zubrachte, und welcher 15 Varas lang, 10 breit und 5 hoch ist, wurde von 25 seiner Leute in einem halben Tage aufgerichtet.

Ist die Ansiedlung fertig, so beginnt die Arbeit. Die Arbeiter,

---

[1]) Sandia ist Wassermelone.

welche die Yerba zu schlagen haben (*macheteros*), ziehen mit ihren Buschmessern (*machetones*), selten auch mit einer Axt (*hacha*), einzeln hinaus in den Wald, nachdem sie sich zuvor über das Vorkommen und die Häufigkeit der Yerbabäume orientirt haben. Selten thun sich mehrere zusammen oder nimmt einer sich einen Jungen als Handlanger mit. Der Machetero schlägt mit dem Buschmesser (oder, was selten nöthig ist, mit der Axt) einen Baum nach dem andern in bequemer Höhe um und hackt dann die grossen Aeste ab; hierauf wird ein starkes Feuer angezündet, durch welches die grossen Aeste hindurchgezogen werden, damit die Blätter, halb getrocknet, nicht schwarz werden; diese Thätigkeit heisst *overear*. Hierauf werden mit der Hand die kleinen Zweige abgerissen und auf ein Riemengeflecht gelegt; dann schnürt der Arbeiter die Masse mit Riemen zusammen, nimmt dieses oft zehn bis zwölf Arroben schwere Bündel vorgerösteter Blätter (*hoja overeada*) auf die Schultern und trägt es zum Rösthause; ist die Entfernung bis zu demselben gross, so wird die vorgeröstete Yerba mit Karreten abgeholt, doch lassen manche Yerbateros eine Legua weit schleppen. Am Rösthause — deren es bei den meisten Niederlassungen mehrere giebt — wird das Bündel jedes Arbeiters gewogen, da die Bezahlung nach Arroben erfolgt. Das Rösthaus (*barbacuá*) hat folgende Konstruktion: unter einem mit Pindóblättern gedeckten Dache mit offenen Giebeln befindet sich ein kuppelförmiges Geflecht von Stangen, eine Art Horde, von vielleicht 6 oder 8 *m* im Durchmesser; ausserhalb des überdachten Raumes, doch meist mit einem eignen Dache versehen, befindet sich eine Grube, der Feuerraum (*horno*), von welchem dann ein kurzer Stollen (*conducto*) bis unter die Mitte des Kuppelbaus führt, um dort in einer Art Schornstein (*chimenea*) nach oben auszumünden. Nun werden auf dem Geflecht 60, 70, 80 und allmählich bis 100 oder 120 Arroben vorgerösteter Yerba ausgebreitet, und im Feuerraum grosse Stämme angezündet, die womöglich in den Stollen hineinragen; dann geht die Hitze unter die Kuppel, der Rauch aber hinten hinaus. Da die am höchsten Punkt der Kuppel befindliche Yerba zuerst geröstet wird, muss man allmählich umstauen. Früher war die Röstvorrichtung eine primitivere, indem man den Barbacuá nicht überdachte und das Feuer direkt unter der Yerba anmachte. Dadurch wurde derselben oft der Rauchgeschmack mitgetheilt, und die Feuergefahr war eine grössere; auch hatte der Regen freien Zutritt. Beim Anlegen des Ofens und des Stollens ist eine Ausmauerung nicht nöthig, da die in den Yerbales meistens vorhandene rothe Erde genügende Festigkeit hat. Ist die Yerba geröstet (*yerba tostada*), was je nach der Menge sechs, acht

oder mehr Stunden dauert, so wird sie in grossen Planen von Sackleinen *(arpillera)* zum Maschinenschuppen *(galpon de la máquina)* geschafft, um dort gemahlen zu werden *(moler)*. Die Maschine ist eine ausserordentlich einfache: ein kreisrunder Platz von 4 m oder mehr Durchmesser *(circulo)* ist mit Dielen aus hartem Holz belegt und mit einem Rande umgeben; in der Mitte befindet sich ein senkrechter, drehbarer Pfosten *(masa)*, durch welchen ein zum Anspannen der Maulthiere bestimmter wagerechter Balken geht; mit den Spitzen am Pfosten und mit einem vom Mittelpunkt der Grundflächen ausgehenden Arm an dem wagerechten Balken sind zwei (oder mit einem Hülfsbalken drei) massive Holzkegel *(rolletes)* befestigt, welche ziemlich dicht an der Spitze mit kleineren, nach der Grundfläche hin mit grösseren spatenförmigen eisernen Zähnen besetzt sind; diese haben eine Länge bis zu 15 *cm* und an der etwas geschärften Schneide eine Breite von etwa 7 *cm*; an einem Kegel befinden sich mehrere hundert, z. B. 400. Man schüttet nun die geröstete Yerba auf die runde Tenne und setzt dann die Maschine in Bewegung, so lange bis die Yerba (Blätter und kleine Zweige) zur gewünschten Feinheit zermahlen ist. Die erste solche Maschine, welche ich sah (in Caáguazú), vermochte täglich 45 bis 50 Arroben zu mahlen; doch giebt es leistungsfähigere. Andere Kraft als thierische wird zum Betriebe dieser Yerbamühlen meines Wissens in Paraguay noch nirgends angewendet. In seltenen Fällen kommt eine Maschine von anderer Bauart zur Verwendung, bei welcher die Kegel durch ein grosses ebenfalls mit Zähnen besetztes Rad ersetzt werden, welches im Kreise bewegt wird. Eine solche Maschine soll leistungsfähiger sein, aber auch kostspieliger, schon wegen des grossen Schuppens, den sie braucht. Die eisernen Zähne ersetzt man im Nothfall durch hölzerne. Früher war die Zerkleinerung der Yerba durch Maschinen nicht gebräuchlich, sie geschah vielmehr mit hölzernen Schwertern von etwa $1\frac{1}{2}$ *m* Länge. Ganz verschwunden ist diese Methode auch jetzt noch nicht, man wendet sie aber nur bei solchen Ranchos an, welche nicht mehr als tausend Arroben versprechen, da in diesem Falle das Hinschaffen der Maschine, das Füttern der Maulthiere mit Mais u. s. w. Kosten verursachen würde, die nicht im Verhältniss zu dem Gewinn stehen könnten. Nicht alle Yerbateros haben Maschinen, manche sind daher darauf angewiesen, ihre Yerba von andern mahlen zu lassen, wofür z. B. in Caáguazú $\frac{3}{4}$ Realen (30 Pf.) für eine Arrobe bezahlt werden.

Ist die Yerba gemahlen (*yerba molida*), so wird sie in einem neben dem Maschinenraum befindlichen Raum verpackt und zwar gewöhnlich in Säcke *(bolsas)* von etwa fünf Arroben. Zum Einstampfen

in die Säcke bedient man sich eines etwa $1\frac{1}{2}$ *m* langen Instruments, welches aus zwei langen, schlanken, in der Mitte durch einen dünnen Griff verbundenen Kegeln besteht und einer ganz kurzen Turnierlanze ähnlich sieht. In manchen Gegenden, namentlich in den Yerbales von Concepcion, packt man die Yerba in sogenannte *tercios,* Säcke aus je einer halben Ochsenhaut, die acht bis neun Arroben halten. In diese Tercios wird die Yerba mit besonders schweren Instrumenten ganz fest eingestampft, und durch das Trocknen der äute wird die Festigkeit der Masse noch vermehrt, so dass das nze zuletzt steinhart ist. In dieser Form hält sich die Yerba elang unverändert. Auch noch zahlreiche andere Packungen sind euester Zeit Mode geworden, z. B. in Papierumschläge (kleine titäten), in Kistchen aus Cedernholz, in Fässchen aus Segeltuch in Tacurú-pucú) u. s. w. Yerba in Säcken heisst *yerba embolsada,* cios *atacada.* Sind nicht genug Säcke vorräthig, um die Yerba zu verpacken, so kommt sie in den *perchel,* einen von dicht- enen Graswänden umgebenen Vorrathsraum, wo sie lagert l im Mehlkasten.

nwärtig ist es Gebrauch, alle zur Herstellung der Yerba Verrichtungen möglichst schnell hintereinander vornehmen so dass die Blätter oft innerhalb 24 Stunden vom Baum k gelangen — die Maschine geht meistens auch Nachts, besonders die Leistungsfähigkeit des Gesammtmechanismus , früher trieb man es nicht in dieser Weise, die Arbeiter ugen vielmehr oft einen ganzen Tag lang nur Yerba, bereiteten sie dann am andern Tage zu und schafften sie zum Rösthause u. s. w. Dadurch soll die Qualität der Yerba wesentlich gelitten haben. Von der Zubereitung allein scheint übrigens die Qualität der Yerba nicht abzuhängen, wenigstens macht man in Paraguay Unterschiede nach dem Ort der Herkunft und stellt die Yerba von Santaní den andern Produkten voran. Besonders bevorzugt ist *yerba virgen* (Jungfernyerba), d. h. solche, welche aus bis dahin unberührten Wäldern gewonnen ist. Werden nämlich die Yerbabäume gut behandelt, d. h. so abgehackt, dass der übrigbleibende Theil nicht gespalten oder zersplittert wird, so treibt der Baum, unsern Weiden ähnlich, eine neue Krone und ist nach drei bis vier Jahren wieder zu einer neuen Ernte tauglich. Von einer Verwüstung der Wälder durch die Yerbagewinnung, wie in manchen Büchern gesagt wird, ist also nicht die Rede; dem Yerbatero liegt selbst an der Schonung der Bäume, da er in den meisten Fällen den betreffenden Wald wieder ausbeuten wird. *Yerba virgen*

ist in Paraguay nur noch wenig zu haben, daher werden viele Säcke mit dieser Marke versehen, die solche Yerba nicht enthalten.

Ist die Yerba in Säcke gepackt, so wird sie möglichst bald weggeschafft, entweder durch Karreten, die gewöhnlich 100 Arroben fassen und von sechs Ochsen gezogen werden, oder von Maulthieren, die bis zehn Arroben nehmen; selten auch durch die stärkeren aber langsameren Lastochsen und durch Lastpferde. Die schnellste Beförderung ist die durch Maulthiere, auch die vortheilhafteste, obgleich dieselben neben dem Weidefutter auch Mais bekommen müssen und obgleich dem Maulthierbesitzer oft grosser Schaden durch eine Krankheit erwächst, welche *mal de cadera* genannt wird und die ergriffenen Thiere gewöhnlich tödtet. Dass an steilen Stellen bisweilen hölzerne Rinnen angelegt werden, um die Yerba in Säcken nach unten gleiten zu lassen, ist schon erwähnt. Zur Zeit meiner Anwesenheit war ein Yerbatero im Begriff, die Rinne durch eine Art Seilbahn zu ersetzen, ohne jedoch von der Art der Anlage die nothwendige Kenntniss zu haben. Seine Kollegen machten sich über ihn lustig, da die gegenwärtigen Preise der Yerba kostspielige Anlagen nicht zulassen. Die meisten Yerbales sind so gelegen, dass die Yerba nur eine Strecke weit mit diesen Mitteln befördert werden darf und dann Wasserwege antrifft. Das Hauptflusssystem der Yerbales ist das des Jejuí, auf welchem ungefähr achtzig Lastschiffe von 500 bis 2500 Arroben (rund 100 bis 600 Zentner) verkehren. Dieselben können ausser dem Hauptfluss den Jejuí-mi, den Paraý, den Itanará-mi nebst Arroyo Guazú, den Aguaraý-guazú nebst Aguaraý-mi und Rio Verde, den Capivarí, den Curuguatý nebst Rio Corrientes und Carimbataý befahren. Die Schiffahrt ist aber, wie auf allen Flüssen Paraguays mit Ausnahme des Paraguay, vom Wasserstande ausserordentlich abhängig, so dass z. B. die Dauer einer Fahrt bis Igatimí und zurück nach Asuncion zwischem einem und acht Monaten schwankt; zum Panadero und zurück sind Schiffe schon in 22 Tagen gegangen. Viele Chatas gehen auch direkt bis Buenos Aires. Die nördlich vom Jejuí gelegenen Flüsse Ypané, Aquidaban und Apa haben vorwiegend steinige Betten und starkes Gefälle, die letzteren beiden können gar nicht, der Ypané nur etwa vier bis fünf Chatatagereisen aufwärts befahren werden, wie mir mitgetheilt wurde. Die Chatas werden fast sämmtlich von Ausländern geführt, Italienern, Spaniern, Basken, Portugiesen, Brasilianern, Correntinern, Griechen u. s. w., nur einzelne von Paraguayern. Diese Leute sind gewöhnlich Eigenthümer der Fahrzeuge, stellen sich aber in den Dienst bestimmter Chateros und lassen sich jede Arrobe bei der Berg- und bei der Thalfahrt mit 3 Realen

(1,20 Mark) bezahlen. Abwärts führen sie nur Yerba, aufwärts Lebensmittel und andere Artikel für den Bedarf in den Yerbales. Ihren Leuten, fast ausnahmslos Paraguayern, geben sie ausser sehr guter Kost (mit Wein, Kaffee, Zucker, Zwieback etc.) Lohn für jede einzelne Fahrt; würden sie nach Woche oder Monat bezahlen, so würden sie bei der sehr ungleichen Dauer der einzelnen Fahrten schwerlich bestehen können. Die Yerba von Tacurú-pucú, welche fast alle nach Argentinien geht, wird auf dem Paraná verschifft. Auf dem Virangua findet auch Yerbaschiffahrt statt; ob auf andern Nebenflüssen des Paraná und auf dem Tebicuarý, vermag ich nicht zu sagen.

Die Arbeit in den Yerbales ist, wenn das Wetter es zulässt, eine rastlose, denn selbst am Sonntag wird nicht geruht — was sollten die Leute auch an solchen Tagen beginnen? Nur der Donnerstag und Freitag der Osterwoche werden respektirt. Unfreiwillige Ruhetage kommen allerdings vor, denn bei Regenwetter wird nicht gearbeitet, weil die Qualität der Yerba darunter leiden würde. Lange andauernde Landregen sind zum Glück in Paraguay eine Seltenheit. Für die Vorausbestimmung des Wetters hat der Yerbaarbeiter natürlich seine Regeln, die er beibehält, wenn sie auch zehnmal nicht eintreffen und sich dann einmal zufällig bestätigen — ganz wie bei uns. Man nimmt z. B. an, dass es den ganzen Monat regnen wird, wenn es bei Neumond regnet (in Caáguazú hatte ich Regen bei Neumond und dann das herrlichste Wetter); dass es den ganzen Tag schön bleibt, wenn man des Morgens beim Hineinrufen in den Wald ein Echo hört u. s. w.

Eine trübe Seite im Leben der Yerbales ist das Verhältniss zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer, hauptsächlich in Folge des ganz allgemein angenommenen Vorschusssystems. Kein einziger Peon würde sich verdingen, wenn ihm nicht vom Yerbatero Vorschuss gegeben würde, und ein Yerbatero, der das System ändern wollte, könnte sich nur gleich selbst die Yerbabäume umschlagen. So ein einfacher Arbeiter nimmt 50, 100, 200, 300, ja bis 900 und 1000 Patacon (200 bis 4000 Mark) Vorschuss, den er dann abarbeiten soll. Ist dann die Arbeitszeit vorüber, so ist seine Schuld oft noch nicht abgetragen, geschweige denn etwas gewonnen, und er muss einen neuen Vorschuss nehmen. Da nun die Yerbateros soviel wie irgend möglich den Arbeitern baares Geld vorenthalten und alles in Waaren umrechnen, geräth der Arbeiter immer tiefer in die Schuld des Arbeitgebers und wird oft fast sein Sklave. Zum grossen Theil ist das seine Schuld, denn fast alle diese Leute leben sorglos in den Tag hinein, streben gar

nicht ernstlich danach, ihre Schuld durch Sparsamkeit abzutragen und sich Reinverdienst zu erwerben, und können dann schliesslich nur durch Ausreissen oder auf ähnliche Art die Fesseln wieder abschütteln. Aus dieser Thatsache ergiebt sich daher auch, dass das Geschäft des Yerbateros ein äusserst schwieriges ist. Er hat grosses Kapital in den Leuten stecken, hat durch Todesfälle und Durchgehen oft namhafte Verluste und kann sein Kapital nur dann aus dem Geschäft herausziehen, wenn es ihm gelingt, dasselbe im ganzen zu verkaufen, einschliesslich der in den Arbeitern steckenden Summen. Zieht man noch in Betracht, dass es nicht leicht ist, mit den Arbeitern umzugehen, dass das Leben in den Yerbales selbst, das Gewinnen und Verwerthen des Produktes viele Schwierigkeiten hat, so wird man einsehen, dass nur ein Erfahrener sich in das Geschäft mischen kann. Neulinge gehen daher oft zu Grunde oder setzen wenigstens im Anfang bedeutend zu.

Manche Leute, wie z. B. die Aufseher und Buchhalter, werden von den Yerbateros gegen Monatslohn gemiethet, die eigentlichen Arbeiter werden aber in Akkord bezahlt und zwar bekommen die Macheteros, welche die Hauptmasse bilden, für je eine Arrobe vorgerösteter Blätter, die am Barbacuá gewogen wird, 1½ Realen (60 Pfennige). Nach Aussagen erfahrener Yerbateros kann man die durchschnittliche tägliche Leistung eines Arbeiters während der ganzen acht Arbeitsmonate nicht höher als zu 7 bis 8 Arroben anschlagen; zwar kann ein fleissiger Arbeiter auch 14 bis 15 Arroben an einem Tage schaffen, doch müssen die Regentage in Abzug gebracht werden und muss darauf Rücksicht genommen werden, dass manchmal wenig ergiebige Strecken vorkommen, die nur 2, 3, 4 Arroben täglich zu machen ermöglichen. Manchmal wird erzählt, dass ein Arbeiter 40 oder gar 50 Arroben an einem Tage schafft, das ist aber so zu verstehen, dass er an einem Tage so viele grüne Blätter abschlägt und dann am zweiten oder auch dritten Tage noch mit der weiteren Behandlung und dem Transport der Blätter zu thun hat. Auch lassen die meisten Yerbateros diese Art zu arbeiten nicht zu. Bei acht Arroben würde der tägliche Verdienst 12 Realen (4,80 Mark) betragen. Dieser Verdienst erscheint hoch und lockt die Arbeiter an. Nun giebt es aber in den Yerbales, von den wenig zahlreichen Indianern abgesehen, fast nirgends ansässige Bevölkerung, und wenige Arbeiter sind in der Lage, sich einen grösseren Vorrath an Lebensmitteln und anderem Bedarf auf Packthieren mitzunehmen, sie sind daher für die Entnahme von Lebensmitteln u. s. w. auf den Yerbatero angewiesen, der alles in grossen Mengen auf Schiffen in seinen Yerba-

bezirk schaffen lässt. Da die Arbeiter natürlich kein baares Geld haben, wird alles mit höchstmöglichen Preisen in Rechnung gesetzt und dadurch der wahre Werth des Lohnes gedrückt. Die gewöhnlichen Preise der Lebensmittel und anderer Bedarfsartikel in den Yerbales sind folgende (verglichen mit den in Klammern gesetzten Preisen von Asuncion oder Paraguarý; 1 Real = 40 Pf., 1 Patacon = 10 Realen oder 4 Mark): Mais und Bohnen, welche die Hauptnahrung bilden, 1 Real das Pfund (Mais in Paraguarý oft ebensoviel die Arrobe von 25 Pfund, Bohnen nie über 1 Patacon die Arrobe); Reis das Pfund zwei Realen (1 R.; Arrobe 2 Pat.); Zwieback gewöhnlich 4 Stück für 1 Real (18 bis 20 R. die Arrobe; auf ein Pfund gehen gegen 20 Stück); Rinderfett 4 Realen (etwa 2 R.); ein Huhn 1 Pat. (2 bis 3 R.); eine Schnur Tabak 2 Patacon (im Panadero, gegen 2 Realen in Paraguarý; zehn solche Schnüre machen eine Arrobe, welche der Produzent für 12 Realen verkauft); ein gewöhnlicher Poncho 10 Patacon (3 Pat.), ein guter 16 bis 20 (5 bis 6); ein blecherner Trinkbecher *(jarro)* 5 Realen (1 R.) u. s. w. Die Preise von Salz und Maniokmehl habe ich nicht notirt; frisches Fleisch (wenn geschlachtet wird) lassen die Yerbateros glaube ich zu dem verhältnissmässig niedrigen Preise von 1 Real das Pfund ab. Der Yerbatero führt auch eine Anzahl der nöthigen Medikamente, wie Chinin, Kampher, Rizinusöl, englisches Salz u. dgl., für die er natürlich vorkommenden Falls enorme Preise ansetzt, z. B. für einen Löffel englisches Salz 8 Realen. Leute die auf Monatslohn engagirt sind, ziehen daher oft vor krank zu bleiben; sie sparen dann die Ausgabe für das Medikament und brauchen nicht zu arbeiten. Dauert es aber zu lange, so müssen sie gezwungen an die Arbeit, und wäre es mit Prügeln. Da die Arbeiter in den Yerbales einen starken Appetit haben und gern gut essen — es ist ja auch fast ihr einziges Vergnügen — kommt ihnen ihr Unterhalt ziemlich theuer; das steigert sich noch, wenn der Yerbatero ihnen Schnaps verkauft, was aber die meisten nicht thun, weniger deshalb, weil sie den Genuss dieses Getränkes für überflüssig und schädlich halten, als weil sie fürchten, es könnten im Rausch Schlägereien, Streitigkeiten und Meutereien vorkommen. Für gewöhnlich hört man von dergleichen nichts, die Arbeiter sind friedlich, obgleich die Behandlung oft keine gute ist. Der Yerbatero und seine Aufseher verfahren nicht selten sehr willkürlich, sogar Schläge fehlen nicht; die Polizei ist Tagereisen weit entfernt, und viele von den Arbeitern wünschen alles Andere eher, als mit der Polizei in nähere Berührung zu kommen. Dass Meutereien, Plünderung der Vorrathshäuser u. s. w. nie vorkommen, ist um so

mehr zu bewundern, als die Arbeiter doch sämmtlich mit dem wuchtigen Buschmesser, viele ausserdem noch mit einem Scheidenmesser, einer Axt, einer Flinte bewaffnet sind. Die meisten Arbeiter suchen sich in den wenigen Freistunden, die sie haben, durch Kartenspiel zu unterhalten, was auch noch dazu beiträgt, ihre Schuld im Buche des Yerbatero zu vergrössern. Sind die acht Arbeitsmonate um, so ziehen die Leute in ihr Dorf oder ihre Stadt zurück, nicht aber um dort den Acker zu bauen, was sie sehr wohl könnten, zumal der September und Oktober die wichtigsten Pflanzmonate sind, sondern um diese »Ferienzeit« in Saus und Braus nach ihrer Art zu verleben; da wird getanzt, gespielt, bei Rennen gewettet, geliebt u. s. w. An baarem Gelde fehlt es natürlich und doch ist es angenehm, welches zu haben; da muss man sich denn an den Yerbatero wenden. Der aber hat den Arbeiter nun in der Hand, rückt mit Baarem nicht heraus, verkauft ihm aber sehr gern einen Ochsen, vielleicht für 45 Patacon, die in Rechnung kommen; den verkauft der Bursche beim Fleischer oder der Fleischerin vielleicht für 18 bis 20 Patacon und nun hat er baares Geld gegen 100 bis 150 Prozent Zinsen, wie ersichtlich. So geht die Sache ihren Gang, ohne Ende. Ein Arbeiter, der so behandelt wird, sieht natürlich den Vortheil seines Herrn nicht als den seinigen an, sucht vielmehr Gleiches mit Gleichem zu vergelten und den »*padron*« übers Ohr zu hauen, wo er kann. Dass ein Arbeiter sich etwas erspart und es ausbezahlt bekommt, ist eine grosse Seltenheit; auch wollen die Yerbateros mit solchen nicht gern zu thun haben, da die verschwendenden Peone ihre beste Einnahmequelle sind. Sparsame europäische oder gar chinesische Arbeiter wären dem Yerbatero daher gar nicht erwünscht, und ich habe ausser Paraguayern nur einzelne Correntiner unter den Arbeitern in den Yerbales getroffen. Für den europäischen Arbeiter würde es auch nicht leicht sein, sich an das ausserordentliche einfache Leben der Yerbales zu gewöhnen; er würde mit der fast ausschliesslich vegetabilischen Kost nicht zufrieden sein, möchte ungern allein im Walde arbeiten, wäre mit der winzigen halboffenen Hütte nicht zufrieden, brauchte zu viel Kleidung und Schuhwerk, würde leicht erkranken u. s. w. Gesetzt aber er fände sich in alle diese Verhältnisse und fände einen Yerbatero, der ihn beschäftigen und bezahlen will, so könnte er wohl, sobald er die nöthige Gewandtheit in der Arbeit erworben hat, einen täglichen Reingewinn von einem Patacon erzielen.

Es ist selbstverständlich, dass nicht alle Yerbateros ihre Leute gleich behandeln, dass der eine habgieriger, der andere uneigennütziger ist; auch habe ich nur in Villa Rica, Caáguazú und in den Yerbales

von Santaní und San Pedro Erfahrungen gemacht und Erkundigungen eingezogen, nicht aber in denen von Tacurú-pucú und Concepcion; wesentlich anders wird es indessen auch dort nicht sein. Als Quellen habe ich sowohl die Arbeitnehmer als die Arbeitgeber benutzt, sodass ich meine Angaben als richtig bezeichnen zu dürfen glaube. Ein Yerbatero, der seine Leute anständig behandelt, ist weit und breit rühmlich bekannt, andere, die das Pressen besonders gut verstehen, sind als Raubvögel, »*pájaros*«, berüchtigt. Die Yerbateros sind meist Ausländer, besonders die bedeutenderen; am häufigsten findet man Italiener, Basken und Brasilianer; deutsche Yerbateros giebt es meines Wissens nicht.

Die gegenwärtige jährliche Gesammtproduktion Paraguays an Yerba kann man einschliesslich des im Lande verbrauchten Quantums zu 600000 Arroben (rund 7 Millionen Kilogramm) veranschlagen. Die Ausfuhr betrug 1880 bis 1882 436886, 455063, 578207 Arroben, im Werthe von 709734, 910126, 964800 Patacon *(pesos fuertes)*. Daraus ergiebt sich, dass der Werth des Produktes ein sehr schwankender war, denn für eine Arrobe erhält man aus den genannten Zahlen $1,_{62}$, 2, $1,_{86}$ Patacon, während der Werth der Arrobe (für den Yerbatero) zur Zeit meiner Anwesenheit in den Yerbales nur $1,_{3}$ Patacon war; die Yerbateros klagten daher über schlechte Geschäfte. Der Preis soll aber manchmal auf 12 und selbst auf 11 Realen sinken[1]). Wenn man bedenkt, wie viele Arbeiter erst bezahlt werden, wie viel Vieh ernährt werden, wie viel Material in Stand gesetzt oder erneuert werden muss, dass die Fracht aus den Flüssen des Jejuísystems z. B. drei Realen für die Arrobe beträgt, so wird man einsehen, dass bei

---

[1]) Bei Wappaeus, a. a. O. S. 1167, ist angegeben, dass die Yerbaausfuhr im Jahre 1860 174238 Arroben betrug und einen Werth von 1093860 Pesos hatte; danach würde sich der Werth der Arrobe enorm hoch, nämlich auf $6,_{27}$ Pesos gestellt haben. Diese Angabe ist unvollständig. Nach Du Graty, a. a. O. S. 381, betrug der Preis der Arrobe (die Regierung war damals einzige Verkäuferin nach aussen) im Anfange des genannten Jahres $29,_{16}$ Franken, am Ende desselben aber nur $12,_{96}$ Franken; auf letzterem Stande hielt er sich dann längere Zeit. An der angeführten Stelle bei Du Graty findet man auch einige Angaben über das Verhältniss der Regierung zu den konzessionirten Yerbagewinnern und über das Verhältniss letzterer zu den Arbeitern. An der angeführten Stelle bei Wappaeus findet sich weiterhin ein Druckfehler; er sagt nämlich, dass in den letzten Jahren (das Buch ist 1867 erschienen), die mittlere jährliche Yerbaausfuhr 5 Millionen Pfund (also 200000 Arroben) betragen habe, demnach noch nicht den Betrag erreicht habe, wie am Ende des vorigen Jahrhunderts, wo nach Azara über 5000 Quintales ausgeführt seien. Hier muss es statt »über 5000« »50000« heissen, nach Azara I, 122. Danach wäre die Menge die gleiche gewesen wie in den jetzigen Jahren, wenn nicht bei Azara der Quintal zu 150 Pfund gerechnet ist.

einem Preise von 12 oder 13 Realen nicht viel für den Yerbatero herauskommt. Seinen *habilitados*, d. h. Leuten, die mit seinem Kapital selbständig arbeiten, kauft der Yerbatero die Yerba zu einem festen, vorher vereinbarten Preise (6 bis 8 Realen) ab. Kann die Yerba nicht zu Wasser verschickt werden, so steigern sich die Transportkosten. In Caáguazú z. B. kann man die Arrobe Yerba für 7 Realen herstellen; aber schon bis Villa Rica kostet sie einen Real Fracht und von da nach Paraguarý wird sie wohl weitere 2 bis 4 Realen kosten. In Asuncion beschäftigen sich hauptsächlich drei Geschäftshäuser mit dem Yerbahandel; den Verkehr zwischen ihnen und den ankommenden Lastschiffen der Yerbateros vermitteln Makler *(corredores)*, welche vom Verkäufer 1 bis 1½ Prozent Provision bekommen. Viele Yerbateros verkaufen direkt nach Buenos Aires und erzielen dort höhere Preise; namentlich viel Yerba von Concepcion und von Tacurú-pucú geht direkt flussabwärts. Leute, die im Gebiet der Yerbales des Erwerbs halber leben, ohne selbst Yerbateros oder Arbeiter zu sein, wie z. B. die wenigen Ansiedler am Rio Corrientes, Kneipwirthe etc., können nicht anders, als sich auch am Yerbageschäft betheiligen, da dort baares Geld infolge der geschilderten Verhältnisse zwischen Yerbatero und Arbeiter fast gar nicht vorhanden ist. Die meiste in den Handel gebrachte Yerba ist nach der Aussage aufrichtiger Yerbateros von nur mittelmässiger Qualität, da die Kaufleute so auf den Preis drücken, dass sorgfältig hergestellte Yerba nicht geliefert werden kann. 15 Realen wurden mir als wünschenswerther Minimalpreis bezeichnet. Im Einzelverkauf kostet die Yerba überall 1 Real das Pfund. Das ist zwar ein sehr niedriger Preis, man muss aber nicht vergessen, dass zur Herstellung eines ordentlichen Getränks immer eine ziemliche Menge Yerba nöthig ist, ein Pfund Yerba daher vergleichsweise nicht so lange vorhält wie ein Pfund Kaffee (vorausgesetzt, dass aus letzterem ein unserm Kaffee in nicht wohlhabenden Familien des Mittelstandes entsprechendes Getränk bereitet wird). Allerdings ist der Kaffee in Paraguay theuer, obgleich das Land selbst Kaffee hervorbringen kann.

Die Regierung ist an der Yerbagewinnung direkt meines Wissens nur in Tacurú-pucú betheiligt, und zwar hat sie, wie man mir sagte, den dortigen Unternehmern den ganzen Betrieb abgekauft, weil sie einen Ausfuhrzoll auf Yerba zu legen beabsichtigte, in dem Kontrakt mit jenen Unternehmern einen solchen aber ausdrücklich ausgeschlossen hatte. Zur Zeit wird ein Ausfuhrzoll aber nicht erhoben; das Zollgesetz vom 23. September 1883 sagt im § 2, dass alle nationalen Produkte mit Ausnahme frischer und trockner Rindshäute zollfrei aus-

geführt werden können. Vorher muss einige Jahre lang ein Ausfuhrzoll bestanden haben, denn der Konsulatsbericht für 1880 [1]) erwähnt ausdrücklich die Einführung eines Ausfuhrzolls für Yerba und Häute.

Konkurrent Paraguays in der Yerbaproduktion ist Brasilien, welches ungefähr sechsmal so viel hervorbringen mag, wie Paraguay; doch gilt die Paraguaysche Yerba allgemein für besser. Hauptkonsument ist Argentinien, von welchem der Yerbahandel Paraguays vollständig abhängt. Wenn Argentinien seine eigenen Yerbales in den Missiones — über deren Ausdehnung und Ergiebigkeit allerdings kaum etwas bekannt ist — ausbeuten und die Einfuhr paraguayscher Yerba durch hohen Zoll zu Gunsten des eigenen Produkts erschweren will, so steht dem nichts entgegen.

Es würde vielleicht ganz vortheilhaft sein und den Ertrag der Yerbagewinnung erhöhen, wenn die ganze Produktion in den Händen einer Gesellschaft vereinigt würde. Eine englische Gesellschaft soll einmal der Regierung die ganzen Yerbales haben abkaufen wollen, doch sei dieselbe nicht darauf eingegangen, da sie gefürchtet habe, wegen der England geschuldeten Summen keine Bezahlung zu bekommen. Zu einer Generalverpachtung auf längere Zeit würde sich die Regierung aber wohl verstehen, und dass eine Gesellschaft, die die Sache nach gründlichem Studium und zunächst im Anschluss an die herrschenden Gebräuche (oder Missbräuche) übernimmt und über genügendes Kapital verfügt, Geschäfte machen würde, ist kaum zu bezweifeln. Eine Verwendung der gegenwärtig bedeutendsten Yerbateros als Beamte würde kaum zu vermeiden sein. Ueber die Höhe des etwa nothwendigen Kapitals kann ich nicht urtheilen, doch glaube ich, dass sich die Sache mit 1½ Millionen Mark wohl machen liesse.

Dass der Yerbabaum der Anpflanzung und Kultur fähig ist, kann nicht bezweifelt werden, denn die Jesuiten hatten in ihren Missionen künstlich angelegte Yerbawälder. Selbstverständlich wird man bei einer solchen Anlage die Eigenthümlichkeiten des Baumes berücksichtigen, also die junge Pflanze in den Schatten stellen und ihr einen angemessenen Boden aussuchen. Besonders schädlich scheint dem Yerbabaum Salz zu sein, es ist daher nicht gelungen, Bäumchen im Tieflandboden emporzubringen. Damit stimmt überein, dass das östliche Paraguay, das Gebiet der Yerbales, zum Nachtheil der Viehzucht keine Salzleckplätze besitzt. Die Salzarmuth dieses Gebiets ist eine vollständige, es sollen sogar die dort ansässigen Indianerstämme früher den Gebrauch des Salzes nicht gekannt haben; noch jetzt soll es alte

[1]) Deutsches Handelsarchiv 1882, II, S. 63 ff.

Indianer geben, die sich dieses Gewürzes ganz enthalten. Die Empfindlichkeit des Yerbabaumes gegen Salz geht so weit, dass man früher den Peonen verbot, mit dem beim Yerbaschlagen verwendeten Buschmesser gesalzenes Fleisch zu schneiden, da dann die Yerbabäume ausgingen. Die Anpflanzungsfähigkeit des Yerbabaumes ist mir von mehreren Yerbateros auf Grund eigener Versuche bestätigt worden, auffallend ist es daher, dass Decoud, z. Z. Minister des Aeussern in Paraguay, in einem Aufsatz, der die Vorzüge der Yerba beleuchtet [1], dieselbe in Zweifel zieht, während er allerdings wenige Seiten weiter [2]) zugiebt, dass die Jesuiten den Yerbabaum kultivirt haben und durch deren Arbeit bewiesen sei, dass er noch bis zum 30. Grad s. Br. fortkomme, da sie in Yapeyú am Uruguay einen Yerbal gehabt hätten. In den Augen der eingeborenen Paraguayer ist das Anpflanzen von Yerbabäumen natürlich sehr gefährlich, da der, welcher sie pflanze, sterben müsse, sobald die Frucht reife.

Ueber Zubereitung und Genuss des Yerbatrankes, Mate genannt, ist schon oben berichtet worden (S. 26); hier sei nur noch hinzugefügt, dass man neuerdings auch angefangen hat, die Yerba nach Art des Thees zuzubereiten, indem man die Blätter ganz lässt. Man hofft auf diese Weise leichter die Einbürgerung der Yerba in Europa zu ermöglichen, die sich vielleicht schon wegen der Billigkeit des Produkts empfehlen würde, sofern man überhaupt die Einführung und Verbreitung solcher Getränke empfehlen kann. Für den eingeborenen Paraguayer ist der Mate, den er fast stets bitter geniesst, so gut wie unentbehrlich, und auch die meisten Europäer gewöhnen sich schnell an ihn. Er hat nach meinen Erfahrungen eine anregende und schweisstreibende Wirkung, auch vermag er den Hunger einigermassen wenn nicht zu stillen, so doch zu betäuben. Im Uebermaass genossen, erzeugt er nervöse Aufregung und Schlaflosigkeit, auch kann er, da man ihn sehr heiss zu trinken pflegt, dem Magen und den Zähnen schaden. Wer an Matetrinken gewöhnt ist, kann den Genuss nur schwer entbehren, namentlich des Morgens.

Verlassen wir nun diese Betrachtung über das Gebiet und die Arbeit des »Bergmanns der Wälder«, wenn man den Yerbatero so nennen darf und kehren wir zum Panadero an die Ufer des Aguaraý zurück.

12. Fahrt auf dem Aguaraý.

Am 1. Februar früh schiffte ich mich mit meinem Begleiter und zwei Ruderern im Hafen des Panadero ein, und unter fröhlichem Zu-

[1]) Bei Martinez, a. a. O. S. 40.

[2]) S. 44.

ruf der andern Schiffer setzte sich unsere kleine Canoa in Bewegung. Dieselbe war flach gebaut, etwa 6 *m* lang, in der Mitte 1½ *m* breit und knietief; Bänke waren keine vorhanden, ich behielt mir daher den Platz in der Spitze vor, während die andern bald auf dem Rande des Bootes, bald auf den Gepäckstücken sassen; die beiden schaufelförmigen Ruder *(palas)* wurden von den Leuten wie bei uns in Fischerbooten ohne Hülfsmittel mit der Hand geführt. Strömung und Ruderschläge trieben uns schnell abwärts, doch war die gradlinige Entfernung, die wir zurücklegten, verhältnissmässig gering, da der Fluss ganz unglaubliche Krümmungen macht. In der ersten Viertelstunde durchliefen wir nicht weniger als elf Kurven und waren dann am Paso Real del Tuyutí, dem Uebergangspunkt der nach San Pedro führenden Strasse, nur wenige Minuten Weges vom Hafen entfernt. Weiterhin durchlief oft die Magnetnadel in einigen Minuten den ganzen Kompass, nicht selten mehrere Mal dicht hinter einander; es kamen Stellen vor, wo wir wegen einer trennenden Strecke von 2 oder 3 *m* Breite einen Weg von 500 bis 1000 *m* zurücklegen mussten. Der Wasserstand schien ein mittlerer zu sein, denn überall reichte die Vegetation bis in unmittelbare Nähe des Wasserspiegels; die Breite war lange Zeit der am Hafen des Panadero entsprechend, also etwa 15 *m*, die Tiefe 1 bis 1½, selten 2 *m*. Bei Hochwasser bietet der Fluss oft ein ganz anderes Bild dar, viele schmale trennende Streifen werden dann überschwemmt und ein Theil des Uferwaldes steht im Wasser. Treten besonders starke Hochfluthen ein, so werden nicht selten schmale Trennungsstellen zwischen den Kurven durchgerissen, der Fluss verlässt den alten Lauf, dieser versandet und wird von Vegetation überwuchert, während der neue kürzere sich weitet und zum Hauptwege wird. Mehrmals auf der ganzen Flussfahrt traf ich Stellen, die diesen Vorgang deutlich erkennen liessen.

Bald unterhalb des Tuyutí-Uebergangs passirten wir die beiden Mündungen des Flüsschens, nach welchem er benannt ist, später links die Mündung eines starken Baches, gegen Mittag nach 4½ stündiger Fahrt einen alten Yerbarancho (Cariño-cué), den man zu Lande in einer Stunde erreicht, gegen Abend links die Mündung des nicht breiten, aber wasserreichen Puendý. Das Fahrwasser war ausserordentlich unrein, Bäume aller Art und namentlich Bambus sperrten den Fluss oft zur Hälfte, ganze Uferstücke mit der darauf stehenden Vegetation waren vom letzten Hochwasser abgerissen und warteten des nächsten, um gänzlich weggeschwemmt zu werden. Zweimal an diesem Tage durchfuhren wir Stellen, wo auf eine weitere Strecke Grund und Ufer felsig, während sonst die Ufer erdig und der Grund

schlammig waren. Wenig unterhalb des Tuyutí-Ueberganges bemerkte ich Reste gefällter Bäume im Fluss, sowie Spuren von Erdarbeiten an den Ufern: es war eine Barrikade *(trinchera)*, die Lopez hatte anlegen lassen (durch den alten Major, den ich in Villa Rica getroffen hatte), damit ihm nicht die Brasilianer auf seinem Rückzuge nach Norden vom Flusse her in die Flanke fallen könnten. Dieselben machten damals thatsächlich den Versuch, in den Jejuí und Aguaraỳ einzudringen, und ein Kanonenboot gelangte bis zum Paso Tupí, einem Uebergange über den Aguaraỳ nahe der Mündung desselben.

Unter der Vegetation, welche beide Ufer ununterbrochen bedeckt, herrschte der Bambus bei Weitem vor; seine schönen hellgrünen Wedel neigten sich sanft über die Wasserfläche. So anmuthig der grüne Bambus ist, so hässlich ist der trockne: ganze Büschel trockner Bambushalme standen auf halb oder ganz losgelösten Ufertheilen, und die dürren weissen Stangen starrten steif in die Luft. Nächst dem Bambus fielen die kerzengeraden Stämme der Pindópalme, eines der nützlichsten Bäume dieser Gegend, am meisten auf; anfangs waren auch die sauren Orangen häufig. Viele Bäume waren mit wahren Guirlanden von Schlingpflanzen behangen, auf andern schimmerten prachtvolle Orchideenblüthen aus der dunkeln Laubkrone. Einzelne Bäume, besonders solche, die schräg über das Wasser hinausragten, waren dicht besetzt mit beutelförmigen Nestern, die von einem kleinen gelb- und schwarzgefärbten Vogel herrühren sollen; nicht selten sah ich zwanzig, dreissig, auch vierzig dieser Nester an einem Baum. Das Thierleben war bei weitem reicher, als gewöhnlich auf den Wegen über Land und durch die Wälder; an den Ufern sahen wir zahlreiche Pfade der Wasserschweine, an der Stelle unserer Mittagsrast waren ganz frische Tigerspuren, nach dem kurz vorher gefallenen Regen in den Sand gedrückt, an einer Stelle tauchten sieben oder acht *lovos*, Ottern — jedenfalls *Lutra paranensis* —, vor uns auf, guckten uns schnaubend und fauchend an, verschwanden unter dem Wasser, tauchten von Neuem auf und entschwanden dann ganz; kleine Schaaren muntrer Affen huschten dann und wann durch die Baumwipfel, Abends nach Dunkelwerden scheuchten wir zahlreiche Wasserschweine auf, die sich kopfüber in die Fluth stürzten, auch andere grössere Säugethiere, die im Dunkel nicht zu erkennen waren. Am reichlichsten war die Vogelwelt vertreten: enten- und taucherartige Vögel verschiedener Art flogen aufgescheucht über die Wasserfläche, eine schwarzblaue, hässlich krächzende Elster war überall gemein, Martin der Fischer *(martin pescador)* flog oft, auf seinem Sitze gestört, wiederholt Strecken vor uns her bis zum nächsten geeigneten Plätzchen, der Glockenvogel

liess seine weithin hörbare Stimme aus dem Grün des Waldes heraus erschallen, die kreischenden Papageien fehlten gegen Abend nicht. Leider stellten sich Abends auch die Moskiten wieder ein.

Mit dem Wetter konnten wir zufrieden sein, obgleich es zweimal kurze heftige Gewitterregen gab. Einen Gewitterregen nennen die Paraguayer *aguacero* und fürchten ihn sehr als Bringer von Krankheiten. Da wir beim ersten nicht einmal schützendes Laub hatten, zogen sich die beiden Schiffer gleich nach demselben um, nicht ohne dabei ein Bad zu nehmen; so glaubten sie gegen die gefährlichen Krankheiten — die vielleicht auf Erkältung beruhen werden — geschützt zu sein. An den konkaven Seiten der Flusskrümmungen findet man nicht selten breite Sandufer, von Schilf gesäumt oder auch von Bäumen und Gesträuch; an einer solchen rasteten wir gegen Abend neben einem kleinen Kreuz, das zur Erinnerung an einen Knaben errichtet war, den dort einst ein Jaguar vom Lagerfeuer weggeholt hatte; an einer andern legten wir spät Abends an, die Schiffer steckten ihr Moskitonetz in den Ufersand und krochen darunter, ich mit meinem Begleiter zog das Lager auf dem Boden der Canoa vor. Ueber Nacht stieg das Wasser und riss, meinen Schlaf störend, grosse Stücke von unserer Sandbank los, so dass sich die beiden Leute unter dem Mosquitero früh dicht am Wasserrande befanden.

Am nächsten Tage setzten wir die Fahrt ohne Unfall fort. Der Fluss führte reichlicher Wasser, war schon breiter, weniger verbarrikadirt und meist auch tiefer, stellenweise bis über $2^1/_2$ *m*; wir passirten wieder eine Stelle, wo Felsen grauen bis röthlichen Sandsteins den Fluss einfassen; sie wird Itá-virá genannt, glänzender Stein, da man die Felsen bei einer Biegung ganz plötzlich vor sich liegen sieht. Vormittags sahen wir rechts die Mündung des schmalen, tiefen, sehr verwachsenen Arroyo Mboi, am Nachmittage erreichten wir die des bedeutenderen Rio Verde, dessen klares Wasser sich weithin mit dem schmutzig-trüben des Aguaraý nicht vermischte. Der Fluss ist an der Mündung etwa 10 *m* breit und 1 *m* tief; er kann, da seine Tiefe eine sehr gleichmässige ist, von Lastkähnen befahren werden, welche eine halbe Tagereise aufwärts Yerba finden; hat der Fluss gar zu wenig Wasser, so bleiben die Schiffe im Aguaraý und holen ihre Fracht mit Canoas. Wenig unterhalb dieser Mündung trafen wir zwei mit Yerba beladene Chatas, die eben aus dem Rio Verde kamen. Ich sah mit welchen Schwierigkeiten diese Schiffer zu kämpfen haben: das eine Schiff war festgefahren, man hatte einen Theil der Ladung auf Canoas umgepackt und die Leute beider Chatas standen im Wasser und versuchten die festgefahrene loszumachen. Die

Windungen milderten sich nicht unbedeutend unterhalb des Rio Verde. Die Natur der Ufer war etwas verändert, stellenweise traten kleine Stücke Weideland an den Fluss heran und nicht selten bildete der Uferwald nur einen schmalen Streifen, hinter dem Weideland lag. Im Walde trat ziemlich häufig der Yvyrá-pytá auf, den ich schon aus den Wäldern von Caáguazú kannte; seine Blüthezeit war nun vorbei. Stellenweise neigte sich ein Ñandypá (*Genipa americana*, eine Rubiacee) mit seinen regelmässig quirlförmig gestellten Aesten und seiner runden, grossblättrigen Krone über das Wasser, schwer von Früchten. Diese sind reichlich so gross wie eine ansehnliche Zitrone, haben eine dünne, runzlige Schale und etwas breiiges, von vielen Kernen durchsetztes Fleisch, dessen Geschmack zwischen dem reifer Birnen und kandirten Ingwers die Mitte hält. Wir nahmen uns einen kleinen Vorrath von einem Baume mit. Unter den Vögeln erschien jetzt oft ein grosser, in Gestalt, Farbe und Flug der Möve ähnlicher, stets allein und schon in grosser Entfernung scheu auffliegend; die Eingeborenen nannten ihn Santelmo. Auch Tukane waren häufig, hübsche Vögel, vorwiegend schwarz, mit weisser Brust und orangefarbenem Schnabel. Man hält sie in Paraguay bisweilen beim Hause, doch sehen sie dumm aus und haben eine jämmerliche Stimme. Der Reichthum an Vögeln erlaubte uns, auch für unsere Küche ein wenig zu sorgen.

In den Wäldern, welche den Fluss begleiten, wohnen zerstreut kleine Stämme der Caynguáindianer, von denen wir hier und da Spuren sahen. Bald führte ein schmaler Pfad ans Ufer, bald war eine fliegende Brücke errichtet oder eine Vorrichtung zum Fischen getroffen. Die fliegenden Brücken sind einfach genug: im Wasser nicht weit von den Ufern sind starke Stangen in den Grund gebohrt, oben gabelförmig auslaufend; über diese Gabeln gehen zusammengedrehte Schlingpflanzen, deren Enden an den nächsten Bäumen befestigt sind; das ist alles. Der Indianer selbst kann natürlich schwimmen, aber die Frau mit den Kindern und manchmal der ganzen Habe, turnt an diesem Seil hinüber. Fische locken die Indianer in der Weise an, dass sie einen oder zwei Maiskolben an einer Schnur ins Wasser hängen lassen; dort holen sich die Fische, so viel ihnen schmeckt, und wenn sie dann die Scheu vor dem Gegenstande ein wenig verloren haben, kommt der Angler und fängt sich seinen Bedarf. Herrlich war der Abend auf dem Wasser; in der Spitze des Bootes auf dem Rücken liegend betrachtete ich die zahllosen Sterne, fast senkrecht über uns stand der Orion; die Luft war unbewegt, in weiter Ferne grollte leise der Donner, die Baumkronen zeichneten sich scharf gegen den Abendhimmel ab, Sterne und Mondlicht spiegelten sich in der regungs-

losen Wasserfläche. Erst spät in der Nacht legten wir an einer Sandbank an.

Am nächsten Morgen lag wie am Tage vorher leichter Nebel auf dem Fluss, den die aufgehende Sonne zerstreute. In aller Frühe trafen wir schon zwei flussauf fahrende Lastkähne, jeder mit etwa fünf Mann besetzt, die die Fahrzeuge mit langen Bambusstangen fortstiessen. Der Fluss war etwas wechselvoller als sonst, bald verbreiterte er sich, bald verengte er sich und floss stärker, stromschnellenartig dahin, bald traten Stellen mit felsigen Ufern und steinigem Grund auf, bald bildete er niedrige Inseln; starke Krümmungen wechselten mit langen geraden Strecken, an deren Anfang und Ende meist schlanke Mastbäume im Walde versteckt lagen, um den Chatas wenigstens für kurze Strecken die Benutzung von Segeln zu ermöglichen. Gleich früh sahen wir links die Mündung eines starken Baches, welcher den Namen Añaretá, d. i. Hölle, führt. Einige Stunden darauf passirten wir den Paso Ñuponá, wo der vom Panadero kommende Weg auf das linke Ufer hinübergeht; ein kleines Boot lag dort zur Benutzung für Reisende. Die Bewaldung der Ufer wurde nun immer spärlicher, oft traten grosse Stücke Weideland bis ans Ufer, und namentlich rechts war dasselbe überhaupt nur noch durch einen schmalen Waldrand verkleidet. Das Bambusrohr wurde nun seltner und dürftiger, saure Orangen traten wieder auf, dazu häufig der reichen Schatten spendende Ingá (eine Leguminose) und der Copaý (Copaivabaum, *Copaifera officinalis*, eine Cäsalpiniee). Unter den Vögeln war ein wahrhaft hartnäckiger Begleiter des Bootes ein von den Eingeborenen mbiguá genannter Taucher, etwas grösser als eine Ente; auf einem Baum sitzend liess er uns stets auf 120 oder 150 Schritt herankommen, warf sich dann hinab und flog, anfangs die Wasserfläche mit den Flügeln schlagend, eine Strecke weit voran; das wiederholte sich oft zwanzig Mal. Gegen Mittag nässte uns ein kurzer Gewitterregen, bald darauf hob sich das linke Ufer ein wenig, der Fluss weitete sich und wir hatten Lima erreicht, die einzige Ortschaft am Aguaraý. Am »Hafen« war der Fluss wohl dreissig Meter breit, aber nur wenige halbzerbrochene Boote lagen am Ufer, das beste Zeichen für den ausserordentlich geringen Verkehr der Ortschaft. Unten am Flusse stand nur eine kleine Ansiedlung, dort wohnte in elender Hütte, deren aus Lattenwerk gemachte Wände nur zum kleinsten Theil mit Lehm verschmiert waren, ein Grieche, mit einer Paraguayerin verheirathet; Hunde, Hühner und Ferkel theilten den kleinen Wohnraum. Der Alte lebte schon 35 Jahre in Paraguay, schimpfte auf alles, wonach man ihn fragte, namentlich auf den Gefe und Friedensrichter des Ortes, durch

die er sein kleines Vermögen verloren haben wollte, rückte sofort mit ein Paar Brocken Englisch heraus, die aus seinem früheren Seemannsleben noch sitzen geblieben waren, erzählte, dass er mehrmals in Hamburg gewesen sei, bewirthete uns mit ein Paar Wassermelonen, und gab uns gern den gewünschten Mais, wofür ich seine Frau mit einem bunten Taschentuch und etwas Kampher beglückte. Die Ortschaft liegt einige Minuten Wegs vom Flusse nach Süd und auf gutem rothem Ackerboden. Sie ist neueren Ursprungs, soviel ich erfuhr erst von Lopez (jedenfalls dem Aelteren) angelegt, der Sträflinge herschickte; später befand sich dort eine Pulverfabrik. Zur Zeit besteht Lima in der Hauptsache aus einem grossen Platz, den etwa zwanzig saubere Häuschen umgeben; in der Mitte eine strohgedeckte Kirche, die jährlich einmal, am Tage des heiligen Franziskus (4. Oktober) der Geistliche von San Pedro besucht! Unter den Bewohnern herrschen die Frauen bei weitem vor, und wenn der Nachwuchs Limas sich durch besonders helle Hautfarbe auszeichnet, so darf man es unter diesen Umständen wohl der Thatsache zuschreiben, dass die Chateros — wie gesagt meist Ausländer — auf der langen Flussreise in Lima gern rasten. Den Ort umgeben kleine Pflanzungen, darunter auch solche von Bananen; für die Anpflanzung von Orangen hat Lopez Sorge tragen lassen. Ich kaufte in Lima einigen Proviant ein, Eier, Käse, frischen Mais und Melonen, sowie in dem kleinen Laden einer für sehr reich (an Vieh natürlich) geltenden Wittwe Schnaps für die durstigen Kehlen meiner Leute.

Unten am Flusse nahm ich ein Bad — wenige Schritte davon hatten kurz vorher ganz ungenirt mehrere der Schönen des Ortes gebadet — und befreite mich dabei von einer kleinen Plage, die mich fast sechs Wochen lang gequält hatte, seit Villa Rica oder Caáguazú. Ich erwähne das, weil es sich um eine der kleinen Unbequemlichkeiten handelt, die der Fremde (und auch bisweilen der Einheimische) in Paraguay gelegentlich ertragen muss und die ich nirgend angeführt gefunden habe. Wie oben schon bemerkt, hatte ich am linken Bein und linken Arm kleine offene Stellen, die immer etwas absonderten und sich nicht zuheilen liessen; beim Baden drückte ich die eine fest zusammen, da erschien ein kleiner brauner Kopf, ich rief meinen Begleiter, presste aus Leibeskräften und brachte schliesslich mit seiner Hülfe — eine gegen 2 *cm* lange und in der Mitte mindestens 5 *mm* dicke gelbliche Made heraus, eine sogenannte Ura; eine ähnliche kam aus der zweiten Oeffnung am Bein, kleinere wurden mit Hülfe der Paraguayer, die die Sache sofort erkannten, aus dem Arm herausgepresst, mit wirklicher Kraftanstrengung und nicht ohne

Schmerz. Das waren also die Peiniger! Was die »Ura« eigentlich ist, vermag ich nicht zu sagen, wahrscheinlich aber verdankt sie einer Breme den Ursprung, während andere, wohl irrthümlich, sie einem Nachtschmetterling zuschreiben. Leider habe ich die feisten Maden im Ekel des ersten Augenblicks weggeworfen. Ich glaube, dass man gut thut, das Entstehen wunder Stellen (durch Kratzen von Insektenstichen, unvorsichtiges Abreissen von Garrapatas — einer grossen Zeckenart — u. s. w.) so viel als möglich zu vermeiden, denn wahrscheinlich an solche geht beim Baden oder auch sonst bei Gelegenheit das die Ura erzeugende Insekt. Die Paraguayer fürchten die Ura sehr und behaupten, sie habe Widerhaken am Leibe, mit welchen sie sich beim Herausziehen festhalte. Die Höhlungen, in welchen die Schmarotzer gesessen hatten, bluteten etwas, heilten dann aber sehr schnell zu; kleine Narben blieben zurück. Einem Portugiesen, der später, von Brasilien kommend, mit mir die Rückfahrt nach Europa machte, zog der Schiffsarzt auch solche Uras aus, und zwar aus der Brust.

Unterhalb Lima war der Fluss wieder etwas schmäler als bei dem Ort, die Ufer meist von Weideland begleitet; auf diesem erschien nun neben der Pindópalme die mehr dem Tieflande angehörige Mbocayápalme, auch Oelpalme genannt, welche sich von der Pindó äusserlich besonders durch den weniger schlanken, etwas über dem Boden oft — angeblich infolge von Grasbränden — verdickten und gewöhnlich mit langen Stacheln besetzten Stamm unterscheidet. Die Mbocayá ist auch ein äusserst nützlicher Baum, sowohl durch ihre sehr ölhaltigen Früchte, die natürlich zum weitaus grössten Theil unbenutzt bleiben, als durch die Fasern ihres Blattes, welche technisch verwendbar sind. Die Eingeborenen machen zur Zeit wohl kaum mehr daraus als Schnüre und Hängematten. Auch die groben Fasern der Blattrippen sollen zu Bürsten und Aehnlichem verwendbar sein. Von Deutschen auf der Kolonie hörte ich den Baum auch Stechpalme nennen, wegen der erwähnten Eigenthümlichkeit.

Auf einer grossen Sandbank am rechten Ufer sah ich das erste der so viel gefürchteten Yacarés oder Krokodile (*Alligator sclerops*), ein kleines Ding von kaum mehr als 1 *m* Länge. Er frass an irgend einer Thierleiche, kroch aber, als wir uns näherten, ins Schilf und steckte nur den Kopf heraus. Im Jejuí sollen Yacarés von mehr als 1½ Varas (1¼ *m*) Länge nicht vorkommen, im Paraguay bei Asuncion dagegen sollen sie bis zu 3 Varas Länge gesehen worden sein. Von irgend welcher Gefahr für den Menschen hörte ich nie sprechen; nur

scherzweise suchten sich oben in den Yerbales die Peone immer beim Baden durch den Ruf »*yacaré, yacaré*» zu erschrecken [1]).

In der Nacht erging es uns nicht besonders. Schon in Lima hatte es unaufhörlich in der Ferne gedonnert, Nachmittags hatte sich ein starkes Gewitter in unserer Nähe entladen, und während wir gegen Abend am Ufer unser Mahl bereiteten, zog ein neues herauf. Kaum hatten wir unsern Reis und unsere Bohnen verzehrt, so brach das Wetter los, und wir flüchteten in die Canoa, die am niedrigen Steilufer unter Gebüsch wenigstens etwas geschützt lag. Grelle Blitze zuckten unaufhörlich am Himmel, sekundenlang flammend, lange Donner rollten über unsern Häuptern, in wahren Strömen ergoss sich der Regen. Es wurde stockdunkel, aber an ein Lagern an dem feuchten Ufer war nicht zu denken, zumal da in solchen Nächten alles wilde Gethier, aus seinen Lagerplätzen aufgescheucht, ganz besonders munter ist; wir fuhren also weiter. Der Regen liess etwas nach, aber bald kam ein anderes Gewitter herauf und raste mit Heftigkeit über uns. Wir flüchteten dicht an das mit hohem Röhricht bestandene Ufer, aber nur um von wahren Schaaren grosser, feister schwarzer Moskiten befallen zu werden. An Aufklären war nicht zu denken, wir fuhren daher im tiefsten Dunkel die ganze Nacht über weiter, in ununterbrochenem Regen. Ich barg mich unter meiner Wolldecke, legte den grossen Strohhut aufs Gesicht und schlief ein, so munter auch das Wasser auf den Brettern, die mein Bett bildeten, hinabrieselte und in meinen Stiefeln zusammensickerte. Meine armen Leute froren in ihren dünnen Baumwollsachen und versuchten vergeblich, sich durch den in Lima gekauften Schnaps warm zu halten. Sie freuten sich, als sie am frühen Morgen beim Feuer auf einer ungeheuer grossen Sandbank ihre Sachen trocknen und den geliebten Mate schlürfen konnten. Ich goss das Wasser aus den Stiefeln aus und befand mich so wohl wie sonst — Dank Professor Jäger in Stuttgart und seinem Wollbekleidungssystem, glaube ich sagen zu dürfen.

Mit meinen beiden Schiffern Francisco und Rosario war ich recht zufrieden, sie verrichteten ihre Arbeit unverdrossen und waren jederzeit dienstbereit. Allerdings sah besonders der eine wenig vertrauenerweckend aus, und wäre es im Anfang meiner Reise gewesen, so hätte ich mich wohl bedacht, ehe ich mich ihm anvertraute. Er erzählte auch unerquickliche Sachen aus seiner Vergangenheit, z. B.

---

[1]) Du Graty (S. 349) sagt, die Yacarés würden bis 25 Fuss lang, was mir kaum glaublich erscheint. Im Paraguay oberhalb Asuncion, namentlich bei den Sümpfen Bolivias, soll das Thier sehr häufig sein.

dass er nach dem Kriege in den unruhigen Zeiten Asuncions dort Polizist gewesen sei, und dass damals die Polizisten nicht selten auf Befehl Nachts Morde hätten ausüben müssen. Als mein Begleiter ihn nun fragte, ob er denn auch einen Menschen erstochen habe, erwiderte er ganz trocken »Was geht Sie das an?« Anfangs war es mir ohne Revolver — ich hatte meinen Don Carlos geschenkt — etwas unheimlich, aber ich gewöhnte mich an den finstern Burschen. Die Leute waren beide aus den Misiones zu Hause und hatten dieselben noch vor dem Kriege gekannt; das Gebiet war nach ihren Erzählungen damals ausserordentlich dicht bewohnt, der Viehreichthum bedeutend, Nahrungsmittel aller Art im Ueberfluss vorhanden und billig.

Die Weiterfahrt ging ziemlich langsam von statten, da die Leute müde waren, der Fluss nur schwache Strömung hatte und ein leichter Südsüdostwind uns zum Theil aufhielt. Der Fluss war nun völliger Tieflandfluss, der Wald an den Ufern hörte ganz auf, ungemessene Niederung umgab uns, ein weites Ueberschwemmungsgebiet für Hochwasser, einzelne Waldinseln unterbrachen dieses Weideland, willkommene Schlupfwinkel für die Jaguare, an denen solche Landschaften besonders reich sind. Auch einzelne Bäume und kleine Baumgruppen unterbrachen den Kamp, darunter stellenweise zahlreich der imposante Lapacho. Das Flussbett war nun meist 30 und mehr Meter breit und bildete theils gleichmässige Kurven, theils ging es lange Strecken gerade aus. Inseln waren nicht selten. In den Krümmungen war überall das konkave Ufer durch theilweise ungeheuer grosse Sandbänke eingenommen, während das konvexe ein angenagtes Ufer (*barranca)* zeigte. Das Fahrwasser hält sich natürlich immer am konvexen Ufer, die Schiffahrt ist daher stellenweise sehr schwierig, da beim Hinüberfahren von einer Seite zur andern oft flache Stellen zu passiren sind. Die Tiefe des Fahrwassers schwankte zwischen 1⅓ und 2½ *m.* Unter der Thierwelt wurden jetzt die Vögel des Tieflandes, insbesondere Stelzvögel, Reiherarten, häufig; einen derselben, mittlerer Grösse, *hokó* genannt, grau mit langen rothbraunen Federn am Halse, erlegte ich, da die Leute meinten, er sei vorzüglich zum Essen. Ich war ungläubig und konnte auch Abends — obgleich durchaus kein Kostverächter — von dem Reis, mit welchem er gekocht war, nicht einen Bissen herunterbringen; so etwas ist nur für eine halbindianische Zunge. Sehr häufig war ferner ein kleiner, fast schnepfenartiger Vogel, den die Leute *comisario* nannten; er hockte meist regungslos auf trocknen Aesten und Bäumen am Wasserrande, den Schnabel schräg in die Luft gestreckt; *mirasol,* Sonnengucker, ist daher sein landesüblicher spanischer Name. Ab und zu sahen wir immer kleine Yacarés,

die unsere Fahrt wenig störten; auch eine Otter schlüpfte bisweilen von einem gestürzten dürren Baum ins Wasser. An Fröschen und ähnlichem Gethier schien in den Sümpfen Ueberfluss vorhanden zu sein.

Schon ganz früh hatten wir die Mündung des Aguaraý-mi passirt, welcher ziemlich wasserarm ist und nur bei Hochwasser von Chatas befahren werden kann. Einige Stunden darauf erreichten wir den Cuña Paso (Mädchenübergang), der nur von einigen Ansiedlern des nahen Waldrandes benutzt wird; dann bald den Paso Tupí, wo der vom Panadero kommende Weg wieder auf das rechte Flussufer übergeht. Bis dort drang 1869 das brasilianische Kanonenboot vor. Nachmittags trafen wir die erste flussaufwärts bestimmte Chata, am linken Ufer rastend. Nach der auf diesen Gewässern herrschenden Sitte rief der Führer uns an und fragte, ob wir etwas brauchten; gern nahmen die Leute etwas Wein, Schnaps und Zigarren an, ohne Bezahlung, da die aufwärts gehenden Schiffer immer mit allem reichlich versehen sind und darauf rechnen, dass ihnen gelegentlich Gleiches mit Gleichem vergolten wird.

Am Nachmittag liefen wir in den mächtigeren Jejuí ein. Nur eine flache Halbinsel trennt die Flüsse an jener Stelle und die umgebende Landschaft ist auch weithin flach, zum Theil sumpfig; links sieht man in einiger Fntfernung vor sich einen grossen Wald, der sich gegen Santaní hinziehen soll und an dessen Rande einige Ansiedler wohnen. Der Fluss hatte an der Vereinigungsstelle eine Breite von wohl 120 *m*, weiter abwärts betrug sie meist etwa 70 *m*, oft viel mehr; doch blieb das Fahrwasser schmal, und an einer ausserordentlich breiten Stelle gerieth sogar unsere flachgehende Canoa auf den Grund, schnell hatten die Leute die Hosen aus, sprangen ins Wasser und schoben uns in den »Kanal«. Abends rasteten wir auf einer Ufersandbank von wahrhaft enormer Ausdehnung, woselbst ich eine eigenthümliche Grasart beobachtete, deren Stauden nach allen Seiten bis zwanzig Schritt lange Ausläufer entsenden, welche den Sand festigen. Abends passirten wir noch den Paso Coqueré, welchen gewöhnlich die von Süden kommenden, nach San Pedro und Concepcion bestimmten Viehheerden benutzen; dann liessen wir uns die ganze Nacht flussabwärts treiben.

Die Sonne war noch nicht heraus, als wir am andern Morgen bei trübfeuchtem Wetter San Pedro erreichten. Ein etwa 6 *m* hohes Steilufer unterbrach rechts die sonst weithin sumpfige Gegend, darauf lagen theils in Gruppen, theils zerstreut vielleicht zwei bis drei Dutzend kleiner Häuser, der sogenannte »Hafen« von San Pedro. Ich ging zur »Capitanía« und löste für 5 Realen einen Erlaubnissschein, der mich

berechtigte, mit meinem »Schiff« ein- und auszulaufen und ging dann mit dem einen Schiffer zu der eine halbe Stunde Wegs entfernten Stadt, um einige Lebensmittel zu kaufen. Der sandige Weg ging durch allmählich etwas ansteigendes Land und bald sahen wir den ziemlich ausgedehnten Ort vor uns. San Pedro liegt auf einem nicht grossen Gebiet rother Erde, etwa 25 *m* über dem Flussspiegel beim Hafen, mehrere Leguas vom Paraguay entfernt. Geht man vom Ort aus westlich durch das mit Carandaý-Palmen bestandene Tiefland, so erreicht man den Paraguay bei dem sogenannten Potrero Poná, wo die zwischen Asuncion und Concepcion resp. auch Matto Grosso verkehrenden Dampfer anlegen; fährt man den Jejuí bis zur Mündung hinab, so erreicht man eine zweite Dampferstation, Barranquerita genannt, welche auch zu San Pedro gehört. Die Stadt besteht aus mehreren langen, mit Gras bewachsenen Strassen und einem ebenfalls begrünten Platz mit verfallender Kirche und kleiner Markthalle; die Häuser sind fast ausnahmslos massiv gebaut und mit Dachpfannen gedeckt. Von Handel und Wandel kann in San Pedro kaum die Rede sein, es ist eine todte Stadt, die auch wenig Aussichten hat sich zu heben. Der Marktverkehr ist gering, der Fluss liegt entfernt, die Eingeborenen haben keine Bedürfnisse. In der Markthalle rissen die alten hässlichen Weiber mich fast auseinander, um mir eine halbe Arrobe Fleisch und sonst einige Kleinigkeiten zu verkaufen, die hässlichste versuchte sogar, mich durch angebliche Bekanntschaft von Asuncion her zu locken; die wenigen Leute, welche ich sprach, klagten über Geschäftslosigkeit, eine europäische Bäckerei hatte sich nicht halten können, der Compagnon des Don Carlos, welchen ich besuchte, hatte das Geschäft geschlossen, da nichts verkauft wurde. Männer sah man wenige am Ort, alles war nach den Yerbales gezogen. Im Gegensatz zu San Pedro ist das nördlicher und unmittelbar am Paraguay gelegene Concepcion im Aufblühen begriffen, namentlich durch den Verkehr mit Matto Grosso.

Unten am Hafen lagen Nachmittags drei Lastkähne, darunter der erste, welcher in diesem Jahre mit Yerba flussabwärts kam; ausserdem war dort ein Indianerboot angetrieben, aus einem einzigen Timbóstamme gearbeitet, etwa 10 *m* lang und 1 *m* breit. Der Timbó, eine Leguminose (*Paulinia Timbó*), erreicht ausserordentliche Dimensionen und wird zum Herstellen solcher Canoas fast ausschliesslich verwendet, da sein Holz leicht aber doch dabei fest ist und keine Risse bekommt. Zum ersten Mal sah ich am Hafen einen auf einem Ochsen reitenden Mann; das Thier wurde vermittelst eines durch die Nase gezogenen Ringes gelenkt. Die Sitte, Ochsen zu reiten, ist in

Matto Grosso ziemlich verbreitet, da sich das Land zur Aufzucht und Haltung von Pferden wahrscheinlich noch weniger eignet, wie der nördliche Theil von Paraguay. Der Wasserstand im Jejuí wurde mir noch als niedrig bezeichnet; bisweilen soll der Fluss noch um zwei Meter steigen.

Meine Leute hatten nur Auftrag, mich bis San Pedro zu bringen, da es aber sehr unbequem gewesen wäre, mit Pferden Potrero Poná zu erreichen, zumal ich einen Theil meines Sattelzeugs im Panadero gelassen hatte, und da die Leute am Hafen für eine Bootfahrt unverschämte Forderungen stellten, überredete ich meine beiden Schiffer, gegen besondere Bezahlung noch nach Barranquerita zu fahren. Am Nachmittag brachen wir auf, obgleich erst am folgenden Tage der Dampfer flussabwärts vorbeikommen sollte. Der Fluss war nun von ansehnlicher Breite, meist mehrere hundert Meter, und floss fast nur zwischen Sumpfland dahin; nur an einigen Stellen verengerte er sich zwischen steileren bewaldeten Ufern auf 40 bis 50 *m* und war dort von beträchtlicher Tiefe; eine sechs Meter lange Stange erreichte nicht den Grund. Diese ganze unterste Strecke des Flusses kann bei guter Kenntniss des Fahrwassers sehr wohl mit kleinen Dampfern befahren werden, doch geschieht dieses zur Zeit nicht, da das Bedürfniss zu gering ist. Am Ufer bemerkte ich an mehreren Stellen einen sehr seltenen Baum, Carandá genannt, der ein schweres, bräunlich-schwarzes, schön geadertes Holz liefert, das von den Indianern im Chaco und in Matto Grosso namentlich zu Lanzenschäften verwendet wird. An andern Stellen fanden wir eine Pacuríart, von deren Früchten ein kleiner Vorrath mitgenommen wurde.

Der Abend auf der breiten Wasserfläche war eigenthümlich: gerade in der Richtung des Flusses ging feurig die Sonne unter, ein strahlendes Abendroth blieb zurück, tief in die beginnende Nacht hinein verlängert, wie so oft in jenen Monaten; die laue Luft war unbewegt, aus den weiten Sümpfen ertönten die Stimmen von Tausenden von Fröschen und Insekten, ungezählte Schaaren von Wasservögeln aller Art sassen auf den breiten Sandufern und flogen Wolken gleich auf, wenn ein aus der Ferne abgegebener Schuss sie scheuchte; Moskitenschwärme stürzten sich auf uns, sobald wir dem Ufer zu nahe kamen; Fische schnellten häufig aus dem Wasser, Fischottern kamen Luft schöpfend empor; in der Ferne hörten wir wiederholt das dumpfe knurrende Brüllen des Jaguars, dessen unbestrittenes Revier diese gewiss noch nie von des Menschen Fuss betretenen Ufersümpfe sind; es war das Paraguay »wie es im Buche steht«.

Schon nahe dem Paraguay theilt sich der Jejuí in einen kürzeren

rechten und einen längeren linken Arm; das flache Sumpfland, welches beide scheidet, wird aber bei grossem Hochwasser ganz überschwemmt. Hat der Paraguay Hochwasser während der Jejuí auf mittlerem oder niedrigem Stande verbleibt, so tritt das Paraguaywasser in den unteren Jejuí ein und staut dessen Fluthen. Der rechte Arm des Jejuí ist wasserreicher und wird von den Chatas ausschliesslich benutzt; uns brachte der flache linke schneller in den gewaltigen Paraguay hinaus, dessen vom ersten Mondviertel bestrahlte Fläche wir freudig begrüssten. Noch eine kurze Strecke am linken Ufer entlang, und wir liessen unser Boot am Fusse der Barranquerita, eines ziemlich ausgedehnten, vielleicht acht Meter hohen Steilufers, anlaufen. Nur einen langen, gänzlich leeren Schuppen fanden wir oben und etwas weiter eine kleine Hütte mit daneben stehender Küche. Ein einzelner junger Brasilianer wohnte dort, die gesammte Bevölkerung der Station Barranquerita darstellend. Er hatte sich in der kleinen Hütte fest eingeschlossen und daselbst unter seinem Mosquitero geschlafen; beide Massregeln nicht überflüssig, denn Moskiten giebt es dort in wahrhaften Schwärmen und beim Schlafen unvorsichtig zu sein hat man auch keinen Grund, da an beiden nahen Waldrändern der Jaguar ein ganz gewöhnlicher Gast ist. Unten bei der Hütte lag eine zerbrochene Chata im Wasser; auf deren Deck versuchte ich zu schlafen, aber die kleinen Blutsauger liessen mich wenig Ruhe finden. Auch erfrischte mich das Bad am andern Morgen wenig, denn 28,8 ° C. Wasserwärme vertragen sich nicht mehr recht mit dem Begriff der Erfrischung! Dazu die ungemein zudringlichen kleinen Fische. Zum Glück verschonte mich unter denselben die Palometa, ein gefürchteter kleiner Fisch, der Badenden oft böse Wunden verursachen soll, über dessen Wesen ich aber nichts Näheres erfahren konnte [1]). Oberhalb Concepcion soll er besonders häufig vorkommen.

Werfen wir nun noch einen letzten vergleichenden Blick auf die Karten, besonders um des Grenzgebiets und des Aguaraý willen. Bei Azara ist die beim grossen Fall des Paraná beginnende Wasserscheide zu weit nach Westen verlängert, wodurch ihr nach Norden gerichteter Theil zu nahe an den Paraguay heranrückt, den Lauf des Aguaraý verkürzend. Azara lässt den Aguaraý aus Aguaraý-guazú und Aguaraý-miní [2]) entstehen und giebt ihm einen unbenannten rechten Neben-

---

[1]) Du Graty, a. a. O. S. 351, sagt, dass er der Seezunge ähnlich sei, was aber unwahrscheinlich ist, da die Seitenschwimmer doch nur im Meere vorkommen.

[2]) Klein heisst im Guaraní *mi, miní, mirí;* sogar *michí* findet sich.

fluss. Letzterer entspricht der Lage nach dem wirklichen Aguaraý-mi, während der Quellfluss Aguaraý-mi, den er zeichnet, nur der Puendý (Arroyo Guazú) sein könnte, der aber in Wirklichkeit nicht, wie bei Azara, oberhalb des Falles mündet. San Pedro (im Guaraní Ycuá-mandiyú, d. h. Baumwollenstaudenquelle) liegt bei Azara zu weit flussaufwärts, es müsste wohl in der letzten starken Biegung des Flusses liegen, denn in einer solchen umzieht der Fluss die Stadt. Rengger, Page, Du Graty und Schneider haben sich im Wesentlichen an Azara angeschlossen, doch leitet Page den Unterlauf des Jejuí von der Mündung des Aguaraý an auffallend stark nach Südwesten, Du Graty hat die Lage der Wasserscheide ein wenig berichtigt, Schneider hat der Flusszeichnung einen Schein von Genauigkeit gegeben, nennt den bei den andern unbenannten rechten Nebenfluss fälschlich Rio Verde und hat den Namen Panadero quer über den Fluss weggeschrieben, während der so benannte Kamp links vom Flusse liegt. Bei den beiden letzteren Zeichnern ist ausserdem die Quelle des Aguaraý deutlich an den Fuss der Hauptwasserscheide gelegt, während er gerade auf deren breitem Rücken entspringt. Wisners Zeichnung ist selbständig, aber sehr fehlerhaft. Die Wege auf der Wasserscheide sind ganz falsch, die dort zu überschreitenden Flüsse fehlen, die Gebirgszeichnung ist nach Bedürfniss hergestellt, die Quelle des Aguaraý, welche ganz nahe der des Igatimí liegen soll, ist weit nach Süden verschoben, die oberhalb des Falles sich vereinigenden drei Quellbäche sind nur Phantasie, die Höhe des Falls des Aguaraý ist nach Azara mit 384 Pariser Fuss angegeben, obgleich wer diese Gegend bereist hat auf Grund ihrer Bodenbeschaffenheit das Vorhandensein eines so hohen Falles bezweifeln wird, der Panadero ist viel zu gross gezeichnet, der Weg nach Igatimí (Pikade des Lopez) geht über einen Kampstreifen statt durch Wald, der Weg vom Campamento Lopez nach Osten (Wisner zog ihn mit Lopez) ist gänzlich fehlerhaft, da er sich ganz südlich vom Aguaray hält, während er ihn in Wirklichkeit zweimal überschreitet (s. S. 110 ff), der Rio Ypytá, welcher unterhalb des Panadero rechts in den Aguaraý fällt, existirt dort nicht, er ist vielmehr ein Nebenfluss des in den Rio Verde fliessenden Rio Empalado und wird vom Wege nicht überschritten; rechts vom Rio Aguaraý ist auf den Kamp Cambarica geschrieben; das soll Cambacivá heissen und bezeichnet gerade einen Wald und die ihn schneidende Picade. Weiter unterhalb berührt der Weg Lima, während thatsächlich die Ortschaft weit rechts liegen bleibt, auch überschreitet er den Aguaraý unterhalb Lima in dem wenig benutzten Paso de Estrella, statt im Paso Tupí; die

Schlinge, in welcher der Fluss San Pedro umfliesst [1]), ist nicht zur Darstellung gebracht. Wie in den andern Theilen der Karte, scheint die Wisnersche Zeichnung auch hier detaillirt, ohne es zu sein; wäre sie es, so müsste der Aguarayý ungefähr so aussehen, wie der untere Tebicuarý bei Johnston. Letzterer hat den Aguarayý im ganzen richtig, namentlich in Bezug auf die allgemeine Lage des Oberlaufs; doch hat er von Wisner den Rio Ypytá (ohne Namen) und die übermässige Ausdehnung des Panadero aufgenommen und hat den Aguarayý oberhalb des Falls mit vielen kleinen Nebenflüssen links ausgestattet, während ihm gerade von rechts dort zahlreiche Bäche zukommen. Der Verlauf der Wasserscheide ist im ganzen richtig. Die linke Seite des Aguarayý unterhalb des Falles ist auf allen Karten ohne Nebenflüsse; wenigstens der Puendý verdiente dort eingetragen zu werden [2]).

Nun zurück nach Barranquerita, das ich am andern Morgen näher in Augenschein nahm. Vor dem Kriege war dort ein Wachtposten (*guardia*), und jedenfalls aus dieser Zeit stammt noch der geräumige Schuppen, der jetzt bisweilen zum Lagern von Waaren, die hier umgeladen werden sollen, benutzt wird; aus der Zeit, wo Lopez-

---

[1]) Vgl. Du Graty, a. a. O. S. 167.

[2]) Nachträglich habe ich noch die Karten 5, 6, 7, 18 und 30 in M. de Moussy, *Description géographique et statistique de la Confédération Argentine* (Paris 1873, Firmin Didot) verglichen, in welchem Werk ich keine Karten von Paraguay vermuthet hatte. Diese Blätter weichen sehr von einander ab und enthalten viele Fehler und, wie es scheint, Willkürlichkeiten. U. a. fehlt die Lagune Ypacarayý ganz, der Lauf des Tebicuarý ist anders als auf allen andern von mir bisher erwähnten Karten gezeichnet, die Darstellung der Gebirge, namentlich der Cordillera und Cordillerita, ist gänzlich irrig. Der Jejuí ist auf Blatt 6 z. B. ganz merkwürdig dargestellt, indem da, wo der Capivarí nach Norden fliesst, westliche Wasserläufe zum Tapinacuayý führen, der dem Curuguatý etwa entsprechende Flusslauf Rio Corrientes, der dem Parayý entsprechende Jejuí-mi (dafür steht Jesuý-mi), der dem Rio Corrientes und unteren Capivarí ungefähr entsprechende Flusslauf Jejuí-guazú benannt ist u. s. w. Auch ist die Strecke unterhalb der Einmündung des Aguarayý-guazú viel zu lang. — Desgleichen konnte ich auch E. Mouchez, *Carte de la République du Paraguay. Dépôt des Cartes et Plans de la Marine* 1862 (No. 1962) erst nachträglich vergleichen. Auf ihr ist der Südwesten des Landes, namentlich die Gegend um Asuncion und Paraguarý gut dargestellt, alles aber, was an meinem Wege jenseits Villa Rica liegt, ist ungemein fehlerhaft und dabei von fast allen andern Karten abweichend, insbesondere das System des Jejuí; fast alle Wasserläufe haben dort falsche Lage, und die Namen sind verworren; der Aguarayý mündet viel zu weit östlich, Lima liegt rechts von ihm unterhalb der Mündung des Aguarayý-mi u. s. w. Die Gebirge des Ostens sind fälschlich als scharfmarkirte Ketten gezeichnet, den Verbales ist eine viel zu geringe Ausdehnung gegeben u. s. w. Auch diese Karte hat einen unberechtigten Schein von Genauigkeit.

sche Soldaten hier den Fluss bewachten — man hat einen weiten Blick auf- und abwärts — stammen auch die Orangenbäume, welche der kleinen Ansiedlung des Brasilianers Schutz gewährten; ausser ihnen und einigen wenigen Zuckerrohrpflanzen sah man nichts von Menschenhand Gepflanztes dort am Ufer. Die Hütte des Einsamen war aus Stämmen der Carandaýpalme, Bambusrohr, Stroh und schwarzer Erde erbaut. Die Carandaýpalme, eine Fächerpalme, welche als schwarze, rothe und weisse unterschieden wird, kommt hier und weiter nördlich an den Ufern des Paraguay, besonders am linken, in grossen Mengen vor; die sogenannte schwarze (Carandaý-hû; *Copernicia cerifera*) wird viel benutzt und sogar ausgeführt, da ihr Stamm, unähnlich dem anderer Palmen, ein schweres und ausserordentlich dauerhaftes Bauholz bildet. Der Brasilianer ist von einem portugiesischen Kaufmann dorthin gesetzt und betreibt für dessen Rechnung etwas Tauschhandel mit den Indianern des gegenüberliegenden Chaco. Dieselben kommen ab und zu an das jenseitige Ufer und winken ihn hinüber; er fährt auf seiner Canoa mit einigen Waaren zu ihnen und ersteht im Tausch gegen Messer, Taschentücher, Reis, Mais und dergl. Häute, namentlich Hirschhäute. Jaguarfelle und ähnliche in Asuncion und Buenos-Aires gesuchte Waare bringen sie selten, da sie fast nur die Thiere jagen, deren Fleisch sie essen können; haben sie aber einmal ein Jaguarfell, so verkaufen sie es auch billig; in Asuncion dagegen fordert man dann unverschämte Preise. Der Brasilianer meinte, dass es bei den Chacoindianern mehr Frauen als Männer gäbe und dass jene auch jagen müssten. Bei einer seiner letzten Zusammenkünfte mit den Wilden hatte er ihnen mehrere Bogen und Pfeile abgetauscht, die er mir zur Beförderung an Herrn v. Gülich, einen der Leipziger Experten, mitgab, der vor einigen Monaten auch dort gewesen war; ein Deutscher musste doch den andern kennen!

Am Morgen nach meiner Ankunft traten die beiden Schiffer ihre Rückreise an, mit einigen schönen Goldpfunden in der Tasche, die sie wohl in San Pedro verjubelt haben werden. In glühender Sonnenhitze, von grossen, grünlich schimmernden Fliegen unglaublich belästigt, wartete ich den ganzen Tag in Barranquerita. Der Fluss bot wenig Abwechslung, ein einziges Lastschiff fuhr flussabwärts vorüber, ein Portugiese kam im Boot von San Pedro mit Briefen; das Wasser war im Steigen, denn unaufhörlich trieben abgerissene Stücke sumpfigen Uferlandes vorbei, oft zehn oder funfzehn zugleich; die Wasserfläche war regungslos, selten schnellte hier und da ein Fisch empor oder tauchte der runde Kopf einer Otter auf. Abends

endlich erschien im Norden eine Feuersäule, der Dampfer »Maria Elena« nahte, das Boot des Portugiesen trug uns ihm bis in die Mitte des Stromes entgegen und wir betraten wieder den Boden der Zivilisation. Meinem Begleiter, dem es da draussen in den Wäldern nicht so recht gefallen hatte, und der oft genug gesagt hatte »ich glaube noch nicht, dass ich wieder gesund nach Paraguarý komme«, hat gewiss selten eine Mahlzeit so geschmeckt, wie das Abendessen an Bord des Dampfers.

13. Schluss der Reise.

Mit der Sonne erhob ich mich am nächsten Tage (7. Februar) von meinem Lager auf Deck, um die Fahrt auf dem majestätischen Strome noch recht zu geniessen. Wir legten noch bei Villa Hayes, der entstehenden Kolonie am rechten Stromufer an, liessen links die Ausläufer der Cordillere liegen, fuhren an mehreren Inseln vorbei, sahen mitten im Strome, nahe der Spitze einer Insel, Reste eines Dampfers, der wahrscheinlich zur Kriegszeit dort gesunken war, und erblickten dann, schon aus grosser Entfernung, die Hauptstadt, die sich von dieser Seite auf dem durch den Abfall des Hochlandes gebildeten Hintergrunde wahrhaft imposant ausnimmt. Bald fiel der Anker im Hafen von Asuncion! Ich landete und liess meine Sachen in einem von drei Maulthieren gezogenen Karren vor das Haus schaffen, wo früher das deutsche Hôtel war, als ich aber eintrat, sah ich in wohlgeordneten Reihen — Schulknaben vor mir sitzen; der Deutsche war unter Hinterlassung etwas verworrener Verhältnisse nach Argentinien gegangen, wo er die Direktion einer Kolonie angenommen haben soll. Das war einer von den vielen Beweisen für die geringe Stabilität aller Verhältnisse in Paraguay.

Die wenigen Tage, die ich in Asuncion verweilte, brachte ich mit dem Lesen und Schreiben von Briefen, dem Besorgen von allerlei Geschäften und mit kleinen Ausflügen zu. Von letzteren ist mir namentlich der nach der Laguna in Erinnerung, wo ich die *Victoria argentina* einmal aus der Nähe betrachten wollte. In Begleitung meines liebenswürdigen französischen Gastwirths, des jungen deutschen Arztes und eines deutschen Kolonisten von San Bernardino ging ich zum Hafen; das Segelboot eines Italieners führte uns hinaus auf den breiten Flussspiegel und dann am Fusse der Stadt entlang zu unserm Ziele. Der Abend war prachtvoll, die sinkende Sonne bestrahlte die rothen Felsen der Barranca und die kleinen Hütten oben am Rande derselben, auf dem rasigen Vorlande und im Wasser tummelten sich zahlreiche Badende und Badelustige, Pferde wurden zum Wasser

geritten; mit schwach bewegten Flaggen lagen die Schiffe im Hafen, sanft klang vom Lande das Vesperläuten herüber, später die Musik der Militärkapelle. Mit Mühe brachte unser Bootsmann das Fahrzeug bis zu der gesuchten Stelle, wo die riesigen Blätter der Victoria weithin das Wasser bedeckten. Dieselben haben bis 2 *m* im Durchmesser und einen handhohen senkrechten Rand, welcher aussen mit Stacheln besetzt ist. Die Blattnerven sind auf der unteren Fläche des Blattes hervortretend zu einer Art Balkenwerk ausgebildet, wodurch das Blatt eine so grosse Tragkraft bekommt, dass man einen Knaben hinaufstellen kann. Blüthen waren leider keine offen, doch fanden wir eine Fülle bis 40 *cm* im Umfang haltender Knospen, deren Kelchblätter und Stengel ebenfalls dicht mit Stacheln besetzt waren. Ich nahm eine mit und wollte versuchen, sie, nachdem sie sich über Nacht halb geöffnet hatte, mit weissem Wachs zu überziehen und sie so mitzunehmen; doch war kein weisses Wachs aufzutreiben.

Am 10. in aller Frühe sass ich schon wieder in einem der wohlbekannten Eisenbahnwagen und fuhr mit mehreren andern Deutschen hinaus, um bei Patiño-cué einer Auktion beizuwohnen, die Mr. Hopkins, der im Buche des Herrn Mevert oft genannte Nordamerikaner, welcher seit Jahrzehnten in Paraguay ansässig war, veranstaltete, um seiner Familienverhältnisse wegen nach Nordamerika zurückzukehren. In Areguá hielt der Zug so lange, dass ich bequem die dort befindliche grossartige und mit den neuesten Maschinen ausgestattete Ziegelfabrik des Engländers Fogg hätte besichtigen können, doch zauderte derselbe, uns — ich war in Begleitung des deutschen Vicekonsuls Herrn Mangels — hineinzuführen. Wie ich nachher erfuhr, fürchtete er, ich wollte nur die Maschinen und die Anlage sehen, um ihm dann später Konkurrenz zu machen! Das war drollig.

Etwas hinter Patiño-cué hielt der Zug, um die Gäste des Herrn Hopkins — denn als solche betrachtet man dort die Besucher einer Auktion auf dem Lande — abzusetzen. Der alte Herr geleitete uns selbst hinauf zu seinem stattlichen Wohnhause, das, auf der Abdachung des Hochlandes gelegen, einen herrlichen Blick auf den See und die Cordillere gewährt. Das zugehörige Land reicht unten vom See bis hinauf in die bewaldete Höhe und ist zum Theil Weideland, zum Theil mit Wald bestanden und zum kleinen Theil bestellt. So bestechend die Lage, so wenig werth schien mir der sandige und steinige Boden zu sein. Ausser mit dem Anbau der zum Leben nöthigen Produkte, wie Mais und Maniok, und mit etwas Viehzucht, hatte der Amerikaner sich mit der Pflege von Kaffee, Ananas und Wein beschäftigt, doch noch nicht mit grossen Erfolgen; sein Leben in Paraguay

war auch ein wechselvolles und ruheloses gewesen. Der eigentlichen Auktion ging ein reichliches Frühstück voran, das die Käufer erst in die rechte Stimmung versetzen sollte; ich kam als es fast beendet war, da ich mir den von Herrn Mevert (S. 107) so poetisch geschilderten Badeplatz des Herrn Hopkins aufgesucht hatte, um mich bei der grossen Hitze etwas zu erfrischen. Den erwarteten grossartigen Eindruck machte jenes Wasserbecken auf mich nicht, mag sein, dass die Trockenheit der Jahreszeit die Hauptschuld daran trug. Nach dem Frühstück fing der überaus redegewandte portugiesische Auktionator sein Werk an; für Vieh und Wirthschaftsgegenstände erzielte er gute, für Gegenstände europäischer oder nordamerikanischer Industrie zum Theil lächerlich hohe Preise; das Grundstück konnte zu dem festgesetzten Mindestgebot von 1500 Patacon (6000 Mark) nicht verkauft werden. Manche der Szenen bei der Auktion waren von wirklich ckarakteristischer Komik, so erstand z. B. der Bibliothekar der ärmlichen Stadtbibliothek von Asuncion, in der man die bekanntesten Werke über Paraguay vergeblich sucht, für hohen Preis einen Atlas vom Jahre 1857, der hauptsächlich die Einzelstaaten der nordamerikanischen Union zur Darstellung bringt.

Ich fuhr am nächsten Tage weiter nach Paraguarý, um daselbst unter Führung eines kundigen Reisebegleiters einige kleine Einkäufe an lebenden Thieren und Produkten paraguayscher Industrie zu machen. Zu allerlei industrieller Thätigkeit haben die Paraguayer grosses Geschick, namentlich fertigen die Frauen feine Stickereien, die den Namen *Ñandú-ti*, Spinngewebe, führen. Unter den Männern findet man geschickte Gold- und Silberschmiede, die jedoch mit Ausnahme von Ringen und verzierten Mates und Bombillas fast nur Schmuck aller Art für Reiter und Reitzeug liefern: Sattel- und Zaumzeugverzierungen, Bügel, Sporen, Peitschen u. s. w. Nach Besorgung dieser Angelegenheiten kaufte ich mir ein billiges Pferd und machte mich am 13. zu einem zweiten Besuch der Kolonie auf. Bei starker Hitze ritt ich den Bahndamm entlang bis Tacuarál und dann auf dem mir schon bekannten Wege gegen Altos hin. Das ganze Thal war jetzt trocken bis auf eine lange und zum Theil mit Pflanzen überwucherte Lagune; der Pirayú war zu einem schmalen Wasserfaden zusammengetrocknet. Der Ritt den Abhang der Cordillere hinauf, der Blick von oben auf den See übte von neuem seinen Zauber auf mich aus, und der sinkende Abend sah mich wieder unter den mächtigen Orangenbäumen bei dem Hause des Oberösterreichers. Die zwei Tage, welche ich auf der Kolonie zubrachte, benutzte ich besonders, um die Kolonisten aufzusuchen, welche mit mir gleichzeitig ins Land gekommen waren,

nach ihrem Wohlergehen zu sehen und ihre Urtheile zu hören, die mir besonders werthvoll sein mussten.

Meine Kenntniss in Paraguay wildwachsender Früchte ward durch meinen Gastfreund vermehrt, indem er für mich eine Araticú-guazú aufbewahrt hatte, die Frucht einer kleiner Staude; sie ist etwa faustgross, von grüner Farbe, mit Stacheln besetzt, das Fleisch ist weisslich, sondert sich streifig ab, umschliesst viele ovale braune Kerne und schmeckt äusserst gewürzig, an Erdbeere und Ananas erinnernd; es ist ungemein sättigend.

Die Tage, welche ich auf der Kolonie zubrachte, waren ungemein heiss, der 14. Februar, mit 34,2° C. (27,4° R.) im Schatten (Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr) war der heisseste Tag, den ich in Paraguay überhaupt erlebte. Am 15. machte sich die Hitze in zwei starken Gewittern Luft, die mich fast verhindert hätten. rechtzeitig zum Antritt der Rückreise nach Asuncion zu kommen, denn während eines Gewittersturmes kann man natürlich nicht über die Lagune fahren.

Unter mancherlei Geschäften und Besuchen vergingen noch einige Tage in Asuncion, dann, am 20. Februar in der Frühe, schiffte ich mich auf dem »Rio Paraná«, einem schönen Dampfer des Argentinischen Lloyd, zur Heimreise ein, mit mir zwei paraguaymüde Deutsche, ein dritter Deutscher, der Paraguay mit der festen Absicht verliess, dorthin zurückzukehren, und ein von gleicher Idee beseelter junger Engländer. Sonst war an Bord reges Leben und Gelegenheit zu Beobachtungen aller Art, an Menschen und auch an Thieren, denn eine wahre kleine Menagerie befand sich an Bord; da sah man eine Masse von Papageien verschiedener Art, ferner Tukane, Elstern, Spechte, einen jungen Strauss, Waldhühner, Affen, Cuatís (*Viverra nasua*), Hirsche, Hunde, ein Pekari u. s. w. Einige der Schiffsmannschaft, namentlich der chinesische Koch, schienen ein Geschäft aus dem Transport lebender Vögel zu machen. Auf den Schiffen ist man dort in Bezug auf Mitnahme von Gepäck sehr liberal; jeder kann so viel mitnehmen, als ihm beliebt, nur dürfen es keine Waarenballen und Aehnliches sein. Während der Flussfahrt ging ich nur in Rosario an Land, wo die beiden Paraguaymüden zunächst ihr Heil versuchen wollten. Die Stadt scheint emporzublühen und ein reges geschäftliches Leben zu haben, zeigte sich aber sonst von ungünstiger Seite, indem ein heftiger Wind, der Vorbote eines nachher losbrechenden Gewitters, Staubsäulen durch die Strassen wirbelte. Schon am 24. Vormittags erreichten wir Buenos Aires, das sich diesmal von einer eigenthümlichen Seite zeigte: es war Carneval, überall liefen Masken auf den Strassen herum, man wurde nach einer lästigen Sitte aus den Haus-

thüren und von den Fenstern aus mit Wasser bespritzt u. s. w. Abends gab es einen Festzug, eine Art Corsofahrt, wobei viel Glanz und Reichthum, aber wenig Geist entwickelt wurde. Der klimatische Unterschied zwischen Buenos Aires und Asuncion trat mir schon in den Einrichtungen des öffentlichen Lebens entgegen: in Asuncion sind die frühesten Morgenstunden, von fünf und sechs Uhr an, die Hauptverkehrsstunden; in Buenos Aires war das offenbar noch »keine Tageszeit«.

Einen beabsichtigten Ausflug in die Pampa musste ich leider aufgeben, da schon am 25. das letzte mir passende Schiff abging; es war die »Bahia«, mit der ich auch die Hinreise gemacht hatte. Im Dunkel des Abends warf ich von dem acht bis zehn Seemeilen weit draussen liegenden Schiffe einen letzten Blick auf das imposante Lichtermeer von Buenos Aires, dann setzte sich die Schraube in Bewegung und wir steuerten ostwärts. Santos, Rio de Janeiro, Bahia, der Pik von Tenerife, Lissabon reihten sich während der Fahrt als grossartige Bilder in meiner Vorstellung an einander; dann noch der stürmische Golf von Biscaya, der interessante aber gefährliche Kanal, die an Fischerflottillen reiche Nordsee, endlich die Elbe — ein Kind gegen den La Plata — und die Heimath war wieder erreicht!

Nachtrag.

Der junge Paraguayer, welcher mir (vgl. S. 80) in San Joaquin berichtete, dass kurz bevor er Tacurú-pucú verliess, eine italienische Expedition dorthin zurückgekehrt sei, welche den Salto Guayrá, den grossen Fall des Paraná, besucht habe, hatte Recht: der italienische Marinelieutenant G. Bove ist Anfang December dort gewesen; er berichtet über diese interessante Reise, die er in Begleitung der in jenen Gebieten wohlbekannten Italiener Bossetti und Lucchesi sowie einiger Leute ausführte, in dem *Bollettino della Società Geografica Italiana*, Hefte vom November und Dezember 1884. Ich entnehme seinem Bericht noch einige Zusätze zu meinen Angaben.

Zu S. 56. Auf S. 939 ff. handelt Bove von den Guayaquí oder Guayaquil (ital. Form Guagiachil), welche er südlich von der Mündung des Viranguá-Monday (Bove giebt dem Fluss auch letzteren Namen; vgl. bei mir S. 73) am rechten Paranáufer traf. Er schildert sie als äusserst scheu und waldmenschenartig, ist auch in der Lage, eine Abbildung von einem jungen Angehörigen dieses Stammes, sowie mehrerer in seinen Besitz gelangter Steinwaffen zu geben. Er schildert es als fast unmöglich, mit den Guayaquí in Verkehr zu treten. Den auf Johnstons Karte verzeichneten Indianerstamm der Guayanas

verzeichnet Bove unterm 26. Breitengrad am rechten Paranáufer (Guaianá, im Text auch Guagianá).

Zu S. 97 und 115. Das Yerbaunternehmen von Tacurú-pucú (Uribe & C^ia^) beschäftigt 500 bis 600 Mann.

Zu S. 102. Auch Bove hält es für zweifelhaft, dass Azara den Salto Guayrá besucht hat (S. 968). Ob Boves Angabe, dass der ganze Alto Paraná durch basaltisches Gestein fliesse (S. 950) sich aufrecht erhalten lassen wird, bezweifle ich.

Zu S. 125. Bove erzählt von der Ñacaniná auf S. 959; nach dem was er gehört hat, soll sie erfolgreich einen Reiter verfolgen können, was nicht wahrscheinlich ist.

Zu S. 127. Exemplare des Yerbabaumes von 20 bis 30 *m* Höhe und 2 bis 3 *m* Umfang (S. 874) habe ich nie gesehen; mir gab man zögernd 15 Varas ($12\frac{1}{2}$ *m*) als bisweilen erreichte Höhe an. Das Leben und das Geschäft der Yerbateros am Paraná schildert Bove in ziemlich trüben Farben.

Zu S. 132. Die in Posadas (am Paraná, gegenüber Encarnacion) gebräuchlichen Verfahren zur Zerkleinerung der Yerba, welche zum Theil von denen in den nördlicheren Yerbales abweichen, schildert Bove auf S. 861.

Zu S. 143. Aus Boves Karten und Text geht hervor, dass die Yerbales in den argentinischen Missionen zum Theil schon in Angriff genommen sind.

Zu S. 150. Auf S. 957 spricht Bove ausführlich von der Ura. Auch er erklärt sich gegen die »Vermuthung der Naturforscher«, dass die betreffende Larve von einem Nachtschmetterling herrühre, und der ihn begleitende Bossetti lieferte ihm den experimentellen Beweis, dass die Larve von einer Art Fliege erzeugt werde. Dieselbe ist etwa doppelt so gross wie eine Stubenfliege, hat einen gelblichen Kopf und ist an dem schwarzen Körper behaart. Bossettis Versuch bestätigte, dass sie wunde Stellen zum Legen ihrer Eier aufsucht. Nach der Rückkehr vom Salto Guayrá musste Bove sich allein aus den beiden Armen 27 Uras ausdrücken lassen; eine hatte sich auch in der linken Schläfe eingenistet.

II. Paraguay mit Rücksicht auf Kolonisation durch Deutsche.

I. Lage und Bodengestalt.

Paraguay, weit ab von den Ozeanen gelegen, auf allen Seiten durch andere Staaten umschlossen, scheint der selbständigen Entwickelung unfähig zu sein und darum wenig geeignet, eine strebsame fremde Bevölkerung aufzunehmen, so lange es nicht Theil eines grösseren, den Ozean berührenden Gemeinwesens geworden ist; dieser Fall wird aber schwerlich so bald eintreten, denn Paraguay hat seine Unabhängigkeit bisher mit Muth und Kraft vertheidigt, und jeder Paraguayer sieht noch heute das Eintreten für diese Unabhängigkeit als erste Pflicht gegen sein Vaterland an. Manches aber lässt sich doch gegen den ersten ungünstigen Eindruck, den die Lage Paraguays macht, anführen: Paraguay ist gegen Süden, Osten und Westen durch Paraná, Paraguay und Pilcomayo vorzüglich umgrenzt, seine dichter bewohnten Landestheile sind gegen Argentinien, von welchem es auf den ersten Blick ein Theil zu sein scheint, durch ein breites Gebiet sumpfreicher Landschaften (im südlichen Paraguay und im nördlichen Corrientes) geschieden, das Land kann höchst nachdrücklich vertheidigt werden, wie der Lopezsche Krieg bewiesen hat, die Bevölkerung ist in Charakter und Sitten von der argentinischen vielfach verschieden. Andererseits ist der Weg zum Ozean jederzeit offen; in den Paraguay können zu allen Jahreszeiten Schiffe von sieben Fuss (über 2 *m*) Tiefgang bis Asuncion gelangen, während kleinere bis nahe zu den Quellen des Flusses gehen; auf dem Paraná bilden die Stromschnellen bei Ituzaingó nur zeitweilig ein Schiffahrtshinderniss, während man meistens ungehindert bis zu den Mündungen der Flüsse Y-guazú, Viranguá und Acaraý vordringen kann. Die Schiffahrt auf dem Paraná und Paraguay ist für alle Nationen frei.

Die Entfernung von Paraguay zum Ozean über Land auf nächstem Wege ist ziemlich gross; die Strecke von Tucurú-pucú nach Paranaguá beträgt etwa 640 *km*, d. h. so viel wie die von Hamburg zum Bodensee; von Encarnacion nach Porto Alegre sind es etwa 550 *km*, soviel wie von Hamburg nach Breslau. Sind das auch für moderne Eisenbahnunternehmungen keine unüberwindlichen Strecken, so ist doch kaum anzunehmen, dass in nächster Zukunft ein Versuch gemacht werden wird, auf diesem Wege Verkehr mit Paraguay zu eröffnen, denn die Flussläufe weisen dort von der Küste weg nach dem Innern, den Paraná begrenzen auf beiden Seiten weithin unbewohnte oder nur ganz dünn bewohnte Strecken, und Paraguay hat mit den benachbarten brasilianischen Küstenprovinzen so viel Verwandtes,

dass das Bedürfniss nach lokalem Austausch schwerlich entstehen wird. Sollten einmal grössere Umwälzungen in den Staaten Südamerikas eintreten, so wäre es vielleicht nicht undenkbar und auch in mancher Beziehung vortheilhaft, wenn sich Paraguay und Uruguay mit den drei östlichen Theilen Argentiniens und mit den drei Südprovinzen Brasiliens zu einem Staatenbunde zusammenschlössen. Dann würden viele Fragen in ein neues Stadium treten, so auch die des direkten Verkehrs von Paraguay nach Osten.

Wenn Paraguay schon durch seine Lage vom Weltverkehr ausgeschlossen sein soll, was müssten da erst Bolivia und Matto Grosso sagen, von denen letzteres ganz, ersteres zum grossen Theil auch noch auf den Verkehr durch Vermittelung des Paraguay-Paraná angewiesen ist? Bolivia macht seit dem Kriege mit Chile sogar besondere Anstrengungen, auf diesem Wege einen regeren Verkehr anzubahnen.

Die Bodengestalt Paraguays setzt der Ansiedlung kein Hinderniss entgegen, denn die unbewohnbaren Sumpfgebiete nehmen nur einen verhältnissmässig kleinen Theil des Landes ein und Hochgebirge sind ebensowenig vorhanden wie Steppen oder Wüsten; Erdbeben sind völlig unbekannt.

2. Klima und Gesundheitsverhältnisse.

Ueber das Klima von Paraguay sind wir noch nicht genügend unterrichtet, denn strengen Anforderungen entsprechende und sich zugleich über grössere Zeiträume erstreckende Beobachtungen liegen noch gar nicht vor, und alle vorhandenen Beobachtungen beziehen sich auf Asuncion, welches zwar als guter Repräsentant des Klimas an den Ufern des Paraguay gelten, nicht aber auch für die etwas höher und namentlich entfernt von dem mächtigen Wasserreservoir des Flusses gelegenen Landestheile maassgebend sein kann. Es wäre sehr wünschenswerth, dass in Zukunft noch an drei oder vier andern Stellen des Landes beobachtet würde, z. B. in Encarnacion, Paraguarý Villa Rica, Panadero.

Ehe ich versuche die einzelnen Faktoren des Klimas nach dem vorhandenen Material darzustellen, will ich in Kürze einen Ueberblick über letzteres, sowie zur Beurtheilung von dessen Werth einige Gesichtspunkte geben.

Azara [1]) schilderte das Klima im allgemeinen in treffenden Zügen, und giebt einige Zahlen für die gewöhnlich zu beobachtenden höchsten und niedrigsten Temperaturen. Rengger [2]) giebt eine vorzügliche

[1]) S. 31 bis 39.
[2]) S. 66 bis 86.

allgemeine Schilderung der klimatischen Erscheinungen, auf der fast alle späteren beruhen, und Zahlenwerthe für die gewöhnliche Maxima und Minima, für Abhängigkeit derselben von den Windrichtungen u. s. w. Page[1]) giebt ausser einigen vereinzelten Beobachtungen (auf der Flussfahrt) für Asuncion auf Grund von acht täglichen Beobachtungen den mittleren täglichen Barometerstand das tägliche Maximum und Minimum der Wärme, Richtung und Stärke des Windes und Angaben über den Zustand des Himmels, und zwar für Oktober 1853, Januar, Mai und Juni 1854 (einige Tage fehlen), sowie für Theile von November und Dezember 1853, Juli und September 1854; ausserdem allgemeine Mittel für Luftdruck und Wärme, ohne Angabe darüber wie sie gewonnen sind. Du Graty[2]) macht allgemeine Angaben mit Benutzung von Azara, Rengger und Page, giebt Pages Beobachtungen für Asuncion mit wenigen Kürzungen wieder, reproduzirt aus der Asuncioner Zeitung »El Semanario« die Tagesmaxima der Wärme für die Zeit vom 15. Januar bis zum 25. Mai 1860; schliesslich folgen ziemlich ausführliche Beobachtungen (doch mit nicht streng eingehaltenen Tageszeiten) für die Zeit vom 10. Mai bis zum 1. Juli 1861, eine Zusammenstellung der Maxima und Minima der Wärme für verschiedene Monate verschiedener Jahre nebst daraus berechneten Mitteln und ein paar auf die Jahre 1846 und 1847 bezüglichen Zahlen aus Démersays *Histoire physique, économique et statistique du Paraguay*[3]). Wappaeus[4]) enthält Angaben nach Azara, Rengger und Page. Johnston[5]) hat nach Pages Aufzeichnungen die Mittel für die vier vollen Monate, welche dieselben umfassen, berechnet, macht Angaben über die Winde von Paraguay, beschreibt einige von ihm beobachtete Stürme und giebt eine Uebersicht über Lieutenant Congreves während des ganzen Jahres 1874 zu Asuncion angestellte Beobachtungen, sowie eine solche über die Beobachtungen Dr. Perinis von Anfang 1874 bis Juni 1875. Mevert[6]) begnügt sich mit einer kurzen Schilderung des Klimas, in welcher er demselben zum Theil Eigenschaften zuspricht, die ihm ganz und gar nicht zukommen, namentlich einen regelmässigen Turnus in den Witterungserscheinungen und kurze Dauer der Hitze. Bei weitem die umfangreichsten Beobachtungen über das Klima Paraguays

---

[1]) S. 608 ff.

[2]) S. 240 bis 263.

[3]) Paris, Hachette 1860. Dieses Werk habe ich mir trotz vielseitiger Bemühungen nicht verschaffen können.

[4]) S. 1152 und 1153.

[5]) *Proceedings* etc. XX, S. 500 bis 508.

[6]) S. 123 und 124.

hat der deutsche Vicekonsul in Asuncion, Herr **Mangels**, gemacht. Von demselben liegen mir vor: in der Asuncioner Zeitung »La Reforma« veröffentlichte ziemlich umfängliche Berichte über die Beobachtungen aus den Jahren 1879 bis 1883, in welchen auch die Beobachtungen der Jahre 1877 und 1878 vergleichend in Betracht gezogen werden; Abschrift der vom 1. November 1883 bis zum 16. Februar 1884 gemachten Beobachtungen; während der Dauer meiner Reise um 6 Uhr Morgens (gleichzeitig mit Beobachtungen von mir) angestellte Beobachtungen; ein Aufsatz im Jahrgang I, Heft 7 und 8, der Asuncioner Zeitschrift »El Porvenir«, der auch die Beobachtungen verwerthet, welche Herr Mangels in den acht letzten Jahren vor 1877 angestellt hat, wie es scheint noch ohne bestimmte Grundsätze und ohne systematische Aufzeichnung. Die in »La Reforma« veröffentlichten Jahresübersichten enthalten für alle Monate Folgendes: absolutes thermometrisches Maximum und Minimum; thermometrisches Monatsmittel, berechnet aus den Tagesmitteln; absolutes barometrisches Maximum und Minimum; barometrisches Mittel; absolutes hygrometrisches Maximum und Minimum, sowie hygrometrisches Mittel (seit 1880); Regenmenge, Zahl der Regentage, der bewölkten Tage, der klaren Tage; Häufigkeit der Winde (vier Hauptrichtungen und Stille); Häufigkeit von Gewitter, Sturm, Nebel, Reif; Zahl der kalten, heissen und gemässigten Tage. Herr Mangels ist so freundlich gewesen, mir darüber Auskunft zu geben, in welcher Weise er die Thermometer- und Barometerbeobachtungen anstellt; dieses geschieht nicht zu bestimmten Stunden, beim Thermometer notirt er vielmehr das tägliche Maximum und Minimum, und zwar dann, wenn er glaubt, dass es eingetreten ist, und berechnet daraus die Mittel; beim Barometer schätzt er an Tagen mit geringen Schwankungen des Luftdrucks das Mittel, während er an Tagen mit starken Schwankungen die extremen Stände festzuhalten bemüht ist. Diese Art zu beobachten rechtfertigt es, dass ich mir erlaubt habe, oben zu sagen, wir besässen strengen Anforderungen entsprechende Beobachtungen über grössere Zeiträume noch nicht. Ich bin weit entfernt davon, sagen zu wollen, dass Herrn Mangels für seine mit grosser Ausdauer und Gewissenhaftigkeit gemachten Aufzeichnungen nicht der grösste Dank gebühre, wünsche vielmehr nur für richtige Beurtheilung seines Materials einen Maassstab zu geben. Bei der Beobachtungsart des Herrn Mangels ist es fast unvermeidlich, dass die thermometrischen Mittel, welche doch neben den Messungen des Regenfalls wohl die Hauptsache sind, zu hoch ausfallen. Ergeben schon Mittel aus richtigem Maximum und Minimum gewöhnlich ein etwas zu hohes Resultat, wie viel mehr

muss es bei geschätzten Extremen der Fall sein! Es ist zu leicht möglich, dass sehr oft das Minimum verpasst wird, selbst wenn man, wie Herr Mangels, ein grosser Frühaufsteher ist. Einen praktischen Beweis scheinen mir die während meiner Reise gemachten Aufzeichnungen zu liefern: die Temperaturen, welche in der auf meinen Wunsch gemachten Aufzeichnung um 6 Uhr angegeben sind, figuriren auch als Minima in Herrn Mangels eigenen Aufzeichnungen; während der in Frage kommenden Monate trat aber sicher das Minimum fast jeden Tag früher ein. Zur Beurtheilung der benutzten Instrumente diene Folgendes: Das Thermometer des Herrn Mangels ist ein gewöhnliches Thermometer mit in ganze Grade getheilter Réaumurskala; es hängt in angemessener Höhe an einer Säule (wenn ich nicht irre aus Ziegeln) in einem nicht sehr geräumigen Hof mitten in der Stadt; durch Vergleich mit meinem Thermometer, das in Hamburg genau geprüft war [1]) und Fünftelgrade abzulesen, Zehntelgrade mit voller Sicherheit zu schätzen gestattet, fand ich, dass es 0,45 ° C. zu hoch steht. Auch diese Umstände lassen annehmen, dass die Resultate des Herrn Mangels zu hoch sind. Das Barometer ist ein gewöhnliches Zimmeraneroid; durch Vergleich mit meinem Taschenaneroid von Krüss, welches bei der Abreise von Hamburg bei etwa 760 *mm* keinen Indexfehler hatte [2]), fand ich, dass es um 4,5 *mm* zu hoch steht, doch ist es nicht unmöglich (wenn auch sehr unwahrscheinlich, da ich das Barometer sehr in Acht nahm), dass das meinige seit Hamburg seinen Stand geändert hatte. Nach meiner Rückkehr von der Reise im Innern war die Differenz unserer Barometer die gleiche wie vorher. Vor wenigen Tagen [3]) hat mir Herr Mangels zwar mitgetheilt, dass der Vergleich seines Barometers mit dem Aneroid des Herrn Dr. Drake, der zum Zwecke zoologischer Sammlungen Paraguay bereiste, und eine Kochpunktbeobachtung des Herrn Dr. van den Steinen, der Asuncion auf dem Wege nach Cuyabá (Xinguexpedition) passirte, ergeben hätten, dass sein Barometer richtig stehe, doch glaube ich, so lange mir die näheren Umstände dieser Kontrolen unbekannt sind, meine gegentheilige Annahme um so mehr aufrecht erhalten zu dürfen, als die Barometerstände, welche Herr Mangels notirt hat, für einen etwa 125 *m* hoch gelegenen Beobachtungsort im Vergleich mit den Beobachtungen an den nächsten

[1]) Mein Kollege, Herr Prof. Dr. Matern, hat es bei verschiedenen Ständen mit einem von ihm selbst nach strengsten Anforderungen gefertigten in Zehntelgrade getheilten Thermometer verglichen.

[2]) Zertifikat der Deutschen Seewarte.

[3]) Am 11. August 1884 in Hamburg.

Küsten und an Orten zwischen diesen und Asuncion etwas hoch erscheinen. (Mittel aus sieben Jahren 759,2 gegen 761,7 in Pelotas, 761,8 in Buenos Aires, **756,3** in Corrientes [1]). (Congreves Beobachtungen (s. o.) geben für 1874 für das Niveau des Flusses bei Asuncion das Mittel von 754,71 *mm*). Demnach habe ich auch meinen Höhenberechnungen das oben angegebene Verhältniss unserer beiden Barometer zu Grunde gelegt.

Ein Hygrometer führte ich nicht mit; das des Herrn Mangels ist ein Klinkerfuessches. Den von Herrn Mangels benutzten Regenmesser habe ich nicht gesehen; die Regenmengen sind jedenfalls nicht auf die Normaltemperatur reduzirt.

Bei Martinez [2]) findet sich eine kurze Darstellung des Klimas von Paraguay nach den Mangelsschen Beobachtungen für die Jahre 1877 bis 1880. H. Schneider, einer der Leipziger Experten für Paraguay, hat vor Kurzem in der Deutschen Kolonialzeitung [3]) eine längere Darstellung des Klimas gegeben, welche im wesentlichen den Inhalt des oben angeführten Aufsatzes von Mangels in »El Porvenir« reproduzirt, vermehrt um einige Uebersichtstabellen und um eine Beurtheilung des Klimas und der Gesundheitsverhältnisse in Bezug auf Kolonisation. Hann giebt in seinem Handbuch der Klimatologie [1]) in dem Abschnitt über das Klima des aussertropischen Südamerika [4]) einzelne Daten für Asuncion, deren Ursprung leider nicht ersichtlich ist.

Das ist das gesammte mir vorliegende Material; dazu kommen noch meine eigenen Aufzeichnungen, die bis zu einem gewissen Grade allgemeine Vergleiche zwischen dem Innern des Landes und Asuncion ermöglichen. Der nachfolgenden kurzen Darstellung des Klimas müssen natürlich in der Hauptsache die Mangelsschen Beobachtungen zur Grundlage dienen, die ich zunächst so verwerthe, wie sie in den Veröffentlichungen enthalten sind, ohne Korrekturen.

Beschäftigen wir uns zunächst mit der Temperatur [5]). Die Wärmemittel der Jahre 1877 bis 1883 für Asuncion waren nach Mangels folgende:

1877 . . .	25,12	1881 . . .	24,17
1878 . . .	24,02	1882 . . .	24,21
1879 . . .	24,51	1883 . . .	23,87
1880 . . .	24,02		

[1]) Hann, Handbuch der Klimatologie. Stuttgart 1883. Engelhorn. S. 658.
[2]) S. 4 bis 10.
[3]) Organ des Deutschen Kolonialvereins in Frankfurt a. M., Jahrg. I, S. 4 bis 9 und S. 32 bis 35.
[4]) S. 656 ff.
[5]) Alles umgerechnet in Grade der hunderttheiligen Skala.

Daraus ergiebt sich eine durchschnittliche jährliche Mitteltemperatur von 24,27°. Page giebt als Jahresmittel »nach den Beobachtungen aus den Jahren 1853, 1854 und 1855« 24,44° an, hat aber nur (s. o.) während einiger Monate der Jahre 1853 und 1854 beobachten lassen. Du Graty giebt ohne ausreichende Begründung als Mittel der Jahre 1855 bis 1858 23,33° an. Die Mitteltemperatur des Jahres 1874 war nach Congreve und Perini 22,22°. Hann nimmt eine Mitteltemperatur von 22,4° an [1]), an anderer Stelle 22,2 [2]). Vergleicht man diese Zahlen unter einander und zieht man in Betracht, dass die Mangelsschen Beobachtungen aus den oben angeführten Gründen wahrscheinlich zu hohe Resultate ergeben haben, so wird man mit einiger Sicherheit 23° als durchschnittliche jährliche Mitteltemperatur für Asuncion annehmen können. Das ist eine Mitteltemperatur, wie man sie in Europa nicht findet; sie lässt sich vergleichen [3]) mit der von Santa Cruz auf Tenerife (21,6), Kairo (21,3), Buschir am Persischen Meerbusen (23,1), Hongkong (22,5), Loanda (23), Numea auf Neukaledonien (23,1), Carácas (21,8), Santiago del Estero in Argentinien (21,6), während die übrigen klimatischen Faktoren von denen dieser Orte natürlich zum Theil bedeutend abweichen. Eine ähnliche Mitteltemperatur wie Asuncion werden alle in der Nähe des Paraguay gelegenen Orte haben, doch steigt dieselbe jedenfalls etwas in den nördlicheren Landestheilen. Für die im Inneren des Landes gelegenen Orte darf man eine niedrigere Mitteltemperatur voraussetzen, und zwar scheint der Unterschied ein grösserer zu sein, als ihn allein die höhere Lage bewirken könnte; bewiesen kann diese Vermuthung erst werden, wenn Beobachtungen über längere Zeiträume aus dem Innern vorliegen, gestützt wird sie durch zahlreiche vereinzelte Beobachtungen während meiner Reise; so hatten z. B. die Tage, welche ich am Rio Corrientes, in Igatimí und auf dem Panadero verlebte, (annähernde) Mittel, die hinter denen von Asuncion (bei sonst gleichen Witterungsverhältnissen) um 3, 4, 5 Grade zurückblieben, obgleich der Höhenunterschied beim Rio Corrientes nur 45, bei Igatimí 90, beim Panadero 85 *m* beträgt, so dass er nicht einmal 0,5° Temperaturunterschied bedingen würde, von der grösseren Aequatornähe der genannten Orte ganz abgesehen.

Die Schwankungen der Jahresmittel von Asuncion sind, wie aus der oben stehenden Tabelle ersichtlich ist, nicht sehr gross.

---

[1]) S. 663.

[2]) S. 344.

[3]) Die zum Vergleich herangezogenen Angaben hier und im Folgenden nach Hann, Handbuch der Klimatologie.

Die Jahreszeiten unterscheidet man in Paraguay nur als Winter und Sommer; jenem kann man im Allgemeinen die Monate April bis September, diesem die sechs andern zuzählen. Der Unterschied beider Jahreshälften ist nur gering, wie aus folgender Zusammenstellung (nach den Mangelsschen Beobachtungen) ersichtlich ist:

	Sommerhalbjahr	Winterhalbjahr	Unterschied
1879...	27,2	21,9	5,3
1880...	26,7	21,5	5,2
1881...	27,2	21,2	6,0
1882...	27,1	21,4	5,7
1883...	26,8	20,9	5,9

Der mittlere Unterschied zwischen Sommer- und Winterhalbjahr beträgt daher nur 5,6°.

Die Temperaturen der extremen Monate Januar und Juli und der sich in den meisten Ländern der jährlichen Mitteltemperatur am meisten nähernden Monate April und Oktober veranschaulicht folgende Zusammenstellung:

	Januar	April	Juli	Oktober
1879....	26,1	23,0	24,0	25,1
1880....	28,8	23,8	20,9	22,1
1881....	27,9	23,4	17,8	25,4
1882....	29,1	23,8	18,1	25,8
1883....	27,9	22,5	19,2	24,9
Mittel ..	27,9	23,3	20,0	24,7

Die mittlere Differenz der Monate Januar und Juli ergiebt sich hiernach rund zu 8°. Die genannten Monate repräsentiren aber nicht immer wirklich die extremen Monatsmitteltemperaturen: 1879 war der Februar mit 28,0°, 1881 der Dezember mit 28,6° der wärmste Monat, 1879 der Juni mit 19,7° der kälteste Monat; 1880 war der Juni ganz unbedeutend kälter als der Juli. Nimmt man aus den fünf Jahren der Tabelle und dem Jahr 1874 (nach Perini; Januar 28,6°, Juni 18,9°) das Mittel aus den Differenzen des wirklich kältesten und wärmsten Monats, so bekommt man 9,4°. Hann giebt 8,8° an.

Zum Vergleich führe ich an, dass der Unterschied der Mitteltemperaturen des kältesten und wärmsten Monats beträgt in Batavia 1,1, in Zanzibar 2,9, in Carácas 3, in Loanda 6,4, in Numea 7,4, in Santa Cruz (Tenerife) 7,8, in Hongkong 13,4, in Santiago del Estero 15,2, in Kairo 16,9, in Buschir 17,5, in Hamburg 17,7, in Leipzig 19,2, in Wien 22,2, in Milwaukee 27, in Petersburg 27,1 in Jakutsk 61,6°.

Die Temperatur des wärmsten Monats von Asuncion (27,9)

lässt sich vergleichen mit der von Syrakus (26,5), Alexandria (26,4), Murcia (26,1), Tunis (27,3), Beirut (27,8).

Von Wichtigkeit ist es, die mittleren Jahresextreme eines Ortes zu kennen, d. h. die äussersten Grenzen, zwischen denen sich die Temperatur eines Ortes zu bewegen pflegt; dieselben betragen in Asuncion nach den Mangelsschen Beobachtungen (fünfjährige Mittel) 6 und 37,4 °; der Unterschied zwischen mittlerem Maximum und mittlerem Minimum demnach 31,4 °. Man vergleiche damit die mittleren Jahresextreme folgender Orte: Zanzibar 31,7 und 21,7 (Unterschied 10 °), Carácas 26,5 und 14,3 (12,2), Apia (Samoainseln) 31,1 und 15 (16,1), Funchal (Madeira) Unterschied 18,4, Hongkong 33,1 und 6,7 (26,4), Corrientes 35,3 und 6,4 (28,9), Copiapó 33,4 und 3,4 (30), Mejico 29,4 und — 1,1 (30,5), Gibraltar 33,7 und 3,2 (30,5), Buenos Aires 34,4 und 0,1 (34,3), Pelotas 36,4 und 1,2 (35,2), deutsche Kolonien in Rio Grande 39 und 0 (39), Melbourne 41,3 und — 1,1 (42,4), Paris 33,1 und — 10 (43,1), Hamburg 31,1 und — 12,4 (43,5), Zürich 30 und — 13,8 (43,8), Montpellier 37,3 und — 9,2 (46,5), Lahore 47,9 und — 0,1 (48), Wien 33,5 und — 14,5 (48), Leipzig 32,9 und — 17,1 (50), Newyork 33,9 und — 17,3 (51,2), Königsberg 31,8 und — 21,5 (53,3), Upsala 30,4 und — 23,9 (54,3), Petersburg 29,3 und — 28,5 (57,8), Jakutsk 33 und — 54,8 (87,8 °).

Die absoluten Extreme der Temperatur zu Asuncion weichen von den mittleren Jahresextremen nach den Beobachtungen von 1879 bis Ende Februar 1884 nur ganz unbedeutend ab; sie betragen 38,1 ° (im Februar, November und Dezember 1882; im Jahre 1878 traten die höchsten Temperaturen im September und Oktober ein) und 5 ° (im August 1879 und 1881). Perini beobachtete als Maximum (im Februar 1875) 39,4 ° C.; Page als Minimum 7,7; Azara giebt als niedrigste Temperatur kalter Wintertage 42 ° F. = 7,2 ° C. an, erwähnt aber, dass ausnahmsweise in den Jahren 1786 und 1789 Wasser in seinem Hofe zu Asuncion gefroren sei, was einer Temperatur von 30 ° F. (= — 1,1 ° C) entspreche; Rengger sagt, dass die Temperatur zuweilen auf 0 sinke. Man darf wohl annehmen, dass die Minima im Innern des Landes tiefer liegen, als in Asuncion, namentlich auf offenen Weideflächen; wenn in Asuncion im Hofe des Herrn Mangels 4 ° beobachtet werden, wird man für Paraguarý oder Caázapá wohl 0 ° annehmen dürfen, was auch Herr Mangels in seinen Jahresberichten fast stets ausdrücklich hervorhebt. Während meiner Reise beobachtete ich als Temperaturextreme 13,1 und 34,2 °; an denselben Tagen hatte man in Asuncion 21,9 und 35,7 °. Während der Dauer meiner Reise waren die Extreme in Asuncion 18,1 und 37,5 °. Zum Vergleich führe

ich folgende absolute Temperaturextreme aus andern Ländern an: Buenos Aires 37,8 und —2,3, Montevideo 41 und 0, Cordoba in Argentinien 41 und —6,8, La Rioja 43,2 und 2, Melbourne 44 und —2,8, Curitiba 37,8 und 4,4, Lahora 50,9 und —1,6, Zanzibar 32,6 und 20,4, St. Louis (Senegambien) 44,8 und 7,9; in Massaua hat man bis 56° C., in Rom bis —6, in Modena bis —14,6° beobachtet.

Die *mittlere Monatsschwankung*, also der Abstand zwischen der durchschnittlichen kältesten und durchschnittlichen wärmsten Temperatur eines oder mehrerer Monate, ist in Asuncion, und eher in noch höherem Grade im Innern von Paraguay, sehr bedeutend, sie beträgt im Mittel aller Monate 20,8°, erreicht ihr Maximum mit 25,5° im August, ihr Minimum mit 17,3° im Februar. In Buenos Aires ist die mittlere Monatsschwankung ähnlich; sie beträgt daselbst 19°; in Melbourne beträgt sie 23,5°.

Die *täglichen Schwankungen* der Temperatur sind für gewöhnlich mässig, bei Windwechsel aber sehr gross, und lassen ganz besonders deutlich die Abhängigkeit der Temperatur von der *Windrichtung* erkennen, welch letztere für Paraguay bei weitem der *wichtigste klimatische Faktor* ist. Während der Dauer meiner Reise (Sommermonate) fanden besonders schroffe Witterungswechsel nicht statt, die stärkste Tagesschwankung während derselben betrug zu Asuncion nur 12,4°, die geringste 1,2°; die der meisten Tage betrug 6 bis 10°. Ich selbst beobachtete als geringste Schwankung 1° (an einem Regentage mit schwülem Morgen), als grösste 20° (von früh um 5 bis Nachmittags um 2½ Uhr, von 14 auf 34°, bei 170 *m* Steigung) an einem völlig klaren Tage nach vorangegangener klarer und windstiller Nacht. Schwankungen von 13 bis 17° beobachtete ich wiederholt. Bei plötzlichem Eintritt starken Südwindes hat Rengger das Thermometer *in weniger als einer Viertelstunde* von 29° R. auf 15° R. (36,3 und 18,8° C.) fallen sehen; an anderer Stelle giebt er an, dass man öfters in solchem Falle in einer Viertelstunde eine Abnahme der Temperatur um 10 bis 12° R. (12,5 bis 15° C.) beobachtet habe; nach Mangels beträgt die gewöhnliche Temperaturerniedrigung bei Eintritt von Südwind 10 bis 12,5° C.; weht der Südwind andauernd, so erniedrigt sich die Temperatur bis um 25° und darüber, wie z. B. im Jahre 1879, wo das Thermometer in fünf Tagen (4. bis 9. August) von 31,3 auf 5° fiel. Als den mittleren Unterschied der Temperatur bei Nordwind und bei Südwind giebt Johnston 10° F. = 5,5° C. an. Weht kein Südwind, so geht auch im Winter die Temperatur selten unter 20° herunter und kann, wie aus dem zuletzt angeführten Beispiel ersichtlich ist, über 30° steigen.

Zur Ermöglichung von Vergleichen sei angeführt, dass die mittlere tägliche Wärmeschwankung in Zanzibar 4,1 ° beträgt, in Levuka (Fidschiinseln) 5, in Pará gewöhnlich 10, in Batavia 5,9, in Funchal 4,7, in der Kapstadt 5 bis 9 und nicht über 17, in Melbourne 10, in Madrid oft 20 bis 30, im Innern des Kaplandes ebenfalls oft 30° beträgt.

In seinen Veröffentlichungen unterscheidet Herr Mangels die Tage als heisse, gemässigte und kalte; heiss nennt er die Tage, deren Maximum 25° R. (31,3° C.) übersteigt, kalt die, deren Maximum unter 15° R. (18,8° C.) bleibt. Er giebt für die Jahre 1877 bis 1883 folgende Tabelle:

	Kalte Tage.	Heisse Tage.	Gemässigte Tage.
1877......	44	121	200
1878......	45	72	248
1879......	30	95	240
1880......	48	91	227
1881......	46	92	227
1882......	49	104	211
1883......	55	99	211
Mittel	45,3	96,3	223,6

Schon aus dem oben über die täglichen Temperaturschwankungen Gesagten ergibt sich, dass auch im Winter heisse Tage vorkommen, und zwar entfielen auf die Monate April bis September im Durchschnitt der Jahre 1879 bis 1883 im ganzen 10 heisse Tage (im Maximum 15, im Minimum 0); umgekehrt kamen auf die Monate Oktober bis März kalte Tage im ganzen durchschnittlich 1,6 (Maximum 6, Minimum 0). Während der drei Monate von Mitte November 1883 bis Mitte Februar 1884 hatte man in Asuncion 53 heisse und 41 gemässigte Tage.

Dass Reif in Paraguay keine unbekannte Erscheinung ist, geht aus den gemachten Temperaturangaben hervor; sogar in Asuncion ist er fast jedes Jahr zu beobachten. Die Gesammtzahl der Tage mit Reif giebt folgende Tabelle:

1877......	12	1880......	3 [1])
1878......	16	1881......	10
1879......	9	1882......	7
1883	10		

Es kamen demnach durchschnittlich auf's Jahr 9,6 Tage mit Reif. In den Jahren 1879 bis 1883 kamen auf den April 2 Reiftage, auf den Mai 5, auf den Juni 10, auf den Juli 12, auf den August 8, auf den September 2; der Juni war nur 1883 ganz reiffrei.

Zur Eisbildung scheint es nur ganz selten zu kommen; Rengger sah während eines sechsjährigen Aufenthaltes keines, Azara aus-

[1]) In der Veröffentlichung für 1880 sind 3 Reiftage angegeben, später figurirt das Jahr in den Zusammenstellungen mit 4.

nahmsweise ein wenig; während der Mangelsschen Beobachtungszeit ist in Asuncion keines vorgekommen.

Wenden wir uns nun zu einer kurzen Betrachtung des Luftdrucks und der Winde.

Wie schon oben gesagt wurde, ist es unwahrscheinlich, dass das von Herrn Mangels auf Grund siebenjähriger Beobachtungen gewonnene Jahresmittel des Luftdrucks von 759,2 mm richtig ist; ich glaube annehmen zu dürfen, dass es (bei 125 m Meereshöhe) nicht über 754 mm beträgt. Nach Congreves Beobachtungen war 1877 der mittlere Luftdruck im Niveau des Flusses (auf 0° reducirt) 29,665 engl. Zoll = 753,5 *mm*, was zu meiner Annahme gut stimmt, da der Luftdruckunterschied zwischen dem Niveau des Flusses und dem Mangelsschen Hause etwas über 2 *mm* beträgt. Page giebt für das Niveau des Flusses auf Grund der Beobachtungen einiger Monate 29,67 engl. Zoll = 753,6 *mm* als Mittel an. Der jährliche Gang des Luftdrucks ist ein ziemlich regelmässiger: der Druck ist gering im Januar, steigt ziemlich gleichmässig bis über die Mitte des Jahres und nimmt dann ab bis zum Ende des Jahres; in mehreren der Mangelsschen Beobachtungsjahre ist thatsächlich keine Abweichung von der regelmässigen Zu- und Abnahme vorhanden gewesen. Der Monat des geringsten Luftdrucks ist Januar oder Dezember, der des höchsten meistens Juli, bisweilen August, ausnahmsweise Mai. Der Unterschied zwischen den extremen Monaten beträgt im Mittel von fünf Jahren 11,1 *mm*, was als ziemlich hoch zu bezeichnen ist. Man vergleiche: Madeira 0,4, Loanda 3,7, Zanzibar 4,7, Buenos Aires 5,1, Corrientes 5,2, Adelaide 5,3, Kapstadt 5,9, Madras 5,9, Lahore 14,3.

Unter den in Paraguay auftretenden Winden sind der Nord und Süd bei weitem die wichtigsten; Winde mehr oder weniger östlicher Richtung kommen nur als Uebergangswinde vor, wehen allerdings trotzdem manchmal mehrere Tage hintereinander. In den Mangelsschen Beobachtungen sind nur Winde der vier Hauptrichtungen und Windstillen unterschieden, was auch im Wesentlichen genügt. Für die Jahre 1877 bis 1883 giebt Mangels folgende Tabelle:

	Süd	Ost	Nord	West	Windstille
1877......	82	46	141	4	92
1878......	115	59	83	4	104
1879......	110	50	95	8	102
1880......	141	42	80	2	101
1881......	134	25	118	1	87
1882......	135	29	113	3	85
1883......	118	27	126	1	93
Mittel	119,3	39,7	108	3,3	94,9

Nach der Häufigkeit ordnen sich demnach die Erscheinungen der Luftbewegung wie folgt: Südwind, Nordwind, Windstille, Ostwind, Westwind. Letzterer tritt in manchen Jahren nur einmal auf, was nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, dass die geographische Breite von Paraguay westlichen Winden überhaupt nicht günstig ist, dass auf dem Grossen Ozean sich etwa entwickelnde westliche Luftströmungen von den Anden aufgehalten werden, und dass schliesslich diese zu entfernt liegen, um zur Entstehung von Lokalwinden Anlass zu geben. Windrichtung und Luftdruck stehen in Paraguay fast ausnahmslos in direktem Zusammenhang: bei Südwind steigt der Druck, bei Nordwind fällt er. Demnach würden die Monate mit hohem Luftdruck mehr Südwind haben, als die mit niedrigem. Das ist auch der Fall, denn in den Jahren 1879 bis 1883 kamen auf die Monate April bis September 349 Tage mit Südwind, auf die Monate Oktober bis März nur 289. Freilich wäre dieser Unterschied um jährlich im Durchschnitt zwölf Tage nicht genügend, die oben andeutungsweise dargestellten Luftdruckdifferenzen zu erzeugen, man darf aber nicht vergessen, dass im Winter die Luftdruckdifferenz zwischen Nord und Süd eine grössere sein wird, als im Sommer, denn die Temperatur der Gegenden nördlich von Paraguay ist im Winter und Sommer nicht sehr verschieden, während die Flächen Argentiniens und Patagoniens sich im Winter stark abkühlen. Demnach müssten auch im Winter die monatlichen Schwankungen des Luftdrucks bedeutender sein als im Sommer, was durch die Mangelsschen Beobachtungen bestätigt wird: die durchschnittliche mittlere Monatsschwankung des Winters ist 14,7 *mm*, die des Sommers 10,2 *mm*; die grösste mittlere Monatsschwankung hat der August (18 *mm*), die geringste der Februar (7,6 *mm*). Damit stimmt genau überein, was oben über die mittlere Monatsschwankung der Temperatur gesagt ist.

Die Annahme, dass im Sommer die Luftdruckdifferenz der nördlich und der südlich von Paraguay gelegenen Länder geringer ist als im Winter, wird auch durch die Zahl der Tage mit Windstillen bestätigt: 1879 bis 1883 kamen auf die Monate Oktober bis März 306, auf die andern Monate nur 162 Tage mit Windstillen, d. h. im Sommer hielt der Luftdruck im Norden dem im Süden häufiger die Wage als im Winter.

Wenn Schneider [1]) sagt, in kühlen Jahren herrschen die Südwinde, in warmen dagegen die Nordwinde vor, so trifft das allerdings meistens, aber nicht immer zu, denn der erwärmende und abkühlende Werth je

[1]) Deutsche Kolonialzeitung I, 6.

eines Tages mit Nord- resp. Südwind ist nicht immer derselbe. Während der Periode 1877 bis 1883 hatte das wärmste Jahr 1877 (Mittel nach Mangels $25,_{12}{}^{0}$) 141 Tage mit Nordwind und 82 mit Südwind, die kühlen Jahre 1878 und 1880 (Mittel bei beiden $24,_{02}{}^{0}$) 115 resp. 141 Tage mit Südwind und 83 resp. 80 Tage mit Nordwind; dann kommt aber das kühlste aller Jahre 1883 (das Schneider noch nicht berücksichtigen konnte) mit $23,_{87}{}^{0}$ Mitteltemperatur und dabei nur 118 Südwinden und 126 Nordwinden.

Nord- und Südwind treten nicht immer rein in diesen Richtungen auf, wären vielmehr oft als Winde aus Nordnordost oder Nordnordwest, Südsüdost oder Südsüdwest zu bezeichnen. In Congreves Beobachtungen (1874) sind die Winde nach 8 Hauptrichtungen unterschieden; dazu kommen windstille Tage und Tage mit wechselnden Winden. Diese Beobachtungen umfassen aber für Barometer, Thermometer und Regenfall nur ein Jahr, für die Winde nur neun Monate. Für diesen Zeitraum hat Congreve im ganzen nur neun Tage mit Windstillen verzeichnet, was vermuthen lässt, dass bei Mangels die Tage mit schwachen und wechselnden Winden den windstillen Tagen zugerechnet sind.

Ueber die Windstärke liegen durch Zahlen ausgedrückte Beobachtungen nur von Page für Theile der Jahre 1853 und 1854 vor (s. o.); er unterscheidet die Windstärken nach zehntheiliger Skala (1 = *very light breeze*, 10 = *most violent hurricane*) und hat für die in Asuncion und auf dem Paraguay beobachteten Winde fast nur die Stärken 1 bis 3 notirt, vereinzelt 4, je einmal 5, 6 und 8 (*high wind, gale, violent gale*). Im Allgemeinen wehen die Winde sanft; im Durchschnitt der Jahre 1877 bis 1883 kamen nur $14,_{9}$ heftige Winde (*ventarrones* bei Mangels) oder Stürme jährlich vor (im Minimum 9, im Maximum 31). Die bis Paraguay vordringenden stürmischen Südwinde sind jedenfalls identisch mit den Pamperos der südlicheren Gegenden, können jedoch nur als Ausläufer derselben betrachtet werden, die schon einen Theil ihrer Kraft eingebüsst haben. Verheerend treten Stürme in Paraguay nur in vereinzelten Fällen auf.

Es erübrigt noch, über Luftfeuchtigkeit und Niederschläge zu sprechen. Ueber die Luftfeuchtigkeit hat Herr Mangels seit 1880 mit einem Klinkerfuesschen Hygrometer Beobachtungen angestellt; er fand für die Jahre 1880 bis 1883 mittlere Feuchtigkeitsgrade von $77,_{7}$, $82,_{4}$, $79,_{7}$, $81,_{6}$ Prozent, im Mittel $80,_{4}$%. Die beobachteten Extreme waren 100 und 46 Prozent; die extremen Monatsmittel $88,_{8}$ Prozent (Mai 1882) und $71,_{9}$ Prozent (Oktober 1882). Die jährlichen Regenmengen zeigt folgende Zusammenstellung:

1877.....	1478	1881.....	1668
1878.....	2613	1882.....	1457
1879.....	1584	1883.....	1145
1880.....	1574	Mittel ...	1646

Im Jahre 1874 fielen nach Congreve 1411, nach Perini 1475 *mm* Regen; Hann giebt 2080 an, nach zweijährigen Beobachtungen, ohne Nennung des Beobachters. Zum Vergleich seien angeführt: Loanda 318 St. Louis (Senegal) 412, Bahia Blanca 490, Lahore 545, Jerusalem 550, Sizilien 600, deutsche Nordseeküste 670, Kapstadt 680, Algier 700, Buenos Aires 870, Bern 1020, Corrientes 1330, Numea 1610, Kalkutta 1667, Batavia 1868, Zanzibar 2500.

Wichtiger als die Regenmenge ist die Vertheilung über die Jahreszeiten und Monate, welche folgende Tabellen zeigen:

	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX	X	XI	XII
1879..	215	32	232	105	192	144	79	37	29	193	105	221
1880..	126	130	321	37	200	64	109	131	49	168	158	81
1881..	190	161	214	209	175	94	99	39	81	200	128	78
1882..	148	77	213	56	157	232	93	12	37	147	77	208
1883..	46	127	115	74	155	51	15	5	167	99	202	89
Mittel	145	105,4	219	96,2	175,8	117	79	46,8	72,6	161,4	134	135,4

Es ist ersichtlich, dass die Wintermonate regenärmer sind als die Sommermonate; noch deutlicher tritt das hervor, wenn man die Summen der beiden Halbjahre mit einander vergleicht:

	Sommerhalbjahr	Winterhalbjahr	Ueberschuss des Sommerhalbjahrs
1877...	847	631	216
1878...	1703	910	793
1879...	998	586	412
1880...	984	590	394
1881...	971	697	274
1882...	870	587	283
1883...	678	467	211
Mittel..	1007,3	638,3	369

Innerhalb der Wintermonate ist trotz grosser Schwankungen in den einzelnen Jahren und Monaten im Allgemeinen die Tendenz der Abnahme von Anfang gegen das Ende hin zu beobachten, was erhellt, wenn man die Summen der Winterhälften zusammenstellt:

	April bis Juni	Juli bis September	Ueberschuss der ersten Hälfte
1877....	331	300	31
1878....	588	322	266
1879....	441	145	296
1880....	301	289	12
1881....	478	219	259
1882....	445	142	303
1883 ...	280	187	93
Mittel...	409,1	229,1	180

Für diese Eigenthümlichkeiten der Regenvertheilung hat Herr Mangels in seinem angeführten Aufsatz die Erklärung gegeben: Der Nordwind bringt die Feuchtigkeit nach Paraguay, der Südwind kondensirt sie; nach Norden also muss man sich wenden, um der Sache auf den Grund zu kommen. Dort in dem tropischen Matto Grosso giebt es nur eine Regenzeit und eine trockne Zeit, dem scheinbaren Sonnengange entsprechend; während der Regenzeit, welche dem paraguayschen Sommer entspricht, ist die Atmosphäre in Matto Grosso mit Feuchtigkeit übersättigt, die die Luftströmungen zum Theil nach Süden abführen und dann, auf den kühleren Südwind treffend, in Gestalt der reichlichen Sommerregen absetzen. Während der trocknen Monate Matto Grossos, wenn die Sonne nördlich vom Aequator weilt, würden die Nordwinde wahrscheinlich nichts als tropische Glut nach Paraguay bringen, wenn nicht die Regenfülle der nassen Zeit so bedeutend wäre, dass sie die flachen Gebiete am oberen Paraguay und seinen Nebenflüssen auf ungeheure Strecken hin unter Wasser setzte, Sümpfe bildend, deren Wasser ganz allmählich durch den Paraguay abgeführt wird. Die Feuchtigkeit, welche diese grossen Sumpfgebiete abgeben, kommt hauptsächlich Paraguay zu Gute, sie giebt ihm die Winterregen, die natürlich im Ganzen nicht so ergiebig sein können wie die Sommerregen, und die eben mit der Abnahme der Vorräthe in jenem Reservoir geringer werden. Dass die Nordwinde im Winter weniger Wasserdampf führen als im Sommer, lehrt oft der Augenschein, denn es kommt im Winter vor, dass Südwind eintritt, ohne Regen zu erzeugen, was im Sommer kaum je der Fall ist. Dieser Mangelsschen Erklärung der Regenvertheilung wird man hinzufügen dürfen, dass Paraguay wahrscheinlich selbst noch theilweise tropische Zenithalregen hat.

Nach der oben gegebenen dritten Regentabelle beträgt der Regenfall des Sommers etwas über 61 Prozent der Gesammtmenge. Zum Vergleich sei angeführt: in den sechs Sommermonaten (April bis September der nördlichen, Oktober bis März der südlichen Halbkugel)

fallen Prozent der Gesammtregenmenge in Jerusalem 7 (Juni bis September kein Regen), Californien 13, Algier 21, Sizilien 22, Kaphalbinsel 23, Buenos Aires 40, Mitteldeutschland 57, Mittelrussland 64, Tucuman 83, Mejico 84.

Besonders trockne und besonders nasse Jahre kommen in Paraguay im Ganzen selten vor; unter den neun hier in Betracht gezogenen Beobachtungsjahren war eins von jeder Art: 1878 mit 2613 und 1883 mit 1145 *mm*. Letzteres ist immer noch eine ansehnliche Menge, 1,7 mal so gross als die Regenmenge von Hamburg; man muss aber auch die bedeutend grössere Verdunstung Paraguays in Betracht ziehen. Im Ganzen schaden in Paraguay nasse Jahre mehr als trockne.

In den Mangelsschen Beobachtungen sind die Tage des Jahres als Regentage, bewölkte Tage und klare Tage unterschieden; dieselben vertheilten sich 1877 bis 1879 wie folgt:

	Regen	bewölkt	klar
1877...	70	118	177
1878...	93	77	195
1879...	73	51	241
1880...	93	61	212
1881...	91	67	207
1882...	67	55	243
1883...	66	75	224
Mittel..	79	72	214,1

In St. Louis (Senegal) zählt man 35 Regentage jährlich, in Zanzibar 120, in London 167. Ein Regentag in Paraguay liefert durchschnittlich nahezu 21 *mm* Regen. Im Durchschnitt der Jahre 1879 bis 1883 kommen auf das Sommerhalbjahr 45, auf das Winterhalbjahr 33 Regentage; die Ergiebigkeit eines Regentages in jeder Jahreshälfte war also annähernd die gleiche, im Sommer 20 *mm*, im Winter fast 18. Der stärkste während meiner Anwesenheit in Paraguay zu Asuncion gemessene Regen lieferte 35 *mm*, doch kommen ausnahmsweise viel heftigere Regenfälle vor; so gingen z. B. in der ungewöhnlich nassen Periode von Ende September 1877 bis Ende April 1878 mehrere Güsse von 170 *mm* nieder.

Die Regenfälle, welche ich in Paraguay erlebte, verliefen fast sämmtlich so, dass ein starker Guss von 20 bis 30 Minuten Dauer den Anfang machte (nicht selten in den frühen Morgenstunden) und es dann schwächer mehrere Stunden fortregnete; kein Regenfall dauerte ununterbrochen zwölf Stunden lang, und über mehrere Tage

ausgedehnte Landregen, wie wir sie in Deutschland haben, kommen wahrscheinlich in Paraguay sehr selten vor. Wenn ein starker Regen sich über Asuncion ergiesst, so fliessen alsbald breite Bäche die Strassen entlang und richten namentlich in den zum Fluss hinabführenden Querstrassen grosse Verwüstungen an. Gewitter begleiten oft den Regen, wie überhaupt elektrische Erscheinungen ungemein häufig sind. Auf meiner Reise, besonders im Januar, konnte ich wochenlang täglich Gewitter oder Wetterleuchten beobachten. Die meisten Gewitter waren durch lange, rollende und infolge der zahlreichen Blitze fast ununterbrochen ertönende Donner charakterisirt, nur einzelne entfalteten grosse Heftigkeit und sandten krachende Blitze zur Erde nieder. Das Wetterleuchten machte bisweilen einen wahrhaft grossartigen Eindruck. Die Zahl der Gewittertage der Jahre 1877 bis 1883 war 26, 38, 34, 58, 52, 45, 37, im Durchschnitt 41,4; der Sommer ist bedeutend gewitterreicher als der Winter: im Durchschnitt der Jahre 1879 bis 1883 kamen auf die Sommermonate 29,4, auf die Wintermonate 15,8 Gewitter.

In der Form von Schnee tritt der Niederschlag in Paraguay niemals auf; zwar sagte mir ein Yerbatero, dass auf dem Cerro Maracayú Schneefälle vorkämen, doch ist das — bei einer Meereshöhe von nur etwa 500 *m* — unwahrscheinlich. Hagel ist in Paraguay eine seltene Erscheinung; während der Periode 1877 bis 1883 wurde er in Asuncion fünfmal beobachtet, und zwar je einmal 1878 und 1879, dreimal 1880, alles im Winter. Von Bedeutung war nur der Hagelschlag des Jahres 1879, über welchen Herr Mangels in seinem Jahresbericht schreibt: »Hier ist über eine grossartige, zum Glück in Paraguay sehr seltene Naturerscheinung zu berichten, nämlich über den furchtbaren Hagelschlag in der Nacht vom 22. zum 23. Mai, den stärksten, den ich während elf Jahre im Lande beobachtet habe. Es fielen Hagelstücke von 4 *cm* Durchmesser in aussergewöhnlicher Menge, welche im Verein mit dem in derselben Nacht gefallenen Regen die enorme Niederschlagsmenge von 174 *mm* hervorbrachten, welche bisher noch nie in Paraguay beobachtet ist. Phänomenal wie der Hagelschlag und der Regen war auch der sie begleitende Orkan«. Rengger hat während eines sechsjährigen Aufenthaltes im Lande nur einen Hagelschlag von einiger Bedeutung beobachtet, im Uebrigen schreibt er, zum Theil abweichend von den aus den Beobachtungen der letzten Jahre folgenden Thatsachen: »Es hagelt fast jedes Jahr in irgend einem Theile von Paraguay und es graupelt überall mehrmals jährlich. Besonders häufig fällt der Hagel im Oktober und November nach sehr warmen Tagen«.

Auch Nebel ist eine seltene Erscheinung in Asuncion; 1883 gab es keinen Nebeltag, 1877 und 1881 je einen, 1880 zwei, 1878 drei, 1882 vier, 1879 elf, letztere über fast alle Monate verteilt. Nach den Beobachtungen während meiner Reise zu schliessen sind Nebel im Innern des Landes häufiger. Thau fällt reichlich, besonders im Innern des Landes in klaren Sommernächten; nicht selten erwachte ich fast völlig durchnässt und der Strohhut hatte des Morgens oft eine wahrhaft klägliche Gestalt, zumal im Schmucke des von Ameisen zum grössten Theil verspeisten Hutbandes.

Ueber andere meteorologische Elemente, wie Intensität der Sonnenstrahlung, Bläue des Himmels u. s. w. liegen ziffermässige Beobachtungen nicht vor. Nach meiner Erfahrung kann ich sagen, dass die Intensität der Sonnenstrahlung keine übermässige ist; ich war oft in den heissesten Tagesstunden des Sommers zu Pferde und sogar zu Fuss unterwegs, ohne Nachtheil; nur selten empfand ich das Bedürfniss, ein Nackentuch zu benutzen. Die Bläue des Himmels ist während der Herrschaft des feuchten Nordwindes oft matt, bei anhaltendem Südwind dagegen sehr intensiv. Das Sonnenlicht hat fast nie etwas grelles, vielleicht weil überall reichliches Grün dem Auge Ruhepunkte bietet. Das Licht des Mondes ist oft von grosser Helligkeit, sodass es zu lesen gestattet. Die Dämmerung ist selbstverständlich von viel kürzerer Dauer als bei uns, ohne dass man indessen von einem »plötzlichen« oder »fast plötzlichen« Eintritt der Nacht sprechen könnte. Selbst in ganz tropischen Ländern ist die Dämmerung nicht so kurz, wie übertreibende Reisende gern glauben machen. An der Loangoküste z. B. kann man nach Pechuël-Loesche im Freien gewöhnlichen Druck noch 25 bis 28 Minuten nach Sonnenuntergang ohne besondere Anstrengung lesen.

Wenn ich in dieser theoretischen Darstellung das Klima von Paraguay etwas ausführlicher gewesen bin, als es dem nach praktischen Resultaten suchenden Leser lieb sein mag und als die Ueberschrift des zweiten Abschnittes meiner Mittheilungen rechtfertigt, so bitte ich das dadurch zu entschuldigen, dass gerade über das Klima — etwa mit Ausnahme des vor Kurzem erschienenen, mehrmals angeführten Schneiderschen Aufsatzes — noch nichts einigermassen Ausführliches in weitere Kreise gedrungen ist, und gerade das Klima muss von entscheidendem Werth bei Beurtheilung der Kolonisationsfrage sein.

Welches ist nun der Einfluss des dargestellten Klimas auf den Menschen und seine Thätigkeit?

Das Klima von Paraguay muss als ein warmes subtropisches be-

zeichnet werden; sogar zahlreiche Orte der tropischen Zone haben bei mässiger Meereshöhe keine höhere mittlere Jahrestemperatur. Doch darf man es durchaus nicht mit dem Klima tropischer Küstenorte in eine Linie stellen, wie etwa Rio, Zanzibar oder Singapur, denn es fehlt die ewige Gleichheit der feuchten Wärme, die Nacht bringt Abkühlung, der Abend und der Morgen sind meistens herrlich, die Temperatur wechselt oft und schnell, sodass der Organismus nicht erschlafft. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass der Europäer sich ohne Schaden an das Klima von Paraguay gewöhnen kann, und zwar geschieht das ziemlich schnell. Leichter als dem Deutschen wird es dem Südeuropäer, theils weil derselbe aus näher verwandtem Klima kommt, theils weil er mehr als der Deutsche an eine für warmes Klima passende Lebensweise gewöhnt ist. Unter allen Deutschen, die ich in Paraguay gesprochen habe, war keiner, der das Klima getadelt hätte; »gegen das Klima lässt sich gar nichts sagen«, war der gewöhnlich gehörte Ausdruck. Andere, die sonst schlechte Erfahrungen gemacht hatten, sagten: »Das Klima ist das Beste an dem Lande«. Nicht einmal über die Hitze klagten die Leute, viele behaupteten sogar, dass die Eingewanderten die hohen Hitzegrade besser ertrügen, als die Eingeborenen. Von extremer Hitze kann übrigens nicht die Rede sein, wie das mittlere Jahresmaximum von 37,4° (nach den wahrscheinlich zu hohen Mangelsschen Beobachtungen) beweist; 31° R. = 38,8° C. kommen schon nur ganz vereinzelt vor. Solche Temperaturen werden in mitteleuropäischen Breiten auch beobachtet, z. B. 39,5° C. in Paris im Sommer 1881, von Nordamerika ganz zu schweigen. Nicht zu vergessen ist, dass der Akklimatisirte sich zu solchen Maximaltemperaturen wie auch zu besonders niedrigen Temperaturen anders verhält als der Neuankömmling, denn der Körper gewöhnt sich bald an die hohe Mittelwärme der Luft und hat dann bis zum oberen Extrem keinen so grossen Abstand wie bei uns. Etwa[s] Aehnliches haben wir bei uns im Sommer, wenn wir die Junihitz[e] schwerer ertragen als die im August. Aehnlich wie mit der Hitz[e] ist es drüben mit der Kälte: + 5 oder 8° werden als strenge Käl[te] empfunden.

Eine zweite Frage ist die, ob es für den Deutschen möglich i[st,] bei dem Klima Paraguays die schweren Arbeiten des Ackerbaus [zu] verrichten. Ich glaube dieselbe bejahen zu dürfen, von dem Gru[nd-] satze ausgehend, dass es sich um kleinbäuerlichen Betrieb hand[elt,] in welchem der Einzelne fast alle zum Unterhalt einer Familie nöthig[en] Produkte und einige zum Verkauf anbaut. Wäre von Grosswirthsch[aft] die Rede, mit Anlage grosser Felder derselben Fruchtart etc.,

wäre die Sache etwas schwieriger, dann würden aber wahrscheinlich Maschinen in grossem Umfange die menschliche Arbeitskraft ersetzen. Zwölf bis vierzehn Stunden oder mehr mit einer kleinen Mittagspause auf offnem Felde in glühender Sonnenhitze mit der Sense arbeiten, das könnte man in Paraguay nicht. Bei der Kleinwirthschaft aber kann man sich einrichten, zumal da die härteren Arbeiten, wie die Bestellung des Ackers, in die kühlen Monate fallen. In der heissen Jahreszeit können nur die Morgen- und Abendstunden zu schwerer Arbeit benutzt werden, dazwischen ist eine ausgedehnte Ruhepause nothwendig, in welcher einige Stunden Schlaf zu empfehlen sind. Die Dauer dieser Ruhepausen kann in den heissesten Monaten nicht gut unter vier Stunden betragen, doch wird man sechs (von zehn bis vier) vorziehen. Die übrig bleibende Zeit reicht hin für die Arbeiten dieser Jahreszeit, und im Hause giebt es auch Arbeit genug für den Kolonisten. Auch der in jenem Klima aufgewachsene Paraguayer hält unter allen Umständen eine Siesta; die Strassen der Ortschaften sind dann wie ausgestorben, und auch auf dem Lande ruht alle Arbeit. Eine Mittagspause von einigen Stunden wird auch an den meisten Wintertagen zu empfehlen sein.

In der Kleidung ist Vorsicht anzurathen, namentlich in den Wintermonaten mit plötzlichen Temperaturwechseln bei Eintritt von Südwind. Einwanderer thun daher gut, nicht im Vertrauen auf das hohe Jahresmittel der Temperatur alle warmen Sachen zurückzulassen. Barfuss gehen ist keine Schande, und viele der älteren Einwanderer haben sich fast ganz daran gewöhnt, zumal bei den theuren Preisen von Fusszeug. Die Eingeborenen gehen fast nur barfuss, was grosse Vortheile hat: der Fuss schwitzt nicht, lockt also nicht so sehr das Ungeziefer an und kann ausserdem beim Ueberschreiten jedes Baches gereinigt und erfrischt werden, was der Eingeborene in ausgiebiger Weise thut. »Mit einem Deutschen, der barfuss geht, spreche ich nicht«, sagte ein neuankommender Kolonist, aber er that es bald selbs

e Thatsache, dass Reife in Paraguay fast jedes Jahr vorkomm n, ist für die Einwanderung nicht ohne Bedeutung, denn sie ersc ert mehrere Kulturen, namentlich die des Kaffees und des Zuc rrohrs. Schädlicher als die niedrigen Temperaturen selbst ist dab das schnelle Aufthauen der gefrorenen Pflanzentheile; sobald h die Sonne emporsteigt, entwickelt sie zu allen Jahreszeiten l grosse Kraft. Uebrigens glaube ich, dass man den schädlichen ss des Frostes ziemlich erfolgreich bekämpfen kann, namentlich passende Auswahl des Ortes für die betreffenden Anpflanzungen.

Auf das Wohlbefinden der Menschen, wie auch der Thier- und Pflanzenwelt, ist die Richtung des Windes in Paraguay vom grössten Einfluss: weht der Nordwind anhaltend, so wird alles schlaff, müde und widerstandsunfähig, die Transspiration steigert sich bedeutend, die Nächte bringen wenig Erfrischung, die Pflanzen erschlaffen, die Thiere verkriechen sich, die Insekten werden unleidlich; bricht der Südwind herein, so ist der Wechsel da, und der Mensch fühlt sich neu belebt.

Die Regenmenge Paraguays, verglichen mit der der regenreichsten Theile deutscher Tief- und Hügelländer, erscheint hoch, doch ist sie mässig zu nennen, wenn man bedenkt, dass die verdunstende Kraft der Sonne dort eine grosse ist, dass der Regen meistens in Gestalt starker Güsse niederstürzt, also viel Wasser oberflächlich abfliesst, und dass auch in grossen Theilen von Paraguay stark durchlässige Bodenarten die Oberfläche bilden. Einen besonderen Vortheil für Ackerbau und Viehzucht bietet die Vertheilung des Regens in Paraguay: im Sommer, wo die Verdunstung eine grössere ist und die Pflanzen zur Vollendung des Kreislaufs der Vegetation doch der Feuchtigkeit bedürfen, regnet es mehr als im Winter; die zweite Hälfte des Winters, in welche viele wichtige Arbeiten des Ackerbaues fallen, ist ziemlich trocken. Verderblich können extrem trockne und nasse Jahre werden, die aber nicht oft auftreten und bekanntlich kaum irgendwo auf der Erde fehlen. Unterschiede, wie sie in Indien bisweilen durch Ausbleiben der Monsunregen hervorgerufen werden, kommen nicht vor. Unglücklicherweise waren die beiden ersten Jahre des Bestehens der Kolonie San Bernardino (namentlich 1883) ziemlich trocken.

Häufigkeit des Hagels Paraguay zum Vorwurf zu machen, wie von einigen Seiten geschehen, ist nach den oben mitgetheilten Beobachtungen kein Grund vorhanden. Hagelschläge kommen vereinzelt fast überall auf der Erde vor, z. B. auch auf Ceylon.

Will man eine Parallele zwischen dem Klima Paraguays und dem unsrigen ziehen, so vergesse man nicht in die Wage des letzteren den langen Winter zu legen, mit seinen übermässig kurzen Tagen, der langen Unterbrechung aller Feldarbeit, den Vorkehrungen gegen die Kälte in Wohnung, Nahrung und Kleidung.

Ein praktischer Beweis, dass der Deutsche im Klima von Paraguay leben, arbeiten und sich fortpflanzen kann, ist im Grossen noch nicht geliefert, denn die Zahl der Deutschen, die in Paraguay länger als ein Jahrzehnt leben, ist ganz gering; mehr als ein Dutzend könnte ich kaum nennen, und rein deutsche Familien, die sich durch mehrere

Generationen unter sich fortgepflanzt hätten, kenne ich nicht; deutsche Frauen sind ja ohnehin eine grosse Seltenheit in Paraguay. Mit grosser Berechtigung darf man aber Südbrasilien als Beweis heranziehen, welches in seinen klimatischen Verhältnissen, nach Allem was mir darüber bekannt ist, und nach den dort erzeugten Produkten zu schliessen, Paraguay ziemlich nahe steht. Dass dort die Deutschen physisch gut gedeihen, steht aber wohl ausser Zweifel.

Die Gesundheitsverhältnisse des Landes darf ich nicht mit Stillschweigen übergehen, obgleich darüber nicht leicht etwas Zureichendes zu sagen ist, da nur wenige Aufzeichnungen vorliegen und meine Erfahrung kurz ist. Unter allen Umständen glaube ich behaupten zu dürfen, dass Paraguay ein sehr gesundes Land ist. Aus Renggers Reisebeschreibung geht an mehreren Stellen hervor, dass manche Krankheiten in Paraguay in milderer Form auftreten wie bei uns. Page schreibt an einer Stelle [1]: »Wir machten diese Reise im Februar, dem letzten Sommermonat, dem heissesten des Jahres. Im Laufe jedes Tages kehrten wir in drei oder vier verschiedenen Häusern ein und noch haben wir von keinem Kranken, von keiner kranken Familie gehört. Bösartige Fieber sind unbekannt. Mehrmals trafen wir Männer von über achtzig Jahren, kräftig an Körper und Geist, welche uns versicherten, dass sie nie auch nur einen Tag unwohl gewesen wären«. An anderer Stelle [2]) sagt derselbe Autor: »Die gewöhnliche Schlafstelle der Offiziere sowohl wie der Mannschaft der »Water Witch« war das mit einem Zeltdach versehene Verdeck; trotzdem hatten wir nur einige leichte Fieberanfälle, welche schnell der gewöhnlichen medizinischen Behandlung wichen; ganz konnten dieselben vermieden werden, wenn man sich nicht unnöthig aussetzte und sich dem Genuss von Früchten nicht zu sehr hingab«. Ausführlichere Mittheilungen habe ich nur bei Du Graty gefunden [3]), der hauptsächlich auf Grund von Aussagen Dr. Stewarts, des bei Weitem am längsten in Paraguay ansässigen europäischen Arztes, berichtet. Er sagt u. A.: Das Klima des Landes ist sehr gesund; viele der Krankheiten, welche in Europa grosse Verheerungen anrichten, sind unbekannt oder treten in milder Form auf. Der Typhus ist unbekannt; Rothlauf, Masern und Scharlach treten nicht epidemisch auf, einzelne Fälle sind selten und nicht gefährlich; Schlagflüsse und Gehirnerweichung sind selten und pflegen nur Alkoholiker zu treffen; das intermittirende Fieber,

---

[1]) S. 221 und 222.
[2]) S. 239.
[3]) S. 266 ff.

chucho genannt, kommt in feuchten Thälern zuweilen vor [1]), doch ist es gutartig. Die häufigsten Krankheiten sind Gastralgien und Koliken, welche meistens durch die Art und Unregelmässigkeit der Ernährung hervorgebracht werden; diesen Ursachen ist auch das Auftreten der Dysenterie zuzuschreiben, namentlich wenn jähe Witterungswechsel sich zu ihnen gesellen und man sich nicht genügend schützt. Der Tetanus (Starrkrampf), in den La Plata-Ländern unter dem Namen *pasmo real* bekannt, kommt manchmal infolge von Verwundungen mit Knochenbrüchen vor. Halsentzündung ist häufig aber nicht schwer; die schroffen Temperaturwechsel bringen nicht selten Schnupfen hervor. Schwindsucht kommt vor, doch ist das Klima von Paraguay im Allgemeinen denen, die diese Krankheit im Keime in sich tragen, heilsam [2]). Rheumatismus ist sehr gewöhnlich, Gicht dagegen selten.

Aussatz und Elephantiasis sollen nach Du Gratys Bericht und dem ihm beigefügten Briefe des Dr. Stewart vorkommen, doch habe ich von diesen Krankheiten nichts gesehen und gehört. Als häufigste Krankheiten nennt Dr. Stewart Verdauungsbeschwerden, Diarrhöe und Dysenterie, nächstdem Lungenentzündung.

Einige Notizen über die Gesundheitsverhältnisse finden sich auch in dem angeführten Aufsatze Schneiders am Ende. Daselbst ist z. B. angegeben, dass möglicherweise an dem Auftreten des Fiebers der Genuss schlechten fliessenden Wassers Schuld sei, was wohl zu bezweifeln ist; auch habe ich nirgends schlechtes Wasser gefunden, obgleich ich in einem besonders trocknen Jahre reiste. Einen geradezu komischen Eindruck muss folgender Satz bei Schneider machen: »Vor Einführung der obligatorischen Impfung richteten die Blattern in Paraguay grosse Verheerungen an, seitdem sind sie aber seltener geworden«. Ob die Impfung in Paraguay obligatorisch ist, kann ich nicht bestimmt sagen, bezweifle es aber, da in dem Munizipalgesetz nur von der »Verbreitung« (*propagacion*) der Impfung die Rede ist. Sollte aber wirklich die Impfung obligatorisch sein, und sollte sich mit Einführung dieses Zwanges eine Abnahme der Pocken bemerkbar gemacht haben, so muss die Schutzpockenimpfung dort noch eine viel grössere Kraft haben als bei uns, und schon vom Papier aus wirken, denn von der gesammten Bevölkerung Paraguays haben gewiss viele Tausende noch nie einen ordentlichen Arzt gesehen, geschweige denn Impflanzette oder gar Originallymphe.

Ich habe in Paraguay nicht viel Kranke gesehen, kann daher

---

[1]) Diese Lokalisirung beruht wohl auf einem Irrthum.

[2]) Dafür habe ich Beweise aus der Erfahrung.

hauptsächlich nur Berichte Anderer und Resultate von Erkundigungen wiedergeben. Einigemal traf ich Kinder, die mit bösem Husten behaftet waren, wiederholt auch Leute mit Entzündungen der äusseren Theile des Auges; Kinder von etwas rhachitischem Aussehen waren nicht selten. Das scheinen mir lauter Leiden zu sein, die durch die Lebensweise Erklärung finden und leicht vermieden werden können. Häufig hörte ich von gewissen Leiden der Frauen, die auf Erkältungen zu Zeiten grosser Empfindlichkeit zurückzuführen sein werden. In den Sommermonaten gab es um Altos Dysenterie, doch fast nur unter den Eingeborenen, was von den Deutschen auf übermässigen Genuss von Wassermelonen geschoben wird. Die Leiden, welche die Akklimatisation mit sich bringt, sind nicht bedeutend, auch scheint es, dass nicht einmal alle dieselben durchzumachen haben. Eigentlich kann als Akklimatisationskrankheit nur ein häufig erscheinendes Fussleiden bnzeichnet werden, welches daher oft kurzweg die »Akklimatisation« genannt wird; es besteht in einem Anschwellen der Füsse, meist verbunden mit dem Entstehen von Pusteln und geschwürigen Stellen. Bei manchen sollen diese auch an andern Körpertheilen auftreten. Wie ich glaube und wie mehrere Kolonisten mir bestätigten, bilden aufgekratzte Stellen den Anfang dieses Leidens, man könnte ihm daher durch sorgfältige Pflege der Füsse vielleicht ganz aus dem Wege gehen. Ich persönlich habe es nicht bekommen, obgleich ich monatelang die Stiefel fast nur beim Baden auszog.

Der Gesundheitszustand auf der Kolonie war ein guter. Alle Kolonisten äusserten sich lobend in dieser Beziehung, zum Theil unter Namhaftmachung der Leiden, die sie oder ihre Familienmitglieder dort los geworden wären, wobei hauptsächlich der Uebergang zu einer gezwungenermassen sehr naturgemässen Lebensweise wirksam gewesen sein wird. Von Sterblichkeit kann noch nicht die Rede sein, denn im Februar dieses Jahres kam der erste natürliche Todesfall auf der Kolonie vor: ein Kind starb an Dysenterie, gegen welche man nicht einmal die allen Paraguayern bekannten landesüblichen Mittel angewendet hatte. Aehnlich wie die Kolonisten von San Bernardino äusserten sich alle Ausländer, die ich in den verschiedenen Landestheilen antraf.

Was den vielberufenen *chucho* betrifft, den manche als eine wahre Geissel Paraguays hingestellt haben, so ist es damit nicht schlimm. Er ist ein Wechselfieber, welches einer gewöhnlichen Chininbehandlung nach allem, was ich erfahren habe, schnell weicht, und welches einen nicht ohne Grund befällt. In nassen und kühlen Monaten der ersten Winterhälfte tritt es am häufigsten auf; Nordwind scheint das Ein-

treten der Anfälle zu begünstigen. In Paraguay lange ansässige Deutsche meinten, dass diejenigen leicht vom Chucho befallen würden, die an nassen Wintertagen im Freien arbeiteten und es dann versäumten, sich durch Kleiderwechsel u. s. w. vorzusehen. Andere Europäer wurden von der Krankheit befallen, als sie aus irgend welchem Grunde in die Wälder zogen und dort ein an Entbehrungen und Unregelmässigkeiten aller Art reiches Leben zu führen begannen. Don Juan in Igatimí (s. o.) litt, als er sein Yerbateroleben begann, einmal sechs Monate lang am Chucho, da er kein Mittel dagegen hatte; natürlich brachte ihn die Krankheit ganz herunter. Er schilderte sie mir in ihren verschiedenen Phasen, Frost, Hitze, Kopfweh, Erbrechen u. s. w. Auf der deutschen Kolonie waren bis November 1883 im Ganzen neun Fälle von Chucho vorgekommen, was nicht viel genannt werden kann, wenn man annimmt, dass bis dahin vielleicht 500 Einwanderer dorthin gekommen (und zum Theil wieder weggegangen) sind. In allen Fällen soll persönliches Verschulden nachweisbar gewesen sein. Ich habe nur zwei Fieberkranke in Paraguay gesehen, einen Missionär in Yhû und ein Hôtelmädchen in Asuncion; beide gingen ruhig ihren Geschäften nach. Von einem dritten hörte ich in Villa Rica. Der junge Arzt, der mit mir gleichzeitig nach Paraguay gekommen war, hatte in über drei Monaten noch keinen Chuchokranken zu sehen bekommen. Fast nirgends hörte ich von der Krankheit in der Weise sprechen, als sei sie besonders zu fürchten; nur zwei ältere deutsche Einwanderer machten eine Ausnahme, doch auch sie meinten: »sterben thut man nicht gleich daran«.

Ich selbst bin während meiner Reise keiner Krankheit unterworfen gewesen; nicht einmal dem leisesten Unwohlsein, trotzdem ich mich weder besonders schonte, noch für meinen lieben Magen irgend welche luxuriöse Vorbereitungen getroffen hatte. Mein Prinzip war Anpassung an die landesüblichen Gewohnheiten, soweit sie nicht offenbar unhygieinisch sind. Einige Medikamente, die ich mitgenommen hatte, habe ich sorgfältig wieder zurück über den Ozean geschleppt. Irgendwo hatte ich gelesen, dass äussere Verletzungen in Paraguay schwer heilen, was mir bei meiner bisweilen zu langsamen Heilprozessen geneigten Haut etwas Besorgniss einflösste; ich fand aber gerade das Gegentheil, nur muss man natürlich auf die Insekten etwas aufpassen.

Ganz besonders empfehlen würde ich jedem, der in dem Klima von Paraguay leben will oder muss, sich im Essen und Trinken mässig zu halten, Spirituosen gar nicht oder wenig zu geniessen, dem Mate sich nicht allzusehr hinzugeben und auch sonst das Nervensystem besonders zu schonen. In gesunder Wohnung und Kleidung wird der

Ausländer es dem Eingeborenen leicht zuvorthun können. Unsere modernen Kulturkrankheiten, Wahnsinn und Selbstmord, wird er unter jenem Himmel schwerlich verfallen.

3. Thier- und Pflanzenwelt. Mineralien. Viehzucht und Ackerbau.

Es würde gründlicher Fachkenntnisse, langen Studiums und grossen Raumes bedürfen, wollte ich in Bezug auf diese Gegenstände ausführlich oder gar erschöpfend sein. Es ist das auch unnöthig, da die Bücher von Rengger und Du Graty reiches Material bieten [1]; ich fasse nur kurz das für den Ansiedler in Betracht Kommende zusammen im Lichte meiner wenigen Erfahrungen.

Gewöhnlich ist die Furcht vor den Thieren eines fremden Landes ziemlich proportional der Grösse der einzelnen Thierarten und dem Rufe, in welchem diese im Allgemeinen, zum Theil nach Erfahrungen aus anderen Ländern, stehen; für Paraguay ist dieser Massstab kein passender, denn gerade die kleinsten Thierarten, insbesondere die Insekten, sind dort dem Menschen am schädlichsten, die Welt der grösseren Thiere tritt vollständig zurück. Man kennt die Säugethierwelt Paraguays hauptsächlich nach den Schilderungen Azaras und Renggers, die in grossem Umfange in Brehms Thierleben übergegangen sind; beide Reisende aber lebten in Paraguay zu einer Zeit, wo die Feuerwaffen noch nicht annähernd die Vollkommenheit und namentlich die Verbreitung hatten wie heute; seitdem ist schon sehr aufgeräumt worden.

Eine nur geringe Bedeutung für Fragen der Ansiedlung ist den Raubthieren beizumessen. Der Jaguar ist aus den dichter bewohnten Theilen des Landes fast verschwunden und in den übrigen selten. Er flieht den Menschen und findet im Walde reichliche Nahrung, sodass er nur selten ein Stück Jungvieh raubt; an Menschen wagt er sich in vereinzelten Fällen in ganz einsamen Gegenden. Gejagt wird er jetzt fast gar nicht, sodass z. B. eine Jaguarhaut in Paraguay durchaus nicht leicht zu beschaffen ist. Die wenigen, die in den Handel kommen, pflegen aus dem Chaco zu stammen. Dass Leute Reihen von Jahren in den Wäldern gelebt haben, ohne je einen Jaguar zu sehen, habe ich schon oben erwähnt. Sehr selten und nicht gefährlich ist der Puma. Noch am meisten gefürchtet oder wenigstens gehasst wird

[1]) Bei Rengger findet man Kapitel über Bau und Beschaffenheit des Bodens, Landbau, Jagd, Moskiten, Ameisen und Termiten, den Sandfloh, den Biss der Giftschlangen. Ausserdem hat er bekanntlich ein werthvolles Werk über die Säugethiere von Paraguay geschrieben. Du Gratys Buch enthält ein ziemlich umfangreiches Kapitel über die Produkte der drei Naturreiche. Kurze Uebersichten findet man auch bei Wappäus a. a. O.

die sogenannte Tigerkatze, welche dem Geflügel manchmal viel Schaden thut; doch ist auch sie in bewohnten Gegenden nicht häufig. Von hundeartigen Raubthieren giebt es mehrere Füchse, über die ich aber nur selten klagen hörte, und dann gewöhnlich nur, dass sie hier und da einen Riemen, mit dem ein Pferd angebunden ist, benagen oder wegschleppen; selten machen sie sich an Hausgeflügel. Von Nagethieren giebt es mehrere Arten, die den Pflanzungen manchmal schaden sollen, doch nicht in grossem Umfange; sie werden gelegentlich gejagt, wie auch das grösste aller Nagethiere, das sogenannte Wasserschwein, welches ein gutes Leder liefert und auch gegessen wird. Ebenfalls fast nur als Gegenstand der Jagd kommen mehrere Arten von Zahnarmen, Gürtelthiere, in Betracht. Von Dickhäutern findet sich der Tapir und in zwei Arten das Pekari; beide halten sich fern von bewohnten Gegenden, von Schaden, den sie Pflanzungen wohl bereiten können, habe ich daher nie etwas gehört. Gejagt werden sie ebenfalls, doch ist der Tapir eine seltene Jagdbeute, denn es war mir nicht möglich, auf meiner ganzen Reise eine Tapirhaut — man verwendet sie zu Zaumzeug und Reitpeitschen — aufzutreiben. Die Ordnung der Wiederkäuer ist durch vier Hirscharten vertreten, von denen besonders die eine rehartige eine beliebte Jagdbeute ist; dieses »Reh« tritt nicht selten in Pflanzungen ein, was den Besitzern derselben aber eher angenehm als unangenehm ist. Einer der deutschen Kolonisten hatte sich in seiner Pflanzung eine besondere Hütte gebaut, von der aus er die ihn häufig besuchenden Thierchen erlegte. Unter den Vögeln sorgen mehrere Geierarten für die Vertilgung des Aases; Hühner, Enten und Tauben für Jagdzwecke sind in manchen Gegenden zahlreich vorhanden; einigen Schaden richten nur die Papageien an, wenn sie in Schaaren in die Maisfelder einfallen. Einige haben daran gedacht, ob es nicht vortheilhaft wäre, zur Vertilgung von Ungeziefer unsern Sperling einzuführen; der würde dort wohl prächtig gedeihen, aber möglicherweise auch wie in Australien überhand nehmen. Nicht sehr hoch anzuschlagen ist die Gefahr, welche die Reptilien dem Ansiedler bringen. Mit nur sagenhaften Schrecken ist die Boa umkleidet, welche in Paraguay vorkommt und im Guaraní *mboi-yaguá* — Hundeschlange, weil sie angeblich ähnlich wie ein Hund bellt — heisst. Immer hiess es auf meiner Reise: »wenn Sie da und da hin kommen, werden Sie viele Riesenschlangen sehen«, aber sobald ich den bezeichneten Ort erreichte, rückte die schlangenreiche Gegend wieder um ein paar Tagereisen vor, schliesslich bekam ich keine einzige Boa zu sehen, fand nicht einmal einen, der mir Zuverlässiges über sie berichten konnte,

denn die Erzählungen der Paraguayer waren etwa des Inhalts, dass die Schlange im Wasser ganze Karreten mit Ochsen, Ladung etc. aufhalte, sich zu dem Zweck mit einem Haken am Schwanz im Grund verankere u. s. w. Beispiele, dass ein Mensch durch eine Boa zu Schaden gekommen wäre, habe ich weder gehört noch irgendwo angeführt gefunden. An Giftschlangen fehlt es nicht, doch sind Unfälle durch dieselben selten, obgleich der Paraguayer nur geringe Vorsicht beobachtet. Rengger konnte während seiner sechsjährigen Thätigkeit in Paraguay nur wenige vereinzelte Fälle von Schlangenbiss beobachten. Alle Schlangen fliehen den Menschen, keine wird ihn ungereizt angreifen. Am häufigsten scheinen die Schlangen auf dem Kamp und an den Waldrändern zu sein, am seltensten im dichten Wald. Als an Schlangen besonders reich wurde mir die Gegend von Caraguataý bezeichnet. Dass die Klapperschlange vorkommt, unterliegt keinem Zweifel, doch ist sie wohl nicht häufig; ob, wie man mir sagte, um Caázapá häufiger als sonst, weiss ich nicht, bezweifle es aber. Häufig und gefürchtet ist die unserer Kreuzotter zu vergleichende Quyryryó, die auch *vibora de la cruz* genannt wird; sie kommt auch in San Bernardino vor, und ich hörte daselbst von einem Bissfall: eine Frau wurde in den Arm gebissen, kam jedoch ohne ernsten Schaden davon. Für sehr giftig gilt die nur einen Fuss lange Ñandurú, wie Du Graty sagt. Vieh kommt bisweilen durch Giftschlangen zu Schaden, denn gerade auf dem Kamp findet man letztere, wie gesagt, häufig; ich traf manchmal auf einem Gang über eine kleine Kampstrecke mehrere, z. B. dicht bei Paraguarý. Ueber den Alligator, Yacaré, habe ich schon gelegentlich gesprochen; im Paraguay soll er häufig sein und von ansehnlicher Grösse, in seinen Nebenflüssen kleiner; in den Nebenflüssen des Paraná, soweit ich über dieselben Erkundigungen eingezogen habe, fehlt er. Von Schaden, den er etwa anrichtet, habe ich nichts gehört. An essbaren Fischen ist der Paraguay reich, doch fängt man sie wenig, wahrscheinlich aus Faulheit; auch die Nebenflüsse des Paraguay wimmeln von Fischen, während die des Paraná daran arm sind. Gegessen habe ich Fische nur in Asuncion.

Die einzige Klasse des Thierreichs, welche — von den Hausthieren natürlich abgesehen — bei der Kolonisationsfrage in Betracht kommen kann, sind die Insekten. Sie sind in unglaublicher Mannigfaltigkeit vorhanden und machen dem Menschen mancherlei zu schaffen, doch vermag ich in ihnen ein Hinderniss zur Kolonisation durch Deutsche nicht zu sehen. Allen andern voran nenne ich die Ameisen und Termiten, von denen es sehr viele Arten giebt (Rengger spricht von etwa 25 Ameisenarten); dieselben sind theils den Pflanzungen

und Weiden schädlich, theils den Bauwerken, aufbewahrten Nahrungsmitteln und Kleidungsstücken des Menschen[1]). Am gefürchtetsten ist die Ysaú, eine Ameisenart, deren Arbeiter bei ansehnlicher Grösse — ich sah solche bis 2 *cm* Länge — einen gewaltigen Kopf mit ganz unverhältnissmässig starken Fresszangen haben. Sie legen grosse künstliche Baue an und können Bäumen und Pflanzungen in kurzer Zeit grossen Schaden zufügen, indem sie sie der Blätter ganz berauben. Ich sah Orangenbäume, die sie in ein paar Nächten zu kahlen Besen gemacht hatten. Sie schleppen dabei die Theile der Blätter fort, indem sie sie zwischen den Zangen so tragen, dass sie, vom Kopfe gestützt, senkrecht nach oben stehen. Eine andere Ameisenart von der Grösse unserer Waldameise, welche nur Nachts in die Pflanzungen geht, richtet daselbst auch grossen Schaden an und ist dadurch merkwürdig, dass sie ihr Nest geschickt zu verbergen weiss; oft legt sie es in den Häusern unter dem Fussboden an. Die sogenannte stinkende Ameise kommt nur selten vor, wird dann aber unangenehm, da sie auch den Menschen angreift, ohne ihm indessen ernstlich schaden zu können, wenn er aufpasst. Rengger erzählt aber z. B. von einem Mulatten, der betrunken von stinkenden Ameisen überfallen wurde und dem sie die Augenbrauen und Augenwimpern abfrassen sowie das ganze Gesicht benagten. An Pflanzungen gehen sie nicht. Diese und andere Ameisenarten stellen auch den in den Wohnräumen aufbewahrten Speisen nach und theilen denselben oft einen üblen Geruch und Geschmack mit; dabei sind einige Arten (z. B. die sogenannte Dreckameise) so klein, dass sie selbst durch die Oeffnungen feiner Drahtgaze kriechen können. In meinem Hôtel in Asuncion hatte man daher den luftigen Speiseschrank mit den Füssen in Blechnäpfe voll Petroleum gestellt. Auf der deutschen Kolonie zeigte mir ein Kolonist eine ziemlich kleine Ameisenart, die er als Wanderameise bezeichnete, und durch deren Erscheinen angeblich andere Ameisenarten vertrieben werden sollen. Von Termiten giebt es mehrere Arten, deren eine dem Weidelande besonders schadet, indem sie Strecken desselben mit zahllosen ihrer Baue bedeckt, so z. B. in der Gegend von Itapé und Capilla Borja. Diese sind kegel- oder zuckerhutförmig, selten auch ganz unregelmässig, werden oft bis zur Höhe mehrerer Meter aufgeführt und sind ganz hart; äusserst selten kann man die Thiere beschäftigt sehen. Der Schaden dieser Termite besteht darin, dass sie einen Theil des Weidelandes unbenutzbar macht, und dass in den von ihr besetzten Gegenden die

[1]) Vgl. den ausführlichen und interessanten Aufsatz bei Rengger, S. 246 ff.

Vegetation eine allmähliche Umänderung erfährt, indem die Grasarten von Pflanzen mit holzigen Stengeln, die vordem nur vereinzelt da waren, verdrängt werden. Faulen Leuten gewährt die Termite dadurch einen kleinen Nutzen, dass man ihren Bau mit einiger Mühe in einen Backofen umwandeln kann. Eine zweite Termitenart wird den Wohnungen schädlich, indem sie ihr Nest an Balken baut und das Baumaterial diesen selbst entnimmt. Ein solches Nest von der Grösse eines kleinen Sackes sah ich in einer Kolonistenwohnung bei Altos.

Die Abwehr der Ameisen bildet eine der schwersten Arbeiten des Ansiedlers und erfordert grosse Geduld und Zähigkeit, sie ist aber mit Erfolg ausführbar und sehr nutzbringend, da ein einmal gesäubertes Gebiet leichter rein zu halten ist. Gefährlich dagegen ist das Mittel passiven Widerstands, d. h. das Vermeiden der von Ameisen stark besetzten Gebiete, denn natürlich müssen sich diese bei der Vermehrung der einzelnen Ameisenvölker ausbreiten. Um die Baue der Ameisen und ihre Bewohner zu zerstören, bedient man sich meistens des Feuers, bisweilen heissen Wassers, mit gutem Erfolg auch des Schwefels. Rengger berichtet[1]: »Eines der sichersten Mittel, die Bewohner eines Nestes zu tödten, besteht darin, dass man die Löcher desselben bis auf eins zustopft und durch das offene Loch vermittelst eines Blasebalges Schwefeldämpfe in das Innere des Nestes treibt. Dieses Mittel aber haben blos die Jesuiten, wie sie noch in Paraguay waren, angewandt.« Ich kann hinzufügen, dass die Deutschen auch darauf gekommen sind; der Oberösterreicher, den ich wiederholt auf der Kolonie aufsuchte, hatte gute Erfolge mit dieser Methode erreicht, die er in Brasilien schon angewandt hatte. Uebrigens sind einzelne Stellen auf dem Koloniegebiet so von Ameisen besetzt, dass niemand dieselben bebauen will.

Die Wanderheuschrecke, welche in Argentinien so oft grosse Verheerungen anrichten soll, fehlt auch in Paraguay nicht, doch hörte ich so wenig über dieselbe klagen, dass der Schaden, den sie bereitet, im Allgemeinen nicht gross sein kann. Sie scheint nur selten aufzutreten und ist, als sie das letzte Mal kam, ich glaube vor acht Jahren, mit Erfolg bekämpt worden. Dass sie nicht sehr verheerend auftreten kann, beweist der überall reichliche Baumwuchs. Mit welchem Recht Karl Friedrich[2]) Paraguay in spezielle Verbindung mit dem Auftreten der Heuschrecken in Argentinien bringt, weiss ich nicht zu sagen.

[1]) S. 255.

[2]) Die La Plata-Länder etc. Hamburg 1884. L. Friederichsen & Co. S. 73 und 75.

Fliegen und Bremsen kommen in sehr vielen Arten vor und erschweren in gewissem Grade die Viehzucht. Namentlich auf Potreros — von Wald und anderen Naturgrenzen umschlossenen Weideflecken — sind sie häufig, weshalb man dieselben lieber nur im Winter mit Vieh besetzt. Im Sommer sah ich oft, dass die Pferde an solchen Stellen in der Mittagszeit so belästigt wurden, dass sie nicht frassen, und während des Reitens hatte ich oft einen Zweig in der Hand, um die Fliegen von Kopf und Hals des Pferdes zu verscheuchen. Auch dem Menschen können die Fliegen manchmal lästig werden, besonders die kleinen Arten der Yerbales, welche ich weiter oben erwähnt habe. Häufig ist in den Wäldern auch eine linsengrosse Zecke, *garrapata*[1]) genannt, die aus Brasilien eingeschleppt worden sein soll; sie wird für Vieh und Menschen manchmal lästig. Mich haben trotz vielen Waldlaufens im Ganzen nur sechs solche Thiere belästigt, die ich, sobald ich sie bemerkte, einfach abriss. Dieselben haften ausnehmend fest und sind hart wie Holz. Man thut gut, sich beim Baden jedesmal nach solchen Gästen abzusuchen. Wahrscheinlich auch eine Milbe ist der sogenannte *bicho colorado* (»rothes Ungeziefer«), den man z. B. in Argentinien reichlich hat. Schon in Buenos Aires warnte man mich, unter Pflanzen zu sitzen, und that so, als ob ich in Paraguay erst die rechte Heimath dieser Thiere finden würde; dort sah ich aber keines derselben.

Die Moskiten sind eine Unannehmlichkeit, die aber in keiner Weise in die Wagschale fallen kann. Sie sind durchaus nicht überall zu finden, sondern nur wo reichlich Vegetation ist, womöglich verbunden mit Feuchtigkeit, also hauptsächlich an Flussufern, an Lagunen u. s. w. Sie treten ferner hauptsächlich nur Abends auf, seltener Morgens; nur ausnahmsweise fliegen sie die ganze Nacht. Sehr hängt ihr Erscheinen vom Wetter ab, indem feuchtschwüles Wetter ihr Lieblingselement ist; sie sagen daher oft Regenwetter voraus. Man schützt sich Abends gegen die Moskiten durch Rauchen oder durch Rauchfeuer, Nachts durch einen Moskitero, d. h. ein über die Lagerstatt zu spannendes Netz, oder durch Bedeckung. Ich begnügte mich damit, mir die Thiere Abends abzuwehren und Nachts den Poncho über das Gesicht zu ziehen; nur selten konnten sie mich dann noch stören. Das Innere der Häuser kann man ganz frei von Moskiten halten, wenn man Drahtgaze in die Fenster spannt (Glas ist ausserhalb der Hauptstadt kaum zu finden) und die Thüre zu

[1]) Bei Wappaeus (S. 1158) *Ixodes americanus* und *Acarus Ixodes* benannt.

betreffenden Zeit schliesst. Für manche faule Kolonisten müssen die Moskiten eine Entschuldigung für spätes Aufstehen abgeben.

In unsaubern Häusern fehlt es nicht an Flöhen, Wanzen und Kakerlaken, ebenso ist der Sandfloh nur eine Plage in und bei nicht rein gehaltenen menschlichen Wohnungen, eine Plage für Menschen und Hausthiere, besonders Hunde. Das konnte ich mit Sicherheit auf der deutschen Kolonie feststellen: in der saubern Behausung eines Kolonisten, der Frau und viele Kinder hatte, war kaum ein Sandfloh zu finden; von den Füssen eines Andern, der aus einer weniger sauberen Junggesellenwirthschaft kam, konnten wir Dutzende ablesen (um sie nach Deutschland zu senden, zur Zergliederung) [1]. Eine mir bekannte Kolonistenfamilie bezog ein von einem Junggesellen verlassenes Häuschen und liess daran bauliche Veränderungen vornehmen; in der ersten Zeit nach dem Einzuge wimmelte es von Sandflöhen, so dass jedes Familienmitglied hunderte von sich ablesen musste; nach einiger Zeit aber waren die lästigen Gäste durch Reinlichkeit fast ganz vertrieben. In feuchten Jahreszeiten ist der Sandfloh seltner als in trocknen; gewisse Individuen werden von ihm weit weniger belästigt als andere. Es sind die befruchteten Weibchen des Sandflohes, welche dem Menschen zu Leibe gehen; sie bohren sich in die Oberhaut und entwickeln dann ein allmählich bis zur Grösse einer kleinen Erbse anschwellendes Eiersäckchen, welches sich, wenn man gar nicht eingreift, allmählich hebt und loslöst; erst dann kriechen aus den Eiern Larven, die aber nicht auf dem Menschen leben. Nach Rengger ist es am sichersten, den einmal eingedrungenen Sandfloh sich ruhig entwickeln zu lassen, da dann keine Gefahr zu befürchten sei, während nach dem Herausnehmen halb entwickelter Exemplare oft Entzündungen und Eiterungen entstehen, die üble Folgen haben können, z. B. den in Paraguay überhaupt oft zu beobachtenden Wundstarrkrampf. In der Praxis ist das von Rengger empfohlene Verfahren aber nicht gebräuchlich. Das Beste ist, die Füsse in Behausungen oder Ortschaften, wo Sandflöhe vorkommen, täglich sorgfältig nachzusehen und die etwa eingedrungenen Flöhe frisch zu entfernen. Im Herausziehen der schon weiter vorgeschrittenen Bildungen haben die Paraguayer ein grosses Geschick; die zurückbleibenden Löcher werden gewöhnlich mit Asche eingerieben, oder mit der öligen Masse von Sesamkörnern. In andere Körpertheile als die Füsse

---

[1]) Vgl. Dr. Karl Kräpelin, Ueber die systematische Stellung der Puliciden, S. 9. (In der Festschrift zur Feier des 50jährigen Bestehens des Realgymnasiums des Johanneums zu Hamburg. Hamburg 1884.)

dringen Sandflöhe selten ein. Die Paraguayer machen sich aus Sandflöhen gar nichts, und auch länger im Lande lebende Fremde lachen über dieselben, womit ich nicht sagen will, dass nicht bei besonderer Unreinlichkeit, grossem Ungeschick oder schlechter gesundheitlicher Beschaffenheit des Individuums Sandflohwunden gefährliche Folgen haben können. Mich hat während meines Aufenthalts im Lande nur ein Sandfloh mit seinem Besuch beehrt. Ich bemerkte ihn erst, als das Eiersäckchen sich mit der noch darüberliegenden Oberhaut schon hühneraugenartig herausgehoben hatte; er wurde von kundiger Hand herausgenommen und das Loch mit Sesam verschmiert. Da die Stelle der Reibung durch den Stiefel besonders ausgesetzt war, folgte eine leichte Entzündung. Durch gutes Fusswerk kommt der Sandfloh nach meiner Erfahrung nicht durch.

Will man die Insektenplage Paraguays beurtheilen, so muss man das Land natürlich nicht mit Mitteleuropa vergleichen, sondern hauptsächlich mit den Nachbarländern. Es schreibt z. B. Wappaeus, bekanntlich ein vorzüglicher Kenner Amerikas und speziell Brasiliens[1]: »Paraguay hat auch viele schädliche und dem Menschen lästige Insekten, wenn es im Verhältniss zu den benachbarten ganz tropischen Ländern darin auch noch ziemlich günstig gestellt ist«. Kolonisten, die früher in Theilen Brasiliens gewesen waren, die unter gleicher Breite mit dem mittleren und südlichen Paraguay liegen, waren durchaus der Ansicht, dass sie in Paraguay einen leichteren Stand gegen die Insekten hätten als dort. Wie es in Argentinien mit den Insekten aussieht, kann man bei Karl Friedrich[2]) nachlesen. Bekanntschaft mit den Moskiten kann man dort auf der Flussfahrt schon in ziemlich genügender Weise machen, z. B. in San Nicolas oder Rosario.

Die Pflanzenwelt Paraguays kann — abgesehen von den kleinsten Organismen, die etwa Krankheiten der Kulturpflanzen oder auch Krankheiten des Menschen erzeugen und natürlich für Paraguay noch nicht speziell erforscht sind — dem Menschen nur dadurch schädlich sein, dass das schnelle Wachsthum aller Pflanzen, also auch des sogenannten Unkrauts, ihm die Arbeit des Ackerbaus erschwert; im übrigen gewährt sie ihm nur Nutzen, und zwar der vielfachsten Art. Eine auch nur annähernd vollständige Aufzählung der Pflanzen zu geben, von welchen der Mensch in Paraguay Nutzen hat, kann nicht meine Aufgabe sein, ich führe nur das Wichtigste an, um anzudeuten, dass die Behauptung von dem vielseitigen Nutzen der

[1]) S. 1157.
[2]) S. 71 ff.

paraguayschen Pflanzenwelt keine leere Redensart ist. Für nähere Auskunft verweise ich auf das oft genannte Werk von Du Graty[1]).

Die Wälder Paraguays enthalten eine wahre Fülle von Bau- und Nutzhölzern aller Art, das eine mehr für diesen, das andere mehr für jenen Zweck geeignet; einige sind sehr schwer, andere leicht, einige nutzen sich wenig ab, andere splittern nicht, andere brennen schwer, andere faulen nicht, andere werden vom Ungeziefer nicht berührt, nehmen gute Politur an, sind elastisch u. s. w. Der Paraguayer ist ein sehr genauer Kenner aller der Pflanzen seiner Wälder, welche ihm irgend einen Nutzen gewähren und verwendet sie ihren hervorragendsten Eigenschaften entsprechend. Die vorzüglichsten mehr oder weniger harten und schweren Nutzhölzer sind: Curupaý mit seinen Abarten, Quebracho, Ybyraró mit Abarten, Lapacho, Peterebý, Laurel, Palo Santo, Urundeý, Carandaý-hû, Ybyrapytá, Ybyrapepé, Orange; vorzügliche leichte Hölzer sind: Ceder (in mehreren Abarten), Timbó, Palo Blanco. Zur Tischlerei verwendet man ausser mehreren der eben genannten namentlich noch Tatané (Tataré), Morosimó, Ñandypá, Paraiso, Palo de Rosa. Durch vielseitige Nützlichkeit zeichnet sich die Pindópalme aus; zu Umzäunungen ist der nicht faulende Ñandubaý vortrefflich; neben ihm der Espinillo. Mehrere der genannten harten Hölzer liefern ganz vorzügliches Brennholz, auch für den Bedarf von Dampfschiffen, was Page nach den Erfahrungen auf der »Water Witch« ganz besonders hervorhebt. Eine zur Seifenbereitung nützliche Asche liefert der Ombú. Einen unschätzbaren Werth hat für viele Zwecke das Bambusrohr infolge seiner Leichtigkeit, Zähigkeit und leichten Spaltbarkeit; dazu gesellen sich die zahllosen Schlingpflanzen, die ein äusserst brauchbares und billiges Bindematerial abgeben. Das zum Theil sehr hoch wachsende Kampgras liefert Stroh zum Hausbau. An Faserpflanzen fehlt es nicht: zu einigen Nesselarten gesellt sich die sehr häufige sogenannte Kokospalme, Mbocayá, deren Blattfasern sehr haltbar und dabei leicht zu gewinnen sind, namentlich aber die in grossen Mengen vorkommende Caraguatá oder wilde Ananas, deren Faser der Jute gleichgestellt wird. Unter den Kakteen findet sich der den Cochenilleläusen zum Aufenthalt dienende Opuntienkaktus. Gerbstoffhaltige Pflanzen sind reichlich vertreten: der Quebracho und Curupaý, daneben der Algarrobo, finden in der Beziehung nicht Ihresgleichen. Farbstoffe liefern zwei Indigopflanzen, die Frucht des Ñandypá, die Frucht der Algarrobilla, das Holz des Lapacho und Nazaré, der Urucú u. a. Durch ihre Blätter nützen der Yerbabaum

[1]) Seite 302 bis 337.

und die wilde Orange; harzliefernde Bäume sind zahlreich; der Kautschukbaum ist vorhanden; als Arzneipflanzen werden von den Eingeborenen ausserordentlich viele benutzt, deren heilkräftige Eigenschaften zum Theil auch von urtheilsfähigen Europäern erprobt ist, so z. B. die der Frucht von Guavirá-mi, welche bei manchen Leiden des Verdauungsapparats vorzüglich ist. Von Bäumen, die essbare Früchte tragen, ist eine wahre Fülle vorhanden, die von den Eingeborenen und namentlich von den Indianern fleissig ausgenutzt wird. Viele dieser Bäume habe ich schon bei der Beschreibung meiner Reise genannt.

Selbstverständlich sind die Reichthümer der Vegetation Paraguays noch nicht annähernd vollständig erforscht, noch viel weniger aber entsprechend ausgebeutet. An unverarbeiteten Produkten der natürlichen Pflanzenwelt wurden ausgeführt im Jahre 1882 [1]) 21 232 Varas (zu 0,84 *m*) Holz, 13 583 Varas Bretter, 3641 Eisenbahnschwellen, 1513 Palmstämme, 230 Tonnen Quebracho, 21 300 Arroben (zu 11,5 kg) Gerberrinde, 323 Arroben Schalen von sauren Orangen, 449 Arroben Jaborandi [2]), 40 Arroben Sassaparilla, 14 Arroben Vetiver oder Cuscuswurzel [2]), im Gesammtwerth von 86 052 Mark — also noch nicht einmal soviel, wie dem Fürsten Bismarck Friedrichsruh einbringt. Es steht der Thatkraft und dem Unternehmungsgeiste der Einwanderer noch ein weites Feld offen, dessen Ausbeutung allerdings nicht in die ersten Zeiten einer etwaigen Kolonisation in grösserem Massstabe fallen könnte, schon wegen der ungenügenden Verkehrswege und Schiffsverbindungen, der schwer zu beschaffenden geeigneten Arbeitskräfte u. s. w. Zunächst könnte man eine umfangreiche Gewinnung von Bauholz und Brettern in Angriff nehmen, was schon mit mässigen Kapitalien geschehen kann, da man die Wälder nicht zu erwerben braucht, sondern nur ein »Patent« von der Regierung zu lösen hat, ähnlich wie bei der Ausbeutung der Yerbawälder.

Pflanzen anderer Erdtheile und Länder scheinen sich in Paraguay gut zu akklimatisiren, wie Herr Konsul Mangels auf seinem Landhause bei Asuncion durch viele Versuche festgestellt hat, sowohl in Bezug auf Pflanzen der warmen wie der gemässigten Zone. Theestrauch, Kampherbaum, viele fremde Nadelhölzer kommen fort, daneben aber auch die afrikanische Dattelpalme und die echte Kokospalme. Versuche im Grossen und namentlich aus längeren Zeiträumen liegen nicht vor,

---

[1]) Siehe Bericht des deutschen Vicekonsulats zu Asuncion im Deutschen Handelsarchiv 1884, I., S. 277 ff.

[2]) Mir unbekannt.

sodass von einer praktischen Bedeutung dieser Thatsachen noch nicht die Rede sein kann.

Das Mineralreich liefert in Paraguay fast alles, was für eine Kulturentwickelung des Landes in Betracht kommen kann, insbesondere in genügender Menge harte Steine zum Hafen-, Häuser- und Strassenbau, weiche Steine, namentlich verschiedenartige Sandsteine, zu ähnlichen Zwecken, Kalkstein (nicht häufig) zur Kalkbereitung, Thon zu Töpferzwecken, Thon- und Lehmerden zum Ziegelstreichen, Marmor und Halbedelsteine zu kunstindustriellen Zwecken, zur Glasfabrikation geeigneten Sand, Ocker zur Farbebereitung, Gyps, Salpeter u. s. w. Von Metallen findet sich Kupfer und in sehr grosser Menge Eisen. Zwei der wichtigsten Stoffe fehlen bis jetzt und müssen eingeführt werden: Salz und Steinkohle. Letztere zu finden hofft man, doch weiss ich nicht, ob mit Grund. Auch hier verweise ich auf die umfangreiche Aufzählung der Produkte des Mineralreiches, welche Du Graty giebt [1]).

Erörtern wir nun mit wenigen Worten die Bedingungen, welche die Natur Paraguays für Viehzucht und Ackerbau bietet.

Man muss Paraguay im Allgemeinen als ein der Viehzucht, speziell der Rindviehzucht, günstiges Land bezeichnen, namentlich die westliche Hälfte des Landes, wahrscheinlich einschliesslich grosser Theile des Chaco. Das Land, welches von der Grenze Matto Grossos bis zum Paraná zwischen San Cosme und Paso de la Patria (etwa fünf Breitengrade) das linke Ufer des Paraguay in einer Breite von funfzehn bis funfzig Leguas begleitet, ist vorzugsweise Weideland, zum Theil von bester Beschaffenheit. Nasses und trocknes Land wechseln überall reichlich ab, sodass für die Bedürfnisse nasser und trockner Jahreszeiten und Jahre gesorgt ist; gute, nahrhafte Gräser herrschen vor. Wälder und Waldinseln unterbrechen in genügender Menge das Weideland, fliessendes Wasser ist überall reichlich vorhanden, Salzleckplätze fehlen nicht. Wer behauptet, Paraguay sei für Rindviehzucht ein zu warmes Land, schätzt das Klima falsch und hat die Rinder Paraguays nicht gesehen. Man denke nicht etwa an verkommene, krüppelhafte, magere Individuen von drei Zentnern Gewicht; die Rinder sind gross und stattlich, oft wahrhafte Prachtexemplare. Ein Land, in welchem Ochsen ausgiebig zum Arbeiten verwandt werden (namentlich Karretenziehen), ist auch fähig, Rinderheerden zu ernähren und ihnen Fortpflanzung zu gestatten, und man darf wohl annehmen, dass das Rind sich in einem gewissen Grade dem Klima

---

[1]) S. 273 bis 301.

anpasst. Uebrigens gedeiht dasselbe sehr gut in noch wärmeren Ländern, z. B. in Matto Grosso, welches einen nicht unbedeutenden Viehstand hat und theilweise das jetzt noch vieharme Paraguay mit seinem Vorrath versorgt. Dass die zahlreich vorhandenen Insekten die Viehzucht erschweren, ist nicht zu leugnen und schon oben hervorgehoben worden; übertrieben ist es aber, wenn Karl Friedrich sagt[1]), dass das häufige Vorkommen von Fliegen, Bremsen etc. an feuchten oder waldreichen Stellen das Halten und die Aufzucht von Vieh fast zur Unmöglichkeit machen. Gerade feuchte Gegenden, wenigstens wenn sie an trockene grenzen, sind von Viehzüchtern in Paraguay sehr gesucht. Ganz besondere Aufmerksamkeit muss der Viehzüchter auf die neugeborenen Kälber verwenden. Die Kühe bringen dieselben mit Vorliebe an einem möglichst versteckten Ort zur Welt, und es ist Aufgabe der beaufsichtigenden Leute, das Kalb dann so schnell wie möglich aufzufinden. Gelingt dieses nicht, sondern findet man es erst einen oder mehrere Tage nach der Geburt, so sind oft der Nabel und andere Theile des Körpers schon mit Maden besetzt, deren man dann nur noch schwer Herr werden kann. Hieraus ergiebt sich, dass einem Menschen nicht eine übermässig grosse Anzahl Vieh zur Aufsicht anvertraut werden darf. Sehr viel andere Arbeit hat der Viehzüchter nicht; er muss nur dafür sorgen, dass sein Vieh innerhalb der gewünschten Grenzen bleibt (Umzäumungen für grössere Flächen findet man nur ganz vereinzelt; ich habe nur eine gesehen), dass das Jungvieh rechtzeitig mit dem Brandmal versehen wird, dass etwa durch Fliegen oder Zecken entstandene kranke Stellen rechtzeitig bemerkt werden und Aehnliches. Dazu kommt das Zähmen der zur Arbeit bestimmten Thiere, das Heranziehen von Milchkühen zum Verkauf, eventuell der Betrieb einer primitiven Milchwirthschaft, zeitweilig das Schlachten, Behandeln der Häute u. s. w. Gegenüber Argentinien erscheint mir der wahrscheinlich grössere Insektenreichthum Paraguays der einzige Nachtheil für die Rindviehzucht; dafür ist das Weideland meist vorzüglich, es fehlen die häufigen Dürren Argentiniens, sowie dessen bisweilen verheerende Pamperos, und die Heuschreckenplage ist wahrscheinlich seltener.

Der Osten von Paraguay ist für die Viehzucht weniger geeignet, theils wegen der vorherrschenden Waldbedeckung, theils wegen des Mangels an Salzleckplätzen. Salz fehlt dort vollständig, sodass den Indianerstämmen dieses Waldgebietes früher der Salzgebrauch ganz unbekannt gewesen sein soll. Don Manuel Frutos in Caáguazú (s. o.)

---

[1]) S. 8.

gab mir die Versicherung, dass es noch jetzt alte Indianer gäbe, die kein Salz ässen.

Die Vermehrung des Rindviehs ist in Paraguay eine sehr schnelle, wie mir alle Viehzüchter versicherten, ohne dass ich indessen von denselben sichere Zahlen hätte ermitteln können; ich glaube man wird eine jährliche Vermehrung von durchschnittlich dreissig Prozent annehmen können. Entscheidend ist für die Schnelligkeit der Vermehrung in erster Linie die Qualität des Weidelandes; jeder angehende Viehzüchter sollte sich daher nur Weideland erster Klasse auswählen; auf solchem kommt es bisweilen vor, dass eine Heerde sich in einem günstigen Jahre nahezu verdoppelt.

In der Zeit vor dem Kriege war Paraguay ein an Rinderheerden reiches Land, wie mir viele Leute bezeugten, die sich jener Zeiten noch erinnern, wie auch daraus hervorgeht, dass Rindfleisch während des ganzen Krieges die Hauptnahrung des Heeres und eines grossen Theils der übrigen Bevölkerung war. Es gab vor dem Kriege z. B. eine grosse Zahl von Staatsestancias, die den Bedarf für das Heer lieferten; im Jahre 1849 belief sich die Zahl derselben auf 64, darunter die grösste die Estancia von Surubiý, südlich von Asuncion, in der Niederung der Lagune Ipoá (einer der nach Karl Friedrich so zu fürchtenden feuchten Gegenden), mit 12000 Stück Vieh (einschliesslich der Pferde und Maulthiere); dazu kamen noch eine Anzahl kleinere Viehwirthschaften mit unter 1000 Stück Vieh, die Puestos genannt wurden.[1] Am Ende des Krieges war das Land von Vieh fast gänzlich entblösst, und auch heute noch hat sich der Viehstand nicht soweit erholt, dass auch nur der Bedarf des Landes gedeckt wäre, denn alljährlich kommen noch zahlreiche Heerden *(tropas)* von Corrientes und Matto Grosso ins Land.

Man braucht gar nicht interessirt zu sein (etwa durch eignen Landbesitz oder durch »Freundschaft« für andere), um unter diesen Umständen den Ankauf von Land zu Zwecken der Rindviehzucht zu befürworten, zumal das Land in Paraguay einen so niedrigen Preis hat, wie es ihn sicher auf die Dauer nicht behalten kann. Man denke an Rio Grande do Sul, wo das Land vor einem Vierteljahrhundert ähnliche Preise hatte, wie jetzt in Paraguay, man augenblicklich aber bis fünfzehnmal so viel zahlen muss, wenn ich recht unterrichtet bin.

Weniger als für Rindviehzucht ist Paraguay für Pferdezucht geeignet; dieselbe wird auch nur in geringem Maasstabe betrieben, es wird vielmehr der grösste Theil des Bedarfs aus Corrientes ein-

[1]) Diese Angaben nach Wappäus, S. 1164.

geführt. Im südlichen Theil von Paraguay stehen der Pferdezucht meines Wissens keine Hindernisse entgegen, im nördlichen dagegen und zum Theil schon im mittlern tritt eine verderbliche Krankheit auf, *mal de cadera* genannt. Die ersten Symptome derselben sind Fliessen der Nase und leichtes Schleppen der Hinterfüsse, dann entsteht Kreuzlahmheit, die unter schneller Abmagerung des Thieres so zunimmt, dass es schliesslich sich gar nicht erheben kann und endlich verendet. Die Krankheit scheint ihren Sitz im Rückgrat zu haben, doch ist das Wesen derselben, wie es scheint, noch nicht näher bekannt. Sie steckt nicht von Individuum zu Individuum an, auch nicht durch Gebrauchsgegenstände, wie Sattelzeug, Zaumzeug, Sielen, sondern scheint vielmehr vom Boden auszugehen, was dadurch belegt wird, dass stellenweise einzelne, oft eng begrenzte Bezirke zu allen Zeiten Krankheitsfälle haben, während im Allgemeinen nur einzelne Jahre verheerend auftreten. Von verschiedenen Seiten sagte man mir, dass Jahre, die warm und zugleich an kurzen heftigen Gewittern reich seien, die meiste Gefahr brächten. Meinem Gastfreunde Don Carlos Paoli im Panadero starben einmal in einem solchen Jahre alle Pferde und Maulthiere; als südliche Grenze des Gebiets, in welchem diese Krankheit die Pferdezucht ernstlich gefährdet, bezeichnete derselbe Santaní (San Estanislao). Pferde unterliegen der Krankheit nach meinen Erkundigungen stets, Maulthiere kommen manchmal mit dem Leben davon, bleiben aber schwächlich und behalten einen schleppenden Gang.

Von Schafen habe ich in Paraguay nur wenige und kleine Heerden gesehen, von denen eine meist ziemlich grobe Wolle gewonnen wird; doch meinten mehrere Besitzer solcher Heerden, dass die Schafe in Paraguay sehr gut gediehen; jedenfalls würde man dafür zu sorgen haben, dass die Thiere genügenden Schutz vor der Mittagssonne finden.

Schweine werden in mässiger Anzahl fast überall gehalten; man lässt sie einfach in Wald und Feld laufen, bis sie eine gewisse Grösse erreicht haben, dann macht man sie bisweilen zum Verkauf etwas fett oder man schlachtet sie wie sie sind. Viel hält man sie deswegen nicht, weil sie bei der freien Lebensweise, die ihnen gegönnt wird, leicht grossen Schaden anrichten können, sobald es ihnen gelingt, in die Pflanzungen einzudringen.

Ziegen habe ich wenig gesehen.

Von Geflügel werden Hühner viel gehalten, doch lässt man sie ziemlich verwildern; sie suchen sich das Futter zum grössten Theil selbst, nur etwas wird ihnen täglich gegeben, damit sie sich ans Haus

gewöhnen. Truthühner und Enten gedeihen, so viel mir bekannt geworden ist, gut, namentlich erstere.

Aus allem Gesagten ergiebt sich schon zur Genüge, dass von einer Viehzucht in unserm Sinne, die auf Herausbildung und Veredlung von Rassen, auf das Entwickeln besonderer Eigenschaften, wie beim Rinde Milchreichthum, Fleischfülle etc., beim Pferde Schönheit, Schnelligkeit u. s. w., hinzielt, in Paraguay nicht die Rede ist. Man überlässt das Vieh im Wesentlichen sich selbst und wartet eine Vermehrung ab. Einwanderer würden, falls sie nicht über grosses Kapital verfügen, anfangs der landesüblichen Weise sich anzuschliessen haben, später aber durch Anwendung rationeller Prinzipien ohne Zweifel bedeutende Vortheile erzielen. Wollen Europäer, speziell Deutsche, sich in grösserem Masse an der Wiederentwickelung der Viehzucht in Paraguay betheiligen, so würden sie gut thun, nicht zu lange damit zu zögern, denn die Correntiner, welche treffliche Viehzüchter (im amerikanischen Sinne) sind, siedeln sich in Masse im Lande an und werden über kurz oder lang mit den Paraguayern selbst die besten Plätze besetzt haben.

Für Ackerbau ist Paraguay seiner Natur nach eigentlich noch besser geeignet, als für Viehzucht, und die Regierungen haben es seit langer Zeit hauptsächlich für ein Ackerbauland angesehen und auf Entwickelung des Ackerbaus hinzuarbeiten gesucht. Das Klima ist dem Ackerbau günstig, besonders durch die Vertheilung des Regenfalls, das Regenmaximum im Sommer, den Nachlass des Regens in der zweiten Hälfte des Winters. Der Boden muss auch als im Allgemeinen günstig bezeichnet werden; zwar sind grosse Strecken tiefen Humusbodens selten, während leichter sandiger Boden nicht fehlt, doch glaube ich, dass man unter ganz andern klimatischen Verhältnissen den Boden nicht blos nach seiner Zusammensetzung auf seine Ertragsfähigkeit beurtheilen darf. Die Paraguayer ziehen die »rothe Erde« den andern Bodenarten vor und legen ihre Pflanzungen fast stets an Waldrändern an, wo die rothe Erde allerdings meistens noch mit einer Schicht verwitterter Pflanzenstoffe bedeckt ist. Die rothe Erde kommt in verschiedener Beschaffenheit vor, bald mehr, bald weniger reich an Sand oder Lehm oder Thon; ihre Farbe ist auf den starken Eisengehalt zurückzuführen. Die rothe Erde ist jedenfalls als eine besondere Schicht des tertiären Zeitalters zu betrachten, die sich Sandsteinen jener Periode in verschiedener Mächtigkeit auflagerte; bei San Lorenzo (nahe Asuncion) grub man 30 *m* tief, ohne das Liegende der rothen Erde zu erreichen, bei Yaguaron 35 *m* tief. Die Konsistenz der rothen Erde ist so bedeutend, dass man Brunnen u. s. w.,

die man darin anlegt, nicht auszumauern oder mit Holz zu verkleiden braucht.

In die Einzelheiten des Landbaues in Paraguay, in Fruchtfolge, Wahl der Bodenarten, Behandlung der einzelnen Fruchtarten u. s. w. einzudringen, habe ich nicht Zeit gehabt; auch fehlt mir dafür auf Vorbildung beruhendes Verständniss. Beim Ackerbau des Eingeborenen scheint von rationellem Betrieb noch nicht viel die Rede zu sein; er nutzt eine Rodung aus, so lange sie etwas hergiebt, und legt dann eine neue an. Dünger wird fast nicht angewendet. Leicht ist der Ackerbau in Paraguay nicht; man hat nicht etwa blos den Samen in die Erde zu werfen und dann eine funfzig- oder hundertfältige Ernte abzuwarten, womöglich ein paar Mal im Jahre. Man hat mit dem Klima zu rechnen, hat die Bodenart sorgfältig zu wählen — denn auf kleinen Strecken finden sich oft grosse Bodenverschiedenheiten —, hat fleissig das Unkraut und noch fleissiger das Ungeziefer zu bekämpfen, muss dafür sorgen, dass man so angepflanzt hat, dass, falls eine Frucht missräth, eine andere um so besser gedeiht u. s. w. Ein Uebelstand eigner Art ist in Paraguay der, dass man Leute mit gründlichen Kenntnissen aller Zweige des Ackerbaues selten trifft; die alten erfahrenen Leute sind im Kriege meist umgekommen. Es ist daher oft nicht leicht, sich guten, massgebenden Rath zu erholen. Einen ganz besondern Einfluss auf das Leben der Pflanzen schreibt der Paraguayer dem Monde zu, er unternimmt nichts auf dem Gebiete des Ackerbaues ohne sich nach der Mondphase zu richten; auch beim Schneiden von Gras zu Deckstroh, beim Fällen von Bäumen und Anderem richtet er sich streng nach dem Monde. Die eingewanderten Europäer thun das Gleiche, nachdem sie, wie sie angeben, durch Erfahrung klug geworden sind. Das Weideland wird kaum irgendwo in Paraguay zum Ackerbau verwendet, doch wäre es ohne Zweifel dazu brauchbar, da es oft ähnliche Beschaffenheit wie der Waldboden hat, und man Stellen mit mangelndem oder erschwertem Abfluss vermeiden oder verbessern kann. Der Paraguayer wählt die Waldränder, da das Waldland Anfangs prachtvolle Ernten giebt, der Wald vor den Winden schützt und Holz immer bei der Hand ist. Im Grossen in unserm Sinne wird der Ackerbau in Paraguay meines Wissens nicht betrieben; wenn einer ein paar Hektar angebaut hat, so ist das schon viel. Ueber Erträge des Ackerbaues ziffermässig zu berichten, ist nicht möglich, da dafür keine Angaben zu beschaffen sind. Dem Paraguayer ist so etwas gleichgültig, ja unverständlich, und der Ackerbau durch Einwanderer ist noch so jung, dass derartige Resultate

noch nicht vorliegen. Auf der deutschen Kolonie wird, so viel ich weiss, alljährlich eine statistische Erhebung gemacht.

Die wichtigste Ackerfrucht in Paraguay ist der Mais, wohl auch eine der ältesten, da er im Guaraní einen Namen hat *(avatí)*. Man baut besonders zwei Spielarten an, den gelben und den weissen. Die Erträge auf nicht ausgesogenem Land scheinen enorm zu sein und ich sah nicht selten Stauden mit sieben Kolben, deren jeder mehrere hundert Körner enthält. Man kann den Mais als Hauptnahrungsmittel der Bevölkerung bezeichnen, von der er in sehr vielfältiger Zubereitung genossen wird, bald als frischer Kolben geröstet oder gekocht, bald enthülst mit Fleisch oder Milch, bald in Fett geröstet, mit Eiern und Fett als *chipá* (Maisbrot), mit Fleisch als *chipá-zoó* (Fleischzwieback) u. s. w. Ferner dient der Mais wie bei uns der Hafer als Pferdefutter. Es kostet einige Mühe, die Pferde an dieses Futter zu gewöhnen — wohl hauptsächlich, weil man ihnen die ganzen grossen und harten Körner giebt —, haben sie aber einmal gekostet, so ziehen sie Mais anderer Nahrung vor. Ob ein Pferd *maizero*, Maisfresser, ist oder nicht, fragt man bei jedem Pferdekauf. Maismühlen für grossen Betrieb giebt es in Paraguay meines Wissens noch nicht, nur ein paar kleine für Handbetrieb. Der Paraguayer stösst den Mais unter Aufwand von viel Zeit und Arbeit im *morterō*, einem grossen hölzernen Mörser mit hölzernem Stampfer. In den wenigen grösseren Städten würde sich die Aufstellung von kleineren Mühlen vielleicht lohnen. Der gesammte Maisbau des Landes deckt noch nicht einmal den Bedarf, wenigstens wird nach den Yerbales und wohl auch nach Asuncion noch Mais aus Argentinien eingeführt! Der, den ich in den Yerbales sah, war noch dazu von elender Qualität.

Weizen wird, glaube ich, in Paraguay kein Korn gebaut. Früher soll er in den Missionsgebieten ziemlich reichlich angebaut worden sein, auch zu Renggers Zeiten noch. Ich bin der Meinung, dass man sich mit dem Weizenbau in Paraguay lieber nicht quälen soll; viel wird es doch nicht werden, denn für Weizen ist das Klima zu warm; man baue in jedem Lande, was seinem Klima am besten entspricht. Mit Hafer und Gerste hat man auch Versuche gemacht, doch meistens nur Grünfutter erzeugt.

Neben dem Mais ist als Hauptprodukt der Maniok zu nennen, von dem ebenfalls mehrere Spielarten gebaut werden. Die Wurzeln des Maniok, welche eine stock- bis rübenförmige Gestalt haben, werden nicht auf einmal geerntet, sondern je nach Bedarf aus der Erde genommen, was sehr bequem ist, zumal sie in der Erde immer noch besser werden. Der Maniok wird theils gekocht oder geröstet

als Ersatz unseres Brotes und unserer Kartoffeln gegessen und ist in diesen Gestalten wohlschmeckend und nahrhaft, theils verarbeitet man ihn zu Stärkemehl, wobei ebenfalls essbare Rückstände bleiben. Die Verarbeitung des Maniok zu dem beliebten, schmackhaften und nährenden Maniokmehl wird in Paraguay zur Zeit wenig betrieben; es kommt sogar Maniokmehl *(fariña)* aus Brasilien in's Land!

Nächst Mais und Maniok sind Bohnen das wichtigste Nahrungsmittel des Paraguayers; sie werden in mehreren Arten allgemein angebaut, namentlich die sogenannten paraguayschen Bohnen (den schwarzen Bohnen Brasiliens ganz ähnlich), die Butterbohnen und die Buschbohnen; die Ernten sind meist reichlich. In ziemlich grosser Menge wird die Erdnuss (*Arachis hypogaea*, *maní* oder *mandubí* genannt) angebaut, deren bohnengrosse, in Schoten steckende Früchte geröstet ein wohlschmeckendes Nahrungsmittel bilden. Aus den ölreichen Früchten könnte auch Oel gewonnen werden. Reis gedeiht in Paraguay sehr gut, wird aber zur Zeit nicht sehr viel angebaut; zur Bewässerung eingerichtete Felder habe ich nirgends gesehen, die angebaute Art entspricht daher vielleicht dem, was man in andern Ländern Bergreis nennt.

Ein schon jetzt und mehr wohl noch für die Zukunft wichtiges Produkt ist das Zuckerrohr; dasselbe gedeiht in Paraguay sehr gut, abgesehen davon, dass es bisweilen durch Reif leidet. Sehr kann diese Gefahr nicht in die Wagschale fallen, sonst hätte sich der Anbau nicht so lange gehalten, denn zu Renggers Zeit (zwanziger Jahre) wurde es schon viel angebaut und wahrscheinlich auch schon zur Zeit der Jesuiten. Uebrigens ist zu bemerken, dass die wärmeren und in den tiefen Theilen vielleicht ganz oder fast ganz frostfreien Landschaften des nördlichen Paraguay noch nahezu ohne Ackerbau sind; dort werden ohne Zweifel auch für den Anbau des Zuckerrohrs viele Gegenden geeignet sein. Als eine demselben nach den Bodenverhältnissen besonders günstige Gegend wurde mir die von Caraguatay bezeichnet. Die Benutzung des Zuckerrohrs ist gegenwärtig fast durchweg eine ganz primitive; man presst auf einfachen Mühlen (s. o. bei San Joaquin) den Saft aus und dickt ihn zu Syrup *(miel)* ein, der gewöhnlich in Ledersäcken aufbewahrt wird, oder man macht Branntwein *(caña)* daraus, der abgelagert einen guten Rum giebt. Rohzucker wird wenig oder garnicht im Lande hergestellt, obgleich dieses Geschäft einfach und einträglich sein soll; man bezieht ihn aus Brasilien! Raffinirter Zucker wird auch nicht ein Pfund in Paraguay (im Gegensatz zu Renggers Zeit) fabrizirt, obgleich man in Asuncion, einigen andern wichtigen Plätzen und auf den nach den Yerbales

fahrenden Schiffen eine ziemliche Menge davon verbraucht. Der raffinirte Zucker ist z. B. zur Herstellung der feineren Dulces (Eingemachtes) nöthig, die man in Paraguay in vortrefflicher Qualität bereitet. Im Jahre 1882 wurde für 185 728 Mark raffinirter Zucker eingeführt.

Der Kaffee gedeiht in Paraguay gut und giebt ein wohlschmeckendes Produkt. Auch ihm werden die Fröste bisweilen verderblich, doch ist die Gefahr von denselben nicht so gross, wenn man zur Anpflanzung geschützte Stellen wählt. Auch leiden die Bäumchen gewöhnlich nur im ersten und zweiten Jahr vom Frost, da sie dann noch sehr zart sind und sich noch zu wenig über die unterste, am meisten sich abkühlende Luftschicht erhoben haben. Man hat daher mit Erfolg versucht, die jungen Pflanzen im Schatten des Waldes zu ziehen; der Kaffeebaum ist ja ursprünglich ein Waldbaum. Der Anbau des Kaffees ist noch sehr wenig verbreitet in Paraguay, wie auch der Gebrauch des Produktes. Ich hatte nur zum Besuch einer etwas ausgedehnteren Pflanzung Gelegenheit, welche in Trinidad, einer Vorstadt von Asuncion, gelegen ist. Die Bäumchen standen meist im vierten oder fünften Jahre, hatten nie vom Frost gelitten und gaben reichliche Ernten. Im Hause des Besitzers wurde uns natürlich — Mate vorgesetzt.

Die Baumwolle gedeiht ausgezeichnet in Paraguay, wird aber auch erst in kleinem Massstabe angebaut und im Lande selbst verarbeitet. Die Paraguayerinnen verstehen mit einfachen Werkzeugen feine Gewebe zu Hemden, Servietten u. s. w. daraus zu machen, ferner Spitzenarbeiten, Hängematten, Ponchos u. A. Diese Industrien sind jedoch nicht sehr ausgebreitet, da europäische Fabrikate meist sehr schlechter Qualität den Markt erobert haben oder erobern. Viele Landeskundige und ältere Kolonisten hielten die Baumwolle für die aussichtsreichste Kulturpflanze in Paraguay, zumal da dieselbe vom Frost nicht leidet; als Schädlichkeit kommt bei ihr die Witterung nur in sofern in Betracht, als die Baumwolle gelb wird, wenn Regen die geöffneten und noch nicht abgenommenen Kapseln trifft; eine Gefahr, der man leidlich vorbeugen kann.

Ein uraltes und für den vorhandenen Boden wie wenig andere geeignetes Produkt Paraguays ist der Tabak. Wird er mit Sorgfalt angebaut, geerntet und zubereitet, so kann er, wie mir von vielen Seiten gesagt wurde, und wie auch nach Europa gesandte Proben beweisen, den besten Produkten anderer Länder an die Seite gestellt werden, und wenn er augenblicklich nicht konkurrenzfähig ist und den Produzenten wenig Gewinn abwirft, so liegt das daran,

dass der Paraguayer von seinen alten schlechten Gewohnheiten nicht abzubringen ist; namentlich hält es schwer, die Leute von dem Werth der Trocknung im Schatten zu überzeugen. Man muss dabei nicht vergessen, dass der Geschmack des Paraguayers für Tabak nach unserer Anschauung verdorben ist; eine Zigarre, die ein Europäer als »nicht zu rauchen« wegwirft, ist ihm ein Genuss, und europäisches Fabrikat findet er kraftlos. Die Technik der Zigarrenbereitung ist natürlich eine ganz primitive. Das Rauchen ist unter allen Klassen und Lebensaltern der Bevölkerung beider Geschlechter verbreitet, wie vielleicht in keinem zweiten Lande der Erde, und ich kam als Nichtraucher oft in arge Verlegenheit, denn es gilt für eine Unhöflichkeit, eine angebotene Zigarre abzulehnen. Schliesslich gewöhnte ich mich daran, sie immer anzunehmen, einzustecken und dann meinem rauchlustigen Reisebegleiter eine Freude damit zu machen. Für den Einwanderer hat der Anbau von Tabak u. A. die Schwierigkeit, dass er viel Arbeit, auch in der heissen Jahreszeit, verlangt.

Der Wein kommt in Paraguay sehr gut fort und liefert schöne Trauben, die aber jetzt ausschliesslich zum Essen verwendet werden. Wollte man Wein keltern, so wäre die Hauptschwierigkeit die, dass, wie mir von mehreren Seiten gesagt wurde, die einzelnen Trauben und die einzelnen Beeren der Trauben nicht gleichzeitig reifen. Ich kann mir nicht denken, dass das in genügend hohem Masse der Fall ist, um den Anbau von Wein zur Weingewinnung zu hindern. Wenn Azaras Bericht zuverlässig ist, so wurde ums Jahr 1600 Wein von Paraguay nach Buenos Aires ausgeführt; jetzt ist es umgekehrt, denn von dort kommt ein elender Kunstwein den Fluss herauf, der zu Spottpreisen verkauft wird (man trinkt ihn bei Tisch ohne besondere Bezahlung in beliebiger Menge). Gegenwärtig könnte demnach ein Weinbauer gar keine Konkurrenz wagen, ausser etwa dann, wenn er mit grossen Mitteln anfängt, so dass er eine Reihe von Jahren aushalten kann, um einem Theil der Landesbewohner einen anständigen Geschmack für Wein beizubringen. Durch Insekten, speziell durch Ameisen und Wespen, hat der Wein viel zu leiden; doch glaube ich, dass diese Plagen zu bekämpfen sind, denn man kann zum Anbau ein möglichst ameisenfreies Stück wählen und es dann sorgfältig vertheidigen; die dem Wein schädlichen Wespen können aber auf einem bestimmten Raum wahrscheinlich vertilgt werden, da sie ihre Nester fast nur an die Häuser bauen und daher strenge kontrolirt werden können. In Paraguay gekelterten Wein habe ich nur einmal im Lande getrunken, bei einem italienischen Kaufmann in Paraguarý, der mit den Trauben einer umfangreichen Weinlaube einen Versuch gemacht

hatte. Der Wein war noch jung, etwas sauer und hatte einen erdigen Geschmack, war jedoch dem Kunstwein nach meinem Geschmack weit vorzuziehen.

Von Futterkräutern gedeiht die Alfalfa (Luzerne) in Paraguay gut, doch bedarf sie der Düngung, weshalb man sie, soweit thunlich, auf den Stellen alter Corrale anpflanzt. Sehr ausgebreitet ist ihr Anbau noch nicht, da man sich an ihre Anwendung noch nicht gewöhnt hat; man giebt neben Weidefutter fast nur Mais, sowie grüne Maisblätter. Trotzdem wird im Lande noch nicht einmal so viel gebaut, wie gebraucht wird, es kommt vielmehr noch Alfalfa von Argentinien hinein.

Dass unsere Kartoffel bei geeigneter Auswahl des Bodens und der Oertlichkeit in Paraguay gedeihen kann, unterliegt keinem Zweifel, doch werden die Knollen gross und mehlarm; auch ist nicht anzunehmen, dass der Verbrauch jemals ein allgemeiner werden wird, die Kartoffel wird vielmehr ein Luxusartikel bleiben. Mehr der Natur des Landes angemessen ist die Batate, welche auch viel angebaut wird; sie giebt nach meiner Ansicht ein wenig schmackhaftes Essen. Flachs soll vorzüglich in Paraguay gedeihen, wie Rengger angiebt, doch habe ich nirgends welchen gesehen. Wahrscheinlich wird jetzt überhaupt keiner angebaut, denn ich habe auch nichts gesehen, was von Flachs herrühren könnte.

Sehr verbreitet ist der Anbau mehrerer Arten Kürbis, sowie von Melonen und namentlich Wassermelonen. Letztere findet man im Sommer überall zu billigen Preisen, in verschiedenen Abarten und in guter Beschaffenheit. Die Paraguayer essen sie mit Leidenschaft, haben sich aber die unsaubere Art sie zu geniessen, welche Rengger schildert, nun schon abgewöhnt. Meistens schneidet man die Frucht der Länge nach durch und holt den Inhalt mit dem Messer, allenfalls auch mit den Fingern heraus. Bisweilen erreichen die Wassermelonen eine sehr beträchtliche Grösse; so theilte mir ein wie ich glaube zuverlässiger Mann mit, er habe in San Pedro eine von 37 Pfund Gewicht angetroffen. Von Flaschenkürbissen werden mehrere Arten angebaut, deren Schalen — man lässt das Fleisch ausfaulen — dann je nach Grösse und Gestalt als Behälter für Wasser und Milch, als Trinkgefässe, Schöpfkellen, Mates (Gefässe zum Genuss des Mate) dienen. Dem Flaschenkürbis lässt man gewöhnlich für den späteren Gebrauch seine natürliche Gestalt, manchmal aber umschnürt man ihn mit Bändern, so dass ganz phantastisch geformte Trinkgefässe entstehen.

Von europäischen Gemüsen können die meisten, z. B. Kohl,

Salat, Gurken, in Paraguay gezogen werden, doch bedürfen sie meistens der Düngung und entarten stark, der Kohl bildet z. B. keine festen Köpfe; auch setzen, wie man mir sagte, viele unserer Gemüse drüben keinen Samen an, man muss denselben daher immer frisch von auswärts beziehen. Das war bisher recht schwierig; man bekam miserable Waare zu enormen Preisen. In der letzten Zeit konnten aber oft Gelegenheitskäufe gemacht werden, indem Kolonisten, denen das Land nicht gefiel und die wieder weggingen, ihren Vorrath zurückliessen. Nicht oder doch schlecht sollen Blumenkohl und Spargel gedeihen, und allerdings waren die Spargel, welche ich in Asuncion ass, miserabel, doch wird man sich kaum die Mühe genommen haben, die Spargelbeete nach allen Regeln der Kunst anzulegen. Reichlich findet man überall Tomaten, mehrere Arten Pfeffer und namentlich Zwiebeln, welche letzteren zwar einen weit milderen Geschmack haben als die unsrigen, aber für den Nichtliebhaber in der paraguayschen Kochkunst doch eine etwas zu grosse Hauptrolle spielen.

Im Bereich der Früchte tritt in Paraguay alles zurück gegenüber der Apfelsine, welche so zu sagen einen Bestandtheil des täglichen Brotes beim Paraguayer bildet. Ein *naranjal*, Orangenhain, gehört zu jeder vollständigen Ansiedlung, und Dank dem Fleiss früherer Zeitalter, namentlich auch des der Jesuiten, findet man solche *naranjales* reichlich in den meisten Gegenden des Landes. Junge Anpflanzungen sind leider selten, obgleich sie sehr wenig Mühe beanspruchen und schon im vierten oder fünften Jahre Frucht bringen. Die paraguaysche Orange ist klein, süss und aromatisch, dabei aber sehr reich an Kernen. Der Veredlung ist sie ohne Zweifel noch fähig. In den La Plata-Häfen, wohin grosse Mengen ausgeführt werden, gilt die Paraguayorange für die beste. Anpflanzungen im grossen Stil soll es südlich von Asuncion nahe dem Fluss geben, doch wäre es ohne Zweifel vortheilhaft, mehr anzulegen. Von Verwandten der Orange findet man namentlich eine kleine sehr saftreiche und aromatische gelbgrüne Zitrone, die zur Herstellung von *refrescos* (Erfrischungen) sehr geschätzt ist. Etwas Syrup, der Saft einer halben solchen Zitrone und die nöthige Menge Wasser giebt ein Getränk, das vorzüglich genannt zu werden verdient. Die Apfelsine sowohl wie diese Zitrone haben den Vorzug, ausserordentlich dankbar zu sein; die Bäume tragen fast das ganze Jahr. Wenig Geschmack und Werth hat die süsse Zitrone *(lima dulce)*, die man bisweilen antrifft. Sehr gut kommt im Lande der Pfirsich fort, doch pflegt man die Bäume wenig, so dass das Produkt mittelmässig ist. Die Banane ist nicht sehr stark verbreitet, vielleicht wegen der scho-

mehrfach erwähnten Fröste, die auch sie schlecht vertragen kann. Ananas findet man viel und in guter Qualität; Feigen nicht sehr oft. Unter den wildwachsenden Früchten, deren einige ich bei Beschreibung meiner Reise erwähnt habe, sind zwar viele einer Veredlung fähig, doch giebt sich niemand die Mühe. Unsere Aepfel und Birnen werden vielleicht noch Frucht tragen, doch darf man schwerlich auf besondere Resultate rechnen; auch ist es ein Fehler, sich mit Kulturen abzuquälen, die den Verhältnissen des Landes nicht angemessen sind.

4. Verkehrsmittel. Handelsverhältnisse. Absatz und Erwerb. Aussichten und Rathschläge für Einwanderer.

Bei der Beschreibung meiner Reise habe ich in kurzen Zügen die von Asuncion nach Paraguarý führende Eisenbahn geschildert. Diese 72 *km* lange Strecke mit ihrem primitiven Verkehr, ein Rest aus der Periode, in welcher Paraguay in schnell fortschreitender innerer Entwickelung begriffen war, ist die einzige im Lande. Die Weiterführung der Strecke bis Villa Rica und die Anlage einer Zweiglinie nach Süden wird wohl noch lange auf sich warten lassen, da nur dann auf diesen Fortschritt zu rechnen ist, wenn ausländisches Kapital dazu hergegeben wird. Irgend welche bestimmte Aussichten darauf sind meines Wissens zur Zeit nicht vorhanden, da die deutschen Gesellschaften, welche mit bezüglichen Plänen umgingen, von denselben abgekommen sind. Herr Quistorp berichtete zwar kurz vor meiner Abreise von Paraguay brieflich von Gründung grosser Gesellschaften in England, die auch den Bahnbau auf ihr Programm gesetzt hätten, ist auch, wie ich höre, in Paraguay vor kurzem wieder aufgetaucht [1]), Bestimmtes aber scheint noch nicht vorzuliegen. Argentinische Kapitalisten sollen stark ihr Augenmerk auf die paraguaysche Eisenbahn gerichtet haben, wahrscheinlich in Hoffnung auf spätere politische Umwälzungen. Das Telegraphennetz — wenn man so sagen darf — beschränkte sich bis vor Kurzem auf eine die Eisenbahn begleitende Linie; eine zweite, am Paraguay entlang bis zum Paraná, die früher schon bestanden hat, aber im Kriege zerstört worden ist, war zur Zeit meiner Reise im Bau und wird nun fertig geworden sein. Ausser der Eisenbahn giebt es für Personenverkehr nur noch eine regelmässige Landverbindung in Paraguay, eine Diligence von Paraguarý südlich bis zum Paso Santa Maria des Tebicuarý (Villa Florida), welche, glaube ich, zweimal wöchentlich geht. Die Linie von Paraguarý nach Villa Rica ist wegen zu geringer Benutzung eingestellt worden. Den

[1]) Soll auch schon wieder fort sein (nachgetragen Februar 1885).

Postverkehr vermitteln, abgesehen von der Eisenbahnlinie und den am Strom gelegenen Orten, reitende Boten. Das kann für die Bedürfnisse des Landes als ungefähr genügend bezeichnet werden. Kunststrassen für Wagen giebt es keine im Lande, sondern nur einfache Landwege, die je nach der Beschaffenheit des Bodens mehr oder weniger schlecht sind und höchstens in der Nähe der Hauptstadt einmal eine kleine Besserung erfahren. Brücken fehlen, von den Privatanlagen in den Yerbales abgesehen, so gut wie vollständig. Mit andern Fuhrwerken als mit den grossen zweirädrigen Karreten zu fahren, ist daher augenblicklich kaum möglich; die erwähnte Diligence ist auch eigentlich weiter nichts, und von europäischen Fuhrwerken habe ich nur das Kabriolet des deutschen Konsuls gesehen, das aber nur ab und zu den Weg bis zu dem Landhause und zurück zu machen hat. Der Karretenverkehr ist natürlich in hohem Grade von der Witterung abhängig und lässt eine lebhafte Handelsentwickelung kaum zu; die Beförderung ist langsam, die Ladefähigkeit einer Karrete nicht gross (rund 25 Zentner), die Art des Transportes ist eine höchst unsanfte. Lastthiere werden verhältnissmässig nicht viel benutzt, von dem Marktverkehr nach der Hauptstadt abgesehen.

Die Schiffsverbindungen nach den La Plata-Häfen sind nicht so schlecht, wie man nach Karl Friedrichs Darstellung[1]) denken könnte. Dort heisst es: »Die Verbindungen des Landes mit der Aussenwelt beschränken sich auf monatlich ein Dampfschiff stromaufwärts bis Cuyabá in der brasilianischen Provinz Matto Grosso einerseits und den Paraguay und Paraná stromabwärts bis Rio de Janeiro andererseits, welche Linie von der brasilianischen Regierung Subvention erhält, und ferner auf monatlich zwei bis drei Flussdampfer, welche zwischen Buenos Aires und den am Paraná und Paraguay belegenen Orten bis zum paraguayschen Flecken Concepcion und auch bis zur Insel und Stromschnelle Apipé auf dem oberen Paraná eine Verbindung unterhalten.« Nach meinen Erfahrungen und Erkundigungen sind die Verbindungen folgende: Zwei brasilianische Dampfer monatlich bis nach Matto Grosso hinein; ein paraguayscher Dampfer monatlich hin und her zwischen Montevideo und Corumbá in Matto Grosso (Ausgangspunkt eines viel benutzten Weges nach Bolivia); fünftägig Dampfer von Buenos Aires nach Asuncion; zweimal wöchentlich Dampfer zwischen Asuncion und Concepcion; ferner auf dem sogenannten Alto Paraná — dem oberen Paraná, von der Paraguaymündung aufwärts — alle zehn Tage ein Dampfer bis Ituzaingó, von da Diligence

[1]) A. a. O. S. 8 u. 9.

bis Itapua (Posadas), von da alle vierzehn Tage regelmässige Verbindung (ich glaube Dampfer) bis zum grossen Yerbaetablissement Tacurú-pucú. Dazu kommt noch der Verkehr ziemlich vieler, aber meist kleiner Segelschiffe. Dass in dem Verkehr der Dampfer Unregelmässigkeiten oft genug vorkommen, soll nicht geleugnet werden; je nachdem die Dampfer Ladung finden, halten sie sich hier oder da länger auf, auch können Wasserstands- und Wetterverhältnisse manchmal in Frage kommen. Die Preise für Personenbeförderung auf den Dampfern sind nicht übermässig: man zahlt von Montevideo bis Asuncion in erster Kajüte 50, in zweiter 25 Patacon (200 und 100 Mark), abwärts etwas weniger; dabei ist die Verpflegung eine gute, ebenso meist die Reinlichkeit. Die von Buenos Aires aus fahrenden Schiffe des Argentinischen Lloyd sind gross und gut eingerichtet. Die Frachten sind sehr hoch, von Asuncion bis Montevideo 1½ bis 2 Realen die Arrobe; ein Umstand, der den Handel sehr hemmt. Schwerer noch fällt für den Handel ins Gewicht, dass die genannten Dampferlinien mit keiner nach Europa gehenden in organischer Verbindung stehen. Es wäre für die Zukunft Paraguays in der That sehr wünschenswerth, wenn z. B. eine der deutschen nach den La Plata-Häfen gehenden Linien zwei bis vier kleinere Dampfer für die Fahrt auf dem Paraná und Paraguay in Dienst stellte und dadurch direkten Verkehr mit Europa anbahnte.

Zieht man in Betracht, wie wenig die Verkehrsmittel im Innern des Landes noch entwickelt sind, wie sehr theure Frachten den Handel erschweren, dass direkte Verbindungen nach Europa nicht bestehen und dass Paraguay von seinem natürlichen Absatzgebiet Argentinien durch Zollschranken getrennt ist, so wird man begreifen, dass der Aussenhandel noch keine sehr hohen Gesammtwerthe aufzuweisen hat. Auch ist derselbe noch ausserordentlich jung, denn unter Francias Diktatur (1814 bis 1840) war das Land nach aussen fast völlig abgeschlossen, und als der Handel unter dem älteren Lopez und im Anfange der Diktatur des jüngeren einen Aufschwung genommen hatte, kam der unglückselige Krieg, welcher wieder Alles über den Haufen warf. Die jüngste Phase der Handelsentwicklung ist also wenig über zehn Jahre alt. Im Jahre 1851 betrug der Werth der Ausfuhr nach Du Graty[1]) 341 616, der der Einfuhr 230 917 Patacon (zu 4 Mark); unter mancherlei Schwankungen hoben sich diese Summen bis 1860 auf 1 693 904 und 885 841 Patacon; der Gesammtwerth des Aussenhandels betrug also 1860 2 579 745 Patacon oder 10 318 980 Mark.

[1]) S. 389.

Für die Jahre 1880 bis 1882 giebt der deutsche Vicekonsul folgende Werthe (in Patacon) [1]:

	1882	1881	1880
Einfuhr	1 320 125	1 290 302	1 030 408
Ausfuhr	1 650 679	1 928 548	1 163 417
Summe	2 970 804	3 218 850	2 193 825.

Der Gesammtwerth des Aussenhandels betrug also im Jahre 1882: 11 883 216 Mark, weniger als ein Zehntel dessen von Uruguay. Die wahren Werthe der Einfuhr sind übrigens wahrscheinlich bedeutend höher, als die Aufstellung angiebt, da viel geschmuggelt wird und auch im Zollhause so mancherlei vorkommen soll. Landeskundige meinten, man könne bei manchen Artikeln bis 50 Procent mehr annehmen.

Es ist von Interesse und gerade für die Kolonisationsfrage belehrend, einen Auszug aus der Liste der Ein- und Ausfuhr kennen zu lernen; es wurden eingeführt im Jahre 1882 (eine Arrobe 11,5 kg, ein Patacon, *peso fuerte*, 4 Mark):

Raffinirter Zucker ..	23 026	Arroben,	46 432	Patacon,
Rohzucker	5 256	»	8 280	»
Alfalfa	23 043	»	7 021	»
Kaffee	2 563	»	8 770	»
Weizenmehl	66 412	»	53 130	»
Salz	93 841	»	11 261	»
Stearinlichte	115 378	Packete,	11 537	»
Bier	13 372	Dtzd. Fl.,	30 087	»
Carlonwein	1 090	Pipen,	43 000	»
Bordeauxwein	1 667	Fässer,	36 674	»
Feine Weine			für 40 600	»
Steingut			» 6 110	»
Sackleinen	262 188	Yards,	18 353	»
Shirting			» 51 032	»
Gewöhnliches Baumwollenzeug			» 140 483	»
desgl. zu Beinkleidern			» 16 000	»
Kattune			» 57 063	»

Schade, dass die Liste nicht vollständig ist, sonst würden sich zu Zucker, Alfalfa, Kaffee, Wein und Baumwollenstoffen, die das Land sehr wohl selbst hervorbringen könnte, noch andere Produkte dieser Art gesellen, z. B. Mais, Rinderfett, Käse, Maniokmehl u. s. w. Zollfreie Artikel (Maschinen, landwirthschaftliche Geräthe, Sämereien,

---

[1]) Deutsches Handelsarchiv 1882, II, S. 63; 1883, II, S. 115; 1884, I, S. 277.

Steinkohle, Stangeneisen, gedruckte Bücher, Bedarf für Druckerei und Lithographie) wurden für 97 355 Patacon eingeführt.

Ausgeführt wurden 1882 u. A.:

Yerba	518 207	Arroben,	964 800	Patacon,	
Tabak	119 218	»	398 436	»	
Rindshäute	40 995	Stück,	143 482	»	
Eingemachtes	3 060	Arroben,	4 284	»	
Stärke	3 455	»	2 418	»	
Zigarren	9 870 350	Stück,	11 844	»	[1]
Orangen	25 000 000	»	25 073	»	[2]
Holz	21 232	Varas,	10 116	»	
Bretter	13 583	»	2 716	»	
Eisenbahnschwellen	3 641	Stück,	3 641	»	
Palmstämme	1 513	»	604	»	
Quebracho	230	Tonnen,	690	»	
Gerberrinde	21 300	Arroben,	2 662	»	
Orangenblätteressenz	1 105	kg,	3 315	»	
Orangenschalen	323	Arroben,	323	»	
Jaborandí	449	»	449	»	
Sassaparilla	40	»	200	»	
Vetiver	14	»	112	»	
Pferdehaare	130	»	1 820	»	
Straussenfedern			für 4 182	»	[3]
Hirschhäute	2 544	Stück,	2 544	»	

Diese Liste lässt deutlich erkennen, dass sowohl die Ausbeutung der Naturschätze Paraguays noch nicht stark entwickelt ist — von der Yerbagewinnung abgesehen — als auch Ackerbau und Viehzucht noch nicht sehr viel zur Ausfuhr liefern. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass der Export Paraguays in allen Punkten einer wesentlichen Steigerung fähig ist und noch auf viele andere Artikel ausgedehnt werden kann.

Unter den Flusshäfen Paraguays ist die Hauptstadt bei weitem am bedeutendsten; daneben kommen nur noch Concepcion, Encarnacion und Villa del Pilar in Betracht. Der Handel wird vorzugsweise durch italienische Kaufleute vermittelt, daneben durch wenige deutsche, englische und solche anderer Nationen. Den Handel im Innern des

[1]) Im Durchschnitt 200 Stück für eine Mark!

[2]) Rund 250 Stück für eine Mark.

[3]) 1881 $14\frac{1}{2}$ Arroben für 1 160 Pat., 1880 65 Arroben für 5 200 Pat., also 80 Patacon die Arrobe; im Bericht für 1882 ist die Zahl der Arroben verdruckt.

Landes haben fast ganz die Italiener in Händen, welche unter sich sehr zusammenhalten und Kaufleuten anderer Nationalität das Aufkommen erschweren.

Die Industrie ist in Paraguay noch wenig entwickelt, denn abgesehen von der Yerbabereitung werden nur wenige gewerbliche Zweige in grösserem Massstabe betrieben. Es bestehen zwei oder drei Seifenfabriken, in welchen man die Seife aus den Früchten der paraguayschen Kokospalme (Mbocayá), Ricinussamen, Baumwollensamen und anderen ölhaltigen Früchten bereitet; mehrere Likörfabriken, welche gute Erzeugnisse liefern; einige Fabriken, die Essenz aus den Blättern der sauren Orange herstellen; Zigarren und Zigarretten werden in geringerer Menge fabrizirt als früher. Nicht bedeutend ist die Brettschneiderei. In Itá verfertigt man, hauptsächlich für den Bedarf des Landes, Töpfergeschirr, wie z. B. die grossen porösen Wasserkrüge, die man in allen Häusern findet; aus Luque kommen ordinäre Hornkämme; die Weiber geben sich in mässigem Umfange mit der Herstellung von Hängematten, Spitzen, Servietten, Hemden, Ponchos u. dergl. ab; in vielen Haushaltungen wird in kleinem, in manchen in etwas grösserem Massstabe aus Zuckerrohr Branntwein und Syrup, sowie aus Maniok Stärke verfertigt. Früchte werden in ziemlicher Menge eingemacht. Handwerker giebt es nur wenige im Lande, da der Paraguayer die meisten seiner einfachen Bedürfnisse selbst befriedigt, viele Handwerker daher fast nur auf den Verbrauch der Fremden angewiesen sind; man findet hauptsächlich Sattelmacher, Schmiede, Tischler, Gold- und Silberarbeiter. In der Hauptstadt und vereinzelt sonst im Lande sind natürlich noch andere Handwerke vertreten, wie Schuhmacher, Schneider, Klempner u. s. w. Ein ziemlich verfehltes industrielles Unternehmen in grösserem Massstabe ist die in Areguá von einem Engländer angelegte Ziegelei mit Maschinenbetrieb. In Paraguay ist der Ziegelbedarf augenblicklich ein äusserst geringer; der Landbewohner baut sich seine Hütte aus Stämmen, Stangen, Lehm und Stroh, oder streicht sich selbst seine Ziegel, wenn er welche haben will, und trocknet sie an der Sonne; in den Städten aber ist ein Bedürfniss nach Neubauten fast gar nicht vorhanden, da ja die Bevölkerung so sehr reduzirt ist, dass sogar noch Häuser leer stehen. Wie man unter solchen Umständen grosse Kapitalien in eine Ziegelfabrik stecken konnte, ist mir nicht klar. Dazu soll noch der für das Fabrikat geforderte Preis ein unangemessen hoher sein. Ob für andere grössere industrielle Unternehmungen Paraguay im Augenblick schon ein geeignetes Gebiet ist, kann ich kaum beurtheilen. Ganz besonders vorsichtig wird man aber jedenfalls in der Arbeiter-

frage sein müssen. In kleinem Massstabe für Hilfsarbeiten beim Ackerbau u. s. w. kann man jederzeit und zu billigen Preisen (z. B. Essen und 2 Realen, oder 3 Realen ohne Essen; in Asuncion vielleicht mehr) Arbeiter haben; aber für industrielle Anlagen kommen andere Gesichtspunkte in Betracht. Der paraguaysche Arbeiter ist zwar geschickt und anstellig, aber seine Lust zur Arbeit und seine Leistungsfähigkeit ist nicht gross und noch weniger seine Ausdauer; nimmt man sich andrerseits europäische Arbeiter mit, so wollen dieselben natürlich einen besonders hohen Lohn haben und der Gewinn wird gedrückt. Am meisten Aussicht hätte vielleicht eine Zuckerfabrik und eine Fabrik zur Herstellung von Quebrachoextrakt zum Gerben; eine Baumwollenspinnerei wäre schon etwas sehr hoch gegriffen.

Dass die Aussichten auf Absatz und Erwerb für den Einwanderer, speziell für den Deutschen, in Paraguay zur Zeit nicht gerade die günstigsten sind, folgt aus den Angaben dieses und des vorigen Kapitels. Zunächst ist fast gar kein Bedürfniss da nach Angehörigen aller Berufsarten mit höherer wissenschaftlicher Vorbildung, wie Lehrer, Aerzte, Feldmesser, Ingenieure, Chemiker, Geistliche u. s. w. Benutzen wir die Aerzte als Beispiel. Asuncion hat mit seinen ich glaube vier Aerzten, von denen noch dazu die meisten einem etwa ankommenden Kollegen Brotneid entgegenbringen, genug; in dieser Stadt aber ist fast alles vereint, was wohlhabend ist und einen Arzt angemessen bezahlen kann. In Villa Rica kann ein dorthin gegangener Arzt von der Praxis nicht leben, hat sie daher fast ganz aufgegeben. In den meisten andern Orten würde es eher schlimmer als besser sein, vielleicht Paraguarý und Concepcion ausgenommen; denn man muss nicht vergessen, dass der Paraguayer zu den Tränkchen seiner männlichen und weiblichen Heilkundigen viel mehr Vertrauen hat, wie zu einem fremden Arzt, dessen Methoden er nicht versteht; die wenigen Ausländer aber, die der einzelne Ort hat, können einen Arzt nicht ernähren und würden zum Theil einem Deutschen noch nationale Antipathie entgegenbringen. Auch ist zu bemerken, dass das Gesetz, für die Praxis in der Hauptstadt wenigstens, ausser dem an einer Universität erworbenen Doktordiplom, ein in spanischer Sprache in Asuncion abzulegendes Examen verlangt, bei welchem natürlich die zukünftigen Konkurrenten die Prüfenden sind. Was sollen ferner z. B. Ingenieure im Lande, solange nicht mit fremdem Kapital Wege- und Brückenbauten, Eisenbahnbauten und Aehnliches in Angriff genommen werden? Was Feldmesser in einem Lande, wo es auf eine halbe Quadratlegua mehr oder weniger kaum ankommt und niemand ordentliche Arbeit zu würdigen versteht? Ein deutscher Feldmesser,

den ich in Asuncion kennen lernte, erwarb sich sein Brot mühsam mit Klavierstimmen. Kaufleute, die etwa aufs Gerathewohl nach Paraguay gehen würden, um dort eine Stelle zu finden, würden höchst wahrscheinlich keine bekommen, denn die deutschen Kaufleute kann man an den Fingern einer Hand herzählen und die anderer Nationen finden unter ihren Landsleuten Auswahl genug. Auch kann man nur Leute mit gründlicher Kenntniss der Orts- und Landesverhältnisse verwenden, die ausserdem tüchtig Spanisch und womöglich Guaraní können u. s. w. Hat einer sich diese Eigenschaften erworben und verfügt er über etwas Kapital, so kann er letzteres auf eigne Hand leicht im Kleinhandelsbetrieb vermehren und vervielfältigen, besonders mit Landesprodukten, die jedermann braucht, und mit billigen Gegenständen europäischer Industrie.

Handwerker könnten in mässiger Zahl noch ihr Auskommen finden, wenn sie nicht gleich ans Reichwerden denken, sorgfältig und nach dem Rath Landeskundiger den Ort auswählen, wo sie sich hinsetzen, und sich in ihrer Arbeit den Landessitten anpassen; es würde sich aber kaum um andere Handwerker als Schmiede, Stellmacher, Tischler, vielleicht einzelne Maurer, Schuster, Schneider und Waffenschmiede handeln. Dass Leute hingehen, die die Absicht haben, als Tagelöhner oder in ähnlicher Weise ihr Brot zu verdienen, ist kaum anzunehmen; solche würden auch schwerlich ihr Fortkommen finden, sie müssten es denn in den Yerbales versuchen (s. o.).

Die Hauptsache ist und bleibt bei allen Fragen der Kolonisation und Auswanderung der Ackerbau, und gerade dieser hat in Paraguay einen schweren Stand. Die Zahl derer, die von andern erzeugte Produkte des Ackerbaus verzehren, ist nur gering, da die Mehrzahl der Paraguayer ja auch Ackerbauer sind, mit denen der einwandernde Ackerbauer konkurriren muss; jene aber haben Alles vor ihm voraus, sie kennen Boden und Klima, kennen die Aussichten jeder Fruchtart, sind ausserordentlich bedürfnisslos und können sich die meisten ihrer Bedürfnisse selbst befriedigen, sie sind an das Klima gewöhnt, sie haben eine geringe Fähigkeit zu kalkuliren, verkaufen daher oft zu Preisen, die in keinem Verhältniss zur aufgewandten Arbeit stehen u. s. w. Setzt sich der einwandernde Ackerbauer irgendwo unter die Eingeborenen und baut, was sie bauen, verkauft es, wo und wie sie es verkaufen, so kann er dabei nur eben bestehen; er wird kaum so viel erübrigen, um sich Kleidung zu kaufen und was er an Hausbedarf nicht selbst erzeugen kann, wie Yerba, Salz und Seife; Geld um Vieh oder Geräthe zu kaufen wird ihm selten bleiben. Dabei ist immer noch vorausgesetzt, dass er sich mit den Eingeborenen gut

stellt und diese ihm nicht böswillig schaden. Setzt der Einwanderer sich in die Nähe der Hauptstadt, um Gartenbau zu treiben und seine Produkte in der Stadt zu verkaufen, so ist sein Stand deswegen ein schwerer, weil er ausschliesslich auf den Verkauf in den Markthallen angewiesen ist, wo durchaus das eingeborene Element und die Volkssprache, das Guaraní, herrscht; er wird daher in diesem Falle der Hülfe einer eingeborenen Frau nicht entbehren können. Einige Italiener, die, mit eingeborenen Frauen verheirathet, die Gärtnerei bei Asuncion betreiben, sind schnell wohlhabend geworden. Für den Deutschen ist dies Geschäft weniger geeignet wie für den Italiener, denn dieser versteht sich besser auf die intensive Gartenkultur mit künstlicher Bewässerung, sorgfältiger Düngung u. s. w., als der auswandernde deutsche Ackerbauer, hat auch eine an die paraguaysche grenzende Bedürfnisslosigkeit.

Selbst wenn man, wie ich eben gethan, die Sache von der ungünstigsten Seite auffasst, muss man doch immer zugeben, dass der mittellose oder sehr wenig bemittelte Ackerbauer in Paraguay ein ganz bescheidenes Fortkommen finden kann. Hat er sich allmählich ein wenig emporgearbeitet oder stehen ihm ein paar Groschen mehr von Anfang an zur Verfügung, so kann er, wenn er erst einen Einblick in die Landesverhältnisse gewonnen hat, seine Lage wohl verbessern, indem er die wichtigsten der gewöhnlichen Landesprodukte, namentlich Mais, Maniok, Bohnen und Tabak, nur zum eigenen Bedarf baut, im Uebrigen aber darauf ausgeht, etwas Industrie mit dem Ackerbau zu verbinden und Produkte zu liefern, die in grösserer Menge verbraucht als im Lande erzeugt werden, oder die schon ausgeführt werden, wie z. B. Stärke, Maniokmehl, Rohzucker; oder er arbeitet darauf hin, sich einen kleinen Viehstand zu schaffen, um Milch und Käse, vielleicht auch Butter — ein Luxusartikel in Paraguay — zu verkaufen, so weit Gelegenheit dazu vorhanden ist, oder ab und zu ein Stück Vieh zum Schlachten.

Beim Verkauf aller Ackerbauprodukte ist der Ansiedler in Paraguay übel daran, namentlich wenn er durch die Umstände gezwungen ist, die gewöhnlichen Landesprodukte gleich nach der Ernte zu verkaufen. Der Händler hat in Paraguay, wie auch in andern südamerikanischen Ländern, ein noch viel weiteres Gewissen als bei uns und presst den Ackerbauer so viel er kann; der Paraguayer schlägt seinen Mais, seine Bohnen und seinen Taback zu niedrigem Preise los und der fremde Ansiedler muss es meist auch; er hat vielleicht so und so viel in seinen Acker hineingesteckt, hat mit einem mittleren Preise seine Berechnung gemacht und sieht sich arg getäuscht. Namentlich beim

Maisbau kommen solche Enttäuschungen fast immer vor; der Preis einer Arrobe Mais steigert sich vor der Ernte auf 8 bis 10 Realen, um dann schnell, manchmal bis auf einen Real oder noch darunter, zu sinken. Wer in der Lage ist, seine Produkte eine Zeitlang liegen zu lassen, kommt natürlich besser weg, vorausgesetzt, dass sie ihm nicht verderben. Eine besondere Schlauheit entwickeln die Kaufleute darin, mit Waaren statt mit Geld zu bezahlen und so doppelt zu verdienen. Unter diesem System leidet freilich der eingeborne Ackerbauer noch mehr als der Einwanderer.

Mit dem Anbau von Produkten, die des Exports nach Europa fähig sind, ist für den einzelnen und nur auf sich angewiesenen Ansiedler zur Zeit noch kaum etwas zu machen. Wenn auch zehn oder zwanzig Ansiedler anfangen Baumwolle zu bauen, wie sollen sie es anstellen, ihr Produkt zu verwerthen? Wenn sie Kaffee bauen, wer wird ihnen den Absatz vermitteln? Nur auf ein bestimmtes Ziel hinarbeitende kapitalkräftige Initiative könnte wahrscheinlich den Anbau solcher Produkte in Schwung bringen und lohnend machen [1]. »Wahrscheinlich« sage ich, denn ob es möglich sein wird, mit andern Ländern, welche das Gleiche hervorbringen, erfolgreich zu konkurriren, ist schwer zu beurtheilen. Man vergesse nicht, dass unter den Produkten, die Paraguay erzeugen kann, keines ist, das nicht auch von andern, Europa näher gelegenen Ländern hervorgebracht würde, und zwar in grosser Menge und unter dem Schutze alter Handelsverbindungen und Verkehrseinrichtungen. Das gilt ebensowohl von Tabak und Baumwolle wie von Kaffee, Reis, Indigo u. s. w. Paraguay müsste eben seine Konkurrenten in irgend einem Punkte übertreffen, entweder in Billigkeit des Produkts oder in Güte. Ob das möglich und wahrscheinlich ist, lässt sich zur Zeit kaum beurtheilen; ich wenigstens getraue mir dieses nicht, hoffe jenes aber. Wesentlich günstiger würde sich nach meiner Ansicht die wirthschaftliche Lage Paraguays gestalten, wenn es von seinem natürlichen Absatzgebiet Argentinien nicht durch politische Grenzen und Zollschranken getrennt wäre. Mit andern Worten: ich könnte für Paraguay kein Unglück darin sehen, in Argentinien aufzugehen. Meine Freunde in Paraguay werden mich deswegen hoffentlich nicht für einen Feind ihres Vaterlandes halten, dem ich im Gegentheil ausserordentlich zugethan bin. Ueber die Frage, mit welchen Produkten Paraguay wohl am erfolg-

[1] Nach neueren Nachrichten kauft die Bank von Paraguay unentkernte Baumwolle bis auf Weiteres auf und zahlt 8 und 10 Realen für eine Arroba, je nach Qualität. Es ist zu wünschen, dass das den Anstoss zu lebhafterer Entwickelung der Baumwollenkultur giebt. (Nachgetragen Februar 1885).

reichsten auf dem Weltmarkte konkurriren könnte, ist viel nachgedacht und gesprochen worden; nach Ansicht landes- und sachkundiger Leute haben Baumwolle und Tabak die meisten Aussichten. Dass übrigens Paraguay auch fortschreiten kann, ohne neue Produkte für den Export hervorzubringen, beweist der schnelle Aufschwung, den es unter dem älteren Lopez nahm. Hier ist ja aber nicht speciell von der Entwicklungsfähigkeit des Landes an sich, sondern von den Aussichten für fremde Einwanderung die Rede.

Schneller und leichter als der Ackerbauer kommt in Paraguay der Viehzüchter vorwärts, und dieser wieder um so leichter, wenn er mit einem leidlichen Kapital anfangen kann. Wer auch nur kurze Zeit in Paraguay gelebt hat, sieht das ein und arbeitet auf Erwerbung eines Viehstandes hin. Der kleine Viehzüchter, der vielleicht nicht mehr als funfzig oder hundert Stück Vieh hält, siedelt sich am besten in der Nähe der wenigen grösseren Ortschaften an, erzieht möglichst viele Milchkühe, verkauft gute Stücke an die Fleischer, zähmt Ochsen zum Karretenziehen u. s. w.; daneben baut er natürlich an, was er für sich braucht. Wer sich ein paar hundert Stück Vieh halten kann, findet in der nächsten Nähe der grösseren Städte nicht so leicht eine Stelle, muss daher weiter in den Kamp hinaus. Bei ihm tritt schon der Gewinn durch Vermehrung der Heerde in den Vordergrund; Hauptsache wird derselbe beim eigentlichen Estanciero, der sein Vieh nach Tausenden zählt. Er wird am passendsten weiter abliegende Gegenden, wie die Misiones, das Departement von Caázapá oder auch die weiten Gebiete des Nordens aufsuchen und sich, falls er selbst bei seinen Heerden lebt und nicht vorzieht, dieselben seinen Leuten anzuvertrauen und in der Hauptstadt zu bleiben, auf längere Zeit mit allem zum Leben Nöthigen, sofern er es nicht selbst bauen kann oder will, versorgen. Auf Absatz seines Viehes kann der Viehzüchter rechnen, da, wie schon oben gesagt, alljährlich noch Vieh nach Paraguay eingeführt wird; er verkauft dasselbe an den Schlachthof in Asuncion, an andere angehende Viehzüchter, an die Yerbateros, die einen nicht ganz unbedeutenden Bedarf haben u. s. w. Diese Art des Absatzes kann natürlich nur für einige Zeit das Geschäft der Viehzucht sichern, denn über kurz oder lang wird der einheimische Bedarf reichlich gedeckt werden, dann wird auch die Viehzucht vor die Frage des Exports gestellt sein. Es ist aber anzunehmen, dass den Produkten Paraguays alsdann der ausländische Markt ebenso gut offen stehen wird, wie denen Argentiniens. In Qualität werden sie denselben ohne Zweifel gleichgestellt werden können, und die höhere Fracht — der Unterschied wird bis dahin hoffentlich schon vermindert sein — wird durch den

geringeren Preis und die gute Beschaffenheit des Weidelandes ausgeglichen werden. Welche Vortheile dem Viehzüchter jetzt in Paraguay daraus erwachsen würden, wenn er sich mit der Veredlung der Rassen befassen wollte, lässt sich nicht absehen; für den Anfang wohl ein geringer, denn es fehlt im Lande noch das Verständniss für solche Bestrebungen.

Genaue Angaben darüber zu machen, in welcher Weise der Einwanderer es anzustellen hat, um sich in Paraguay dem Ackerbau oder der Viehzucht hinzugeben, was für Mittel dazu nöthig oder wünschenswerth sind u. s. w., fühle ich keinen Beruf. Doch will ich wenigstens einige Anhaltspunkte geben. Wer's mit dem Ackerbau ohne Anschluss an die vom Staat angelegte Kolonie San Bernardino — deren Aussichten, wie weiter näher gezeigt werden wird, keine glänzenden sind — versuchen will und nicht fähig ist, Gartenwirthschaft in der Nähe der Hauptstadt in Angriff zu nehmen, thut gut, sich auf möglichst lange Zeit hinaus mit Kleidern, Hausbedarf, Ackergeräthen, Werkzeugen u. s. w. zu versehen, da die Einnahmen wohl keine glänzenden sein werden. Auf den Ankauf von Land braucht wenig oder nichts gerechnet zu werden, denn der Staat giebt jedem Einwanderer, der Ackerbau treiben will, acht Quadratcuadras (von je 0,7 *ha*) Land, die sein Eigenthum werden, wenn er fünf Jahre nacheinander darauf gearbeitet, innerhalb dieser zwei Drittel des Areals unter Kultur gebracht und mindestens hundert Kaffeebäume gepflanzt hat [1]). Ausserdem kann Staatsland für Ackerbauzwecke für je einen Patacon die Quadratcuadra dazugekauft werden [2]); auch wird nicht so genau darauf gesehen, wenn man etwas Vieh auf benachbartem Staatsland weiden lässt. Holz und Gras von Staatsland zu nehmen, steht auch jedem frei. Ferner bekommt ein solcher Einwanderer Unterhalt für die ersten fünf Tage nach seiner Ankunft, wird frei nach dem Orte, den er wählt, befördert und führt seine Kleider, Geräthe u. s. w. zollfrei ein. Nach der Staatskolonie gehende Einwanderer bekommen daselbst, wenn sie Familie haben, doppelt so grosse Landparcellen unter ähnlichen Bedingungen, können weiteres Land unter leichten Bedingungen erwerben, werden von Montevideo nach der Kolonie frei befördert, bekommen Sämereien, Geräth und etwas Vieh und werden sechs bis zwölf Monate lang unterhalten; zur Zeit meiner Reise geschah dieses durch Auszahlung von baarem Geld (2 Realen = 80 Pfennige täglich auf den Kopf; Kinder halb gerechnet).

---

[1]) Artikel 31 des Kolonisationsgesetzes.

[2]) Artikel 3 des Gesetzes über den Verkauf von Staatsland.

Für die Anschaffung von Vieh muss der Ansiedler auf folgende Preise rechnen: eine Stute 8 bis 10 Patacon, eine Milchkuh (mit Kalb; Milchkuh ohne Kalb ist in Paraguay gar kein Begriff, denn man versteht die Kühe nicht zu melken, ohne vorher das Kalb ansaugen zu lassen) 20 bis 25 Patacon, Schweine 1 bis 4 Patacon, Hühner 2 bis 3 Realen. Wer Kapital hat und Viehzucht betreiben will, thut wohl, wenn er seine Absicht nicht gleich merken lässt, sondern sich erst möglichst unbefangen im Lande umsieht. Fast jeder hat nämlich in Paraguay Land zu verkaufen, manche sehr viel, und je grünere Käufer sie finden, desto lieber ist es ihnen natürlich. Es giebt noch viel gutes Regierungsland, welches zu 1500 Patacon die Quadratlegua verkauft wird; zweite Qualität zu 1000, dritte zu 800 Patacon. Man kann indessen gutes Privatland meistens billiger kaufen, muss dann aber wegen der Besitztitel Vorsicht anwenden. Uebrigens würde ich jedem rathen, anfangs gar kein Land zu kaufen, sondern Privatland zu pachten, was man oft lächerlich billig haben kann, z. B. eine Legua (so sagt man gewöhnlich für Quadratlegua), womöglich noch mit einigen kleinen Gebäuden, für 10 Patacon jährlich. Gefällt es einem im Lande, so kann man, nach reichlich erworbener Erfahrung, immer noch kaufen. Sehr gebräuchlich ist es auch, sein Vieh gegen ein geringes Kopfgeld (einen Real jährlich für jedes Stück) auf fremdem Weideland weiden zu lassen. Heerdenvieh kauft man in Paraguay zu 11 bis 12 Patacon das Stück im Durchschnitt, altes und junges, Ochsen, Kühe und Stiere durcheinander; Stuten für die Leute zu 8 Patacon oder billiger; Wallache zum doppelten Preis. Ein Capataz oder Aufseher pflegt bis 12 Patacon monatlich zu bekommen, Peone (Knechte) halb so viel oder weniger; dazu die Kost. Auf einer Quadratlegua Land kann man mehrere tausend Stück Rindvieh halten.

Wer in Paraguay in einer Stellung leben will, die ihn zwingt, sich seine Lebensmittel zu kaufen, kann, wenn er die landesüblichen Nahrungsmittel geniesst und sich schon einige Erfahrung angeeignet hat, billig wegkommen. Für 2 Realen täglich nehmen die Kolonisten auf San Bernardino neuankommende Junggesellen sehr gern in Kost. Dabei giebt es natürlich keine Leckerbissen, sondern Mais, Bohnen, Maniok, Gemüse, Mate, ab und zu Fleisch u. s. w. Mein Reisebegleiter G. in Paraguay hat andere Deutsche bisweilen längere Zeit hindurch für 2½ Realen (1 Mark) täglich gut beköstigt. Ein Pfund Rindfleisch kann man zu 20 bis 30 Pfennigen ansetzen, eine Arrobe Mais rund zu 2 Realen (mit starker Steigerung vor der Ernte), ein Pfund Yerba kostet einen Real; eine Arrobe Zwieback 18 bis 20 Realen; Weizenbrot ist durchaus nicht überall zu haben und theuer.

Alle Produkte europäischer Industrie muss man in Paraguay theuer bezahlen, was seine sehr guten Gründe hat, denn erstens wird fast Alles von Buenos Aires bezogen, wo es mit hohen Eingangszöllen hingekommen ist und die Kaufleute gut verdienen wollen; zweitens erhebt Paraguay selbst hohe Eingangszölle und die Kaufleute Asuncions nehmen auch lieber 100 Procent Gewinn als 50; drittens die Geldverhältnisse sind für jeden, der das Seinige zusammenhalten muss, sehr unbequem, indem der Real, d. h. der zehnte Theil des Peso oder Patacon, 40 Pfennige werth, die gewöhnliche Rechnungseinheit ist. Einen anderen Preis für Kleinigkeiten kennt man ausser im Marktverkehr, wo auch der halbe Real und der viertel Real zur Anwendung kommen, fast gar nicht. Jede Lumperei kostet einen Real, z. B. ein kleiner Pinsel, ein einzelner Knopf, ein Blechlöffel u. s. w. Besonders grosse Löcher reisst diese Realenwirthschaft in den Geldbeutel infolge der leidigen Sitte, sich gegenseitig mit Getränken zu regaliren; da kostet an den meisten Orten jeder Likör, jeder Refresco (Erfrischungsgetränk), jedes Glas »Wein« einen Real, und ein Patacon geht durch die Kehle, ehe man sich dessen versieht. Bei solchen Ausgaben muss man einen Real im wahren Werthe unserm Zehnpfennigstück gleichsetzen. Uebrigens sind die Industrieprodukte, die man in Paraguay theuer bezahlt, noch dazu meistens ziemlich schlecht, oft nur Ladenhüter von Buenos Aires. Ausnahmen fehlen natürlich nicht.

Wollte man die Aussichten des deutschen Einwanderers nach dem beurtheilen, was die seit längerer Zeit im Lande ansässigen Deutschen erreicht haben, so würde man zu keinem günstigen Schluss kommen. Es giebt ein paar wohlhabende Kaufleute, die zur Zeit des Krieges ganz klein anfingen und sich dann unter der Gunst der Verhältnisse rasch emporgearbeitet haben, einige wenige, die mit Viehzucht und Industrie etwas erworben haben und eine ziemliche Anzahl von solchen, die nicht eben glänzend vorwärts gekommen sind. Auch gaben mir die meisten zu, selbst Schuld daran zu sein; sie wussten von Anfang nicht, wie sie am besten fortkommen würden, wechselten fortwährend, probirten hin und her, wurden mittellos und konnten sich schwer wieder emporarbeiten. Manche Handwerker verdienten in der Zeit unmittelbar nach dem Kriege, wo das Pfund Sterling weniger werth war als jetzt der Patacon, ungeheuer, aber sie sparten nichts, sondern lebten in Saus und Braus; andere wechselten wiederholt den Wohnort, versuchten es bald mit dem Zuckerrohr, bald mit dem Tabak, bald mit Alfalfa, bald mit Vieh u. s. w. und lernten erst allmählich einsehen, dass man auf solche Art zu nichts kommt.

Manche wurden auch zu Schwindlern oder Bummlern, manche nahmen sich eine Paraguayerin zur Frau und versanken in paraguaysche Schlaffheit. Zu befürchten ist leider, dass viele der jetzigen Einwanderer in ähnliche Fehler verfallen, denn leider kommen die meisten mit grosser Ueberhebung ins Land, kehren sich nicht an den Rath derer, die lange dort gelebt haben, glauben, dass man sie überall betrügen wolle und wissen selbst Alles am besten. Ehe sie sich dessen versehen, sind ihre Mittel erschöpft und dann lernen sie allmählich einsehen, welche Fehler sie gemacht haben. Gegen paraguaysche Frauen an sich habe ich gar nichts, aber für den deutschen Einwanderer ist es doch besser sich keine solche zu nehmen; sie steht natürlich auf einer niedrigen Bildungsstufe, versteht nur aus der Hand in den Mund zu wirthschaften, hat meist einen grossen, oft lästigen Anhang und nur selten hervorragende Gemüthseigenschaften. Der rechte Einwanderer ist der, der sich eine tüchtige Frau und womöglich eine Schar kräftiger Kinder aus Deutschland mitbringt. Junggesellen als Ackerbauer taugen nichts, werfen auch regelmässig die Flinte bald ins Korn und gehen davon.

5. Politische Verhältnisse. Oeffentliche Sicherheit und Ordnung.

In die politischen Verhältnisse des Landes sich zu mischen, wird der Einwanderer zunächst unterlassen, doch interessiren ihn dieselben in sofern, als davon die Sicherheit und Rentabilität seines Besitzthums zum Theil abhängig ist. Man darf sagen, dass die politischen Verhältnisse Paraguays jetzt vollkommen ruhige sind. Auf den Lopezschen Krieg folgte zwar eine Periode mit allerlei kleinen Revolutionen, Präsidentenmord u. s. w., wie man bei Zöller[1]) nachlesen kann, gegenwärtig aber, wo keine argentinische und brasilianische Besatzung mehr im Lande ist und Argentinien und Brasilien überhaupt einstweilen die Absichten auf Paraguay aufgegeben zu haben scheinen, darf man auf eine ruhige Zukunft rechnen. Und wenn es einst zu einem neuen Kriege mit Argentinien z. B. kommt, so wird er nicht ein Krieg bis auf den letzten Mann sein, wie der grosse Krieg des Lopez, denn es wird hoffentlich nicht wieder eine Persönlichkeit da sein, die Macht und Willen hat, das Wohl und Leben eines ganzen Volkes für ihre eigene Eitelkeit und Hartnäckigkeit einzusetzen. Die ungünstige finanzielle Lage des Landes — die Einnahmen von Ein- und Ausfuhrzöllen, Patenten, Stempel u. s. w. decken kaum die nothwendigsten Ausgaben; die Zinsen der englischen Schuld

[1]) Hugo Zöller, Pampas und Anden. Stuttgart 1884. Spemann. S. 68 bis 76.

(1½ Mill. Pfund) werden nicht bezahlt; die enormen von Brasilien, Argentinien und Uruguay berechneten Kriegskosten sind gar nicht anerkannt worden, abgesehen von 13 Mill. Patacon als Entschädigung an brasilianische und argentinische Privatleute — hat auf den Einwanderer wenig Einfluss, da das System indirekter Steuern besteht und bestimmte Theile der Staatseinkünfte zur Unterstützung der Einwanderung ausgesetzt sind. Sollte aber aus dem finanziellen Unvermögen Paraguays einmal eine Umwälzung der politischen Verhältnisse erfolgen, so wird daraus dem Eingewanderten kein Nachtheil entstehen, denn man wird seinen Privatbesitz natürlich achten. Es ist allerdings richtig, dass Regierungsland für die englische Anleihe verpfändet worden ist, aber deswegen hat die Regierung doch die Macht behalten, giltige Landverkäufe abzuschliessen. Dass in Bezug auf den Grundbesitz, namentlich den privaten, viel Unklarheit herrscht, ist nicht zu leugnen; im Kriege sind viele Urkunden und auch Personen verschwunden, die immer einmal wieder zum Vorschein kommen können; man muss daher bei Landkäufen mit aller Vorsicht zu Werke gehen. Zur Zeit meiner Reise war jemand aufgetaucht, der den Boden, auf dem sich die Ortschaft Pirayú befindet, auf Grund einer Urkunde aus Francias Zeit als sein Privateigenthum in Anspruch nahm, und man glaubte, dass er Recht bekommen würde.

Die Sicherheit des beweglichen Besitzes ist als eine grosse zu bezeichnen. Es kommt wohl vor, namentlich an Orten mit vielem Verkehr, dass ein Pferd gestohlen wird, dass Stricke von weidenden Pferden abgeschnitten werden, dass ein Paraguayer gelegentlich eine Kleinigkeit, die ihm gefällt, mitnimmt, aber grössere Diebstähle in Feld und Haus sind selten. In den Städten hat man zwar meist vergitterte Fenster, auf dem Lande aber schützt man sich wenig oder gar nicht. Es scheint übrigens, dass die Paraguayer dem Fremden gegenüber ein etwas weiteres Gewissen haben, wo sie daher mit Einwanderern untermischt wohnen, macht die Gelegenheit Diebe, wie mehrere auf der deutschen Kolonie vorgekommene Fälle beweisen. Sehr viel zur Sicherung des Eigenthums trägt die allgemein herrschende und gesetzlich geschützte Achtung vor der Umzäunung von Haus und Pflanzung bei. Man sagte mir, dass jeder das Recht habe, einen andern, der ohne Erlaubniss in ein eingehegtes Gebiet eindringe, niederzuschiessen; auch ist es allgemein Brauch, sich den Bewohnern einer Ansiedlung am Eingangsthor durch Klatschen in die Hände oder durch ein lautes »Ave Maria« vernehmlich zu machen und erst einzutreten, wenn man von den Bewohnern durch ein »*adelante*« oder einen ähnlichen Ausdruck dazu aufgefordert wird. Die persönliche Sicherheit

muss ebenfalls als eine grosse bezeichnet werden; man hört äusserst selten von Anfällen, blutigem Streit oder dergleichen, so dass es kaum gewagt genannt werden kann, wenn einer allein und ohne Waffen im Lande umherreist. In den Gebieten, wo unzuverlässige Viehtreiber aus Corrientes häufig durchkommen, ist aber etwas Vorsicht immerhin von Nutzen. Von der deutschen Kolonie sind in letzter Zeit einige Klagen über die persönliche Sicherheit gekommen, es soll sogar vor Kurzem von mehreren Paraguayern daselbst ein deutsches Mädchen ermordet worden sein. Die Verhältnisse auf der Kolonie sind aber eigenthümlicher Art, wie aus dem nächsten Kapitel hervorgehen wird. Um über Polizei und Rechtspflege zu urtheilen, steht mir zu wenig Material zur Verfügung; jedenfalls ist festzuhalten, dass bei einer derartigen Beurtheilung nicht europäischer Maassstab angelegt werden darf, man hat vielmehr Paraguay mit seinen südamerikanischen Nachbarländern zu vergleichen, und da glaube ich, gestützt auf das Urtheil solcher Leute, die ausser in Paraguay auch in andern südamerikanischen Ländern gelebt haben, und auf zuverlässige Veröffentlichungen, behaupten zu dürfen, dass es in diesen Beziehungen mit Paraguay gut bestellt ist. Einer meiner Bekannten, der Paraguay aus verschiedenen Gründen verliess und in einer Pferdediebstahlssache mit allerlei Behörden in Berührung gekommen war, schrieb mir z. B. von Rio Grande do Sul, wohin er sich gewendet hatte: »Zudem kann ich Ihnen die Versicherung geben, dass die paraguaysche Polizei im Verhältniss eine gute ist, die Bestechlichkeit ausgenommen«; und dann in einem andern Brief: »Die Polizei in Paraguay ist doch noch die beste hier in Südamerika«. Ein Theil der Beamten soll allerdings bestechlich sein, die meisten neigen zur Bevorzugung der Eingeborenen gegenüber den Fremden, aber die Polizei ist leistungsfähig, wird gegebenen Falls wirklich und ziemlich schnell in Bewegung gesetzt, und die Regierung hat den Willen, eine tüchtige Gesetzgebung zu entwickeln und deren Anwendung durchzuführen. Sehr viel kommt für den Fremden darauf an, wie starke Unterstützung er im Nothfalle bei seinem Konsul findet. Kann der Einwanderer sich so stellen, dass er mit Gericht und Polizei nichts zu thun bekommt, so ist das für ihn natürlich am besten; hat er einmal eine Kleinigkeit, die er schnell gefördert haben möchte, so wird er mit Vortheil zu dem landesüblichen Mittel greifen, den betreffenden Theil der Staatsmaschine etwas einzuölen. Sehr getäuscht werden die sich finden, die etwa glauben, in dem freien Lande im freien Südamerika bestehe die Freiheit darin, dass man seiner Rohheit nach Belieben die Zügel schiessen lassen und mit dem Armen und Schwachen je nach Laune umspringen könne.

Dem ist nicht so, vielmehr sind für solche Fälle recht empfindliche Geldstrafen vorgesehen.

6. Die bisherigen Kolonisations-Unternehmungen in Paraguay. Stellung der Fremden, besonders der Deutschen im Lande. Aussichten und Wünsche für die Zukunft.

Der erste Versuch, Europäer in grösserer Zahl in Paraguay anzusiedeln, um dadurch die Einwohnerzahl des Landes rasch zu vermehren und den Ackerbau zu fördern, geht auf die Zeit des älteren Lopez (Carlos Antonio Lopez) zurück. Derselbe beschloss, eine Franzosenkolonie im Chaco anzulegen und liess durch seinen Sohn, den nachmals zu so trauriger Berühmtheit gelangten Francisco Solano Lopez, der 1853 eine Reise nach Europa angetreten hatte, in Bordeaux Schritte thun. Dieser schloss einen Vertrag mit einem Kaufmannshause daselbst ab, Kolonisten kamen in beträchtlicher Anzahl und wurden an der Stelle angesiedelt, wo heute Villa Hayes, das frühere Villa Occidental, liegt; die Kolonie wurde Nueva Burdeos (Neu Bordeaux) genannt. An derselben Stelle hatte früher schon eine Indianerreduktion des paraguayschen Geistlichen Don Amanico Gonzales Escobar bestanden. Die Kolonisten mussten in Uebereinstimmung mit dem in Bezug auf die Gründung der Kolonie erlassenen Dekret einen Vertrag unterzeichnen, in welchem sie sich verpflichteten, nach ihrer Ankunft in Paraguay das ihnen zugewiesene Land zu bearbeiten, das ihr Eigenthum werden sollte, wenn sie aus dem Ertrage ihrer Ernten der paraguayschen Regierung die Kosten ihrer Ueberfahrt mit 56 Patacon, sowie die Auslagen für Geräthe, Sämereien, Vieh etc. zurückerstattet haben würden. Die Kolonisten mussten Pass, Moralitätszeugniss, Geburtsschein, etwas Ausrüstung und mindestens 100 Francs baares Geld haben; sie verpflichteten sich, nach ihrer Ankunft in Paraguay keine andere als die paraguaysche Obrigkeit mehr anzuerkennen. Die Regierung verpflichtete sich zur Ueberweisung von Land in fruchtbarer und gesunder Gegend, zur Lieferung von Wohnung, Vieh, Sämereien, Geräth, zum Lebensunterhalt bis zur Dauer von acht Monaten, gegen Abzahlung ohne Zinsen, sicherte ferner zehnjährige Freiheit von Steuern und Militärdienst zu. Aber kaum begründet, lief diese Kolonie auch wieder auseinander. Das Haus in Bordeaux hatte natürlich aus der Sache lediglich ein Geschäft gemacht und nach Paraguay geschickt, was sich nur immer meldete, ob Ackerbauer oder nicht, moralisch oder nicht, gesund oder nicht, das war gleich; der Verdienst »pro Stück« blieb ja derselbe. Kein Wunder, dass es mit der Kolonie nichts wurde. »Die Kolonisten zerstreuten sich bald nach ihrer

Ankunft«, sagt Du Graty [1]), »nicht ohne sich zum grössten Theil eines in mehrfacher Beziehung höchst tadelnswerthen Betragens schuldig gemacht zu haben. Die Auflösung der Kolonie Nueva Burdeos führte von Seiten einiger Kolonisten Reklamationen herbei, welche der französische Konsul anerkannte und unterstützte; da zog die paraguaysche Regierung es vor, die Auslagen, welche sie für die Kolonisten gemacht hatte und welche zurückzuzahlen dieselben sich kontraktlich verpflichtet hatten, aufzugeben, um sich von einem nicht nur unnützen, sondern sogar schädlichen Bevölkerungszuwachs zu befreien.« Das war der erste Versuch! Paraguayer nahmen zum Theil die Stelle der Franzosen ein; erst später kamen wieder Europäer an jene Stelle, worüber weiter unten.

Lopez hatte an diesem einen Experiment genug und die europäische Einwanderung ruhte; dann kam der Krieg und entvölkerte das Land, man brauchte Menschen und schritt im Jahre 1871 zur Gründung einer deutschen Kolonie, über deren Vorgeschichte ich leider nichts Zuverlässiges habe erfahren können. Sie wurde im Jahre 1871 an der Strasse zwischen Paraguarý und Yaguaron, in dem einzigen in diesem Theile Paraguays noch vorhandenen echten Urwalde, angelegt und war nur von kurzem Bestand. Schon Johnston, welcher 1874 dort war, schreibt [2]): »Bevor man Yaguaron erreicht, führt der Weg durch einen dichten Wald auf dem Plateau, mitten in welchem die unglückliche deutsche Kolonie von 1871 angelegt wurde. Die zahlreichen Marken am Wege, welche angeben, wie viel Landloose in Angriff genommen werden sollten, sind fast die einzigen noch übrigen Spuren der Kolonie; nur zwei oder drei unermüdliche Teutonen haben mit bewundernswerthem Fleiss kleine Strecken in der Wildniss geklärt und leben dort trotz aller Schwierigkeiten. Ein grosser Nachtheil der Oertlichkeit ist, abgesehen von den mächtigen Bäumen, die dort nicht verwerthet werden können, der völlige Wassermangel; auf eine Legua im Umkreise ist kein Wasser zu finden«. Mevert, welcher 1881 oder 1882 die Reste der Kolonie besuchte, schreibt [3]): »Einen zweiten Ausflug machten wir nach der Kolonie bei Yaguaron. Es waren nur noch zwei bis drei Kolonistenfamilien da. Die anderen waren Schatz suchen gegangen. Auch die Zurückgebliebenen interessirten sich mehr für die edle Goldgräberei als den gemeinen Fruchtbau. Nur ein sehr kleiner Theil ihres Ackers war bepflanzt. Dass die Leute

[1]) S. 83 und 84. Vgl. daselbst im Anhang S. 27 ff. den Kontrakt der Kolonisten und das Dekret der Regierung.

[2]) *Geographical Magazine* 1875, S. 270.

[3]) S. 125.

infolge dessen verarmt waren, wunderte mich wenig. Aber dass sie trotzdem noch die grossen Herren spielten, sich zur Besorgung ihrer kleinen Maisernte fremde Peone mietheten und sich wie reiche Gutsbesitzer dabei hinstellten und zusahen, das nahm mich einigermassen Wunder.« Die Berichte dieser beiden Reisenden kennzeichnen zwei der Hauptfehler in der Anlage der Kolonie Yaguaron, den absoluten Wassermangel der Oertlichkeit und die grosse Unruhe der Gründungszeit. Ein dritter Mangel fiel mir fast noch mehr auf, das gänzliche Fehlen von Weideland in der Nähe der Kolonie. Etwas Vieh muss der Kolonist sich halten, wäre es auch nur eine Milchkuh: mitten im Urwald ist das aber nicht gut möglich. Wie man einen solchen Missgriff thun konnte, ist mir unbegreiflich, und zwar um so mehr, als, wie man mir sagte, die ersten Ansiedler sich den Platz wählen durften. Dieselben sollen sich zuerst an die sogenannte »Küste« der Cordillere, d. h. an den Rand des die Cordillere bedeckenden Waldes am Fusse des Cerro Santo Tomas gesetzt haben, neben gutes Weideland, dann aber umgesiedelt sein! Dazu waren es Leute, die schon in Brasilien und Uruguay gewesen waren. Ich fand bei meinem Besuche nur eine Familie von den ursprünglichen Ansiedlern vor, welche sich im Lauf der Jahre ein ganz hübsches Grundstück geschaffen hat, aber in einem gegen zwei Leguas entfernten andern Orte ihr Vieh hält. In Yaguaron bauen die Leute namentlich Luzerne. Ausserdem ist noch ein deutscher Schweizer da, der Zuckerrohr baut und aus demselben sowie aus gekauftem Rohr Branntwein brennt. Mein Reisebegleiter G. war früher auch auf dieser Kolonie gewesen, ich glaube vier Jahre lang; er hatte fleissig gearbeitet, trotz der grossen Uebelstände der Oertlichkeit, und war dann nach dem nahen Paraguarý gezogen, hauptsächlich weil er in einem Streit mit Eingeborenen wegen einer Akkordarbeit und, wenn ich nicht irre, wegen Lage der Grenze seines Grundstücks Unrecht bekommen hatte. Ausser den beiden Deutschen wohnen jetzt mehrere Eingeborene auf dem alten Kolonialgebiet. Von den früheren Kolonisten sind mehrere noch an andern Stellen des Landes zu finden, theils als Handwerker, theils als Ansiedler.

Ein dritter Versuch wurde im Jahre 1872 mit Engländern gemacht; derselbe schlug gänzlich fehl und hat dem Lande statt Nutzen ungeheuren Schaden gebracht, denn von den Kolonisten wurden haarsträubende Schilderungen nach Buenos Ayres gesandt, die meisten wandten sich später selbst dorthin und verbreiteten in Argentinien und in der Folge auch in Europa Ansichten über Paraguay, die absolut nicht der Wirklichkeit entsprechen. Gerade auf dieses Kolonisations-

unternehmen gründet sich das Vorurtheil von dem mörderischen Klima Paraguays, von der Unmöglichkeit für den Europäer, dort zu leben und zu arbeiten u. s. w. Die »La Plata Monatsschrift«[1]) enthält ausführliche Mittheilungen über diesen »englischen Kolonisationsschwindel«; ich entnehme ihr folgende etwas umfangreiche, aber klare und deutliche Gesammtschilderung des Verlaufs der Sache[2]):

»Das gänzliche Fehlschlagen des englischen Kolonisationsunternehmens in Paraguay könnte Fernerstehende leicht zu irrigen Urtheilen über das Land verleiten, das den Schauplatz dieser Spekulation abgab. Wir bringen daher im Nachstehenden eine streng wahrheitsgetreue Darstellung der Sache und hoffen, den Lesern dadurch zu einer richtigen Ansicht über den beklagenswerthen Vorgang zu verhelfen.«

»Das Unternehmen verdankt seine Entstehung dem spekulativen Kopfe des Generalkonsuls von Paraguay, Don Máximo Terrero in London, der bei der zweiten Anleihe, die er im vorigen Jahre im Namen der Regierung von Paraguay mit dem Londoner Hause Robinson, Fleming & Comp. abschloss, mit dieser Firma die Lieferung von einigen Tausend Kolonisten nach Paraguay vereinbarte. Die Regierung hatte als Zweck der neuen Anleihe die Verbesserung der Wege im Lande, die Beförderung der Einwanderung u. a. m. angegeben. Daraufhin kamen die Kontrahenten der Anleihe in London mit dem Bevollmächtigten der Regierung überein, statt des Geldes Einwanderer nach Paraguay zu schicken und dieselben auf Staatskosten mit Lebensmitteln, Sämereien, Werkzeugen, Maschinen etc. zu versehen, bei welchem Geschäft natürlich gute Provisionen verdient wurden.«

»Es wurde nun in London für die in Paraguay zu gründenden Ackerbaukolonien geworben. Der Hauptagent war ein Mann, der Paraguay nie gesehen hatte, aber trotzdem keinen Anstand nahm zu behaupten, er habe zehn Jahre dort gewohnt und könne die geradezu fabelhaften Vortheile, die er dem Lande nachrühmte, garantiren. Es dauerte nicht lange, so war ein Schiff mit abenteuerlustigen Leuten gefüllt, die das neblige London mit dem sonnigen Paraguay zu vertauschen Willens waren. Eine ergötzlichere Auswahl von Ackerbaukoloniekandidaten war nicht denkbar. Da gab es Schuster, Schneider, Bürstenmacher, Lithographen, Maurer, Violinspieler, Steinhauer, Schornsteinfeger, Köche und Köchinnen, Fabrikanten von Pappschachteln, Lakaien, Zigarrenmacher, Maschinisten, Heizer u. s. w.

[1]) Herausgegeben von R. Napp, Jahrgang 1873.

[2]) S. 246 und 247.

Die meisten Männer hatten Familien, mitunter sehr zahlreiche; man sah besonders viele kleine Kinder. Ausser einigen guten arbeitsamen Familien, die ihre sichere Existenz in London leichtsinnigerweise gegen ein ungewisses Loos im fremden Lande vertauschten, hatten die dargebotene Gratisspazierfahrt um die halbe Erde herum besonders solche Leute benutzt, die wegen irgend einer Ursache mit den bestehenden Verhältnissen in der alten Welt auf gespanntem Fusse lebten; Leute, denen entweder die unentbehrlichen Spirituosen in London zu theuer waren, oder die überhaupt ein Vorurtheil gegen die dort zum Lebensunterhalt nöthige Arbeit gefasst hatten. Aber was kümmerte das die Werber Herren Robertson, Fleming & Comp.? Das Geschäft gab ja per Kopf so und so viel Pfund Sterling, und das war natürlich die Hauptsache!«

»Die ersten Ladungen kamen im Oktober und November vorigen Jahres (1872) in der Hauptstadt Asuncion an, also gerade in einer Zeit, wo der heisse Sommer Paraguays anfing, seine Herrschaft fühlbar zu machen, und wo es zu spät war, Land zu säubern und zu bepflanzen. Man sah es den Leuten auf den ersten Blick an, dass sie nicht geeignet waren, Wälder zu lichten und Wildnisse urbar zu machen; und die Regierung protestirte gegen die aufgedrungene Einwanderung, rekrutirt aus dem Bodensatz der Bevölkerung der Weltstadt an der Themse. Es war von London aus ein vollständiges Direktorium herübergekommen, und da die Regierung Land zur Verfügung stellte, im Uebrigen aber mit der ganzen Sache nichts zu schaffen haben wollte, so bildeten die neu angekommenen Engländer einen Staat im Staate und richteten sich ganz nach Gutdünken ein. Die Einwanderer wurden an der Endstation der Eisenbahn, in Paraguarý, untergebracht, und jetzt erst ging die Direktion daran, Land für die Ansiedlung auszusuchen. Die Wahl fiel auf Itapé, dreissig Leguas von der Hauptstadt entfernt, wohin nur auf schlechten, sumpfigen Wegen zu gelangen ist, da die Eisenbahn bisher vergeblich der Vollendung harrte. Die Herren hatten weitgehende Projekte. Sie legten die Kolonie am Oberlauf des Flusses Tebicuarý an, um den Verkehr mit der Welt durch diesen Fluss zu vermitteln, gingen aber erst später, nachdem die Kolonie schon angelegt war, daran, diesen Fluss zu exploriren, um über seine Schiffbarkeit ins Klare zu kommen. Das Resultat war ein negatives. Eine regelmässige Schiffahrt auf dem Flusse erwies sich als unzulässig, wie das freilich jedermann in Paraguay längst gewusst hatte. Unter den Ansiedlern brach sogleich Unzufriedenheit aus, als sie sahen, dass nichts zu ihrem Empfange bereit war. Nach vielem Zeitverlust wurden sie nun in ihr zukünftiges Eldorado geschafft und in Zelten

und improvisirten Häusern untergebracht. Es wurde jetzt das Land vermessen, aber die meisten Kolonisten zogen vor, statt sich auf ihren Konzessionen mit dem Bau von Hütten abzuplagen, sich mit den vorhandenen Wohnungen zu begnügen und ihre Lebensmittel in aller Beschaulichkeit zu verzehren. So lebte denn die Gesellschaft ruhig in den Tag hinein, ohne sich um die Zukunft zu kümmern. Die Abneigung gegen Landarbeit war allgemein. Die ausgetheilten Rationen waren sehr reichlich und die meisten verkauften ganz ansehnliche Quantitäten davon, um für den Ertrag die für sie zum Bedürfniss gewordenen geistigen Getränke zu erhandeln. Die Hauptdirektion hatte ihren Wohnsitz in Asuncion genommen; die Kolonie wurde von Delegirten verwaltet und zur Schlichtung von Streitigkeiten ein Friedensrichter gewählt.«

»Die Kolonisten wurden wegen ihrer unangemessenen Lebensweise häufig von Fiebern und andern Krankheiten heimgesucht; es starben einige Erwachsene und besonders viele Kinder. Viele der Ansiedler, die ein thätiges Leben gewohnt waren und keine Genugthuung in dem Schlaraffenleben in Itapé fanden, suchten aus dem Kolonieverbande loszukommen, um in den Städten ihr Handwerk auszuüben. Unbegreiflicherweise wurden ihnen von der Direktion allerlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt; so z. B. die Rückzahlung des Passagegeldes verlangt, und manche sahen sich durch solche Bedingungen genöthigt, auf der Kolonie fortzuvegetiren, statt in den Städten nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu werden! Indess gelang es immerhin einigen Kolonisten, besonders einzelnen Männern, fortzukommen, und nach und nach wurden die Reihen der Ansiedler gelichtet. Die Angestellten aber lebten in grossem Stile und vergeudeten ein horrendes Geld. Das ging so fort, dreiviertel Jahr hindurch, bis plötzlich der Schwindel ein trauriges Ende nahm, und zwar auf folgende Weise: Die Direktion hatte die nöthigen Lebensmittel am Platze auf Borg genommen. Als nun die Nachricht nach Paraguay gelangte, der von der Regierung nach London gesandte Minister Benites habe den Generelkonsul Terrero seines Amtes entsetzt, aber trotzdem schliesslich die sämmtlichen zu Kolonisationszwecken gemachten Auslagen (ca. 40000 Pfund Sterling) gebilligt und endlich die englischen Kolonien in Paraguay für Rechnung der Regierung übernommen, da zogen die Lieferanten sich zurück, zumal da zu gleicher Zeit protestirte Wechsel, von dem Direktor der Kolonie ausgestellt, von London retournirt wurden. Der Kredit war natürlich mit einem Schlage abgeschnitten und die Direktion schuldete am Platze ca. 100000 Patacons oder 20000 Pfund Sterling.«

»Damit stürzte dann das stolze Gebäude der sogenannten *Primeras Colonias Inglesas en el Paraguay* zusammen, und wahrlich! es war hohe Zeit.«

»Die Landesregierung ernannte einen neuen Direktor für die von den Engländern überkommenen Reste der Ansiedlungen. (Es war Anfang 1873 noch eine zweite Niederlassung gegründet worden, in der Nähe von Itá [1]); beide befanden sich in gleich trostlosem Zustande.)«

»Es war allen, die sich die Mühe genommen hatten, die englischen Kolonien anzusehen, längst klar, dass aus den vorhandenen Elementen keine für die Kultur des Landes erspriessliche Niederlassung zu Stande zu bringen sei, und dass es nicht konvenire, die Leute länger im Nichtsthun zu bestärken. Dies sah auch die Regierung ein; sie schritt daher augenblicklich zur Liquidation des Unternehmens. Die vorhandenen Sägemaschinen, eine grosse Anzahl Pflüge, die in Stücken umherlagen (man hatte sich nicht einmal die Mühe gegeben, sie zusammenzusetzen), andere Geräthschaften, Kleidungsstücke u. s. w., alles wurde verauktionirt, und aus dem Ertrage bestritt der Direktor die Verproviantirung der Ansiedler (die bereits Noth litten), bis dieselben allmählich nach Asuncion geschafft werden konnten. Unterdessen hatten Menschenfreunde in Buenos Aires, von dem trostlosen Zustande der Kolonien unterrichtet, wo die bitterste Noth auszubrechen drohte, da die Lieferanten weitere Lebensmittel verweigerten, eine Summe Geldes zur Unterstützung der Leute von Itapé und Itá zusammengebracht und Kontrakte mit den Dampfern »República« und »Ed. Everett« abgeschlossen, behufs billiger Beförderung der Ansiedler nach Buenos Aires, wo den Leuten leichter Arbeit zu verschaffen war als in Paraguay.«

»Die Regierung, ohne Mittel um die Kolonisten ferner zu unterhalten und wohl einsehend, dass diese Elemente nur eine Last seien für das Land, das vor Allem Ackerbauer braucht, um sich nach einem fünfjährigen verheerenden Kriege emporzuarbeiten, stellte dem Vorhaben der Geber in Buenos Aires keinerlei Hinderniss entgegen, begünstigte dasselbe vielmehr insofern, als sie den Kolonisten, die nun allmählich in der Hauptstadt eintrafen, hier im Eisenbahnstationsgebäude Wohnung gewährte und denselben Rationen austheilen liess, bis einer der genannten Dampfer die inzwischen angekommene Gesellschaft aufnahm, um sie nach Buenos Aires zu bringen. Die Regierung verlor das ganze Kapital, welches das Experiment der Herren Robertson, Fleming & Comp. gekostet hatte; die Kolonisten erhielten freien Lauf-

---

[1]) Zwischen Paraguarý und Asuncion.

pass, und — fünf deutsche Familien, die auf der Kolonie Itapé, sowie einige Handwerker, die in den Städten des Landes blieben, ausgenommen — benutzten alle die dargebotene Gelegenheit, um dem Lande den Rücken zu kehren, das sie nun fast ein Jahr ernährt hatte. Es gewährte einen traurigen Anblick, die abgerissenen, heruntergekommenen Leute zu sehen. Lebensmittel hatten sie freilich, mit Ausnahme der letzten Zeit, reichlich gehabt; da sie aber ihre mitgebrachten Kleider auftrugen und das ganze Jahr hindurch nichts verdienten, so verarmten sie mehr und mehr und waren nahe daran, bei dem Schlaraffenleben physisch und moralisch zu Grunde zu gehen. — Von über tausend Köpfen war jetzt nicht mehr ganz die Hälfte vorhanden, die andern hatten sich schon fortgemacht. Viele Eltern liessen Kinder in paraguayscher Erde zurück, einige Familien hatten ihren Vater und Versorger hier begraben, manche der Ueberlebenden waren noch mit Fieber behaftet, als sie den Rückzug antraten. Die herzlosen Unternehmer haben nicht weniger als funfzig Menschenleben auf dem Gewissen, ausserdem das Unglück zahlreicher Familien, die durch ihre Vorspiegelungen aus den gewohnten Beschäftigungen in Europa herausgerissen und verleitet wurden, einem Phantome nachzujagen; die Vergeudung eines ungeheuren Kapitals an Geld sowohl wie an Arbeitskräften, deren Inhaber sie dem Schaffen und Wirken entzogen, um sie in aller Welt herum spazieren zu führen und in einem fernen Lande ein Jahr lang zwecklos zu unterhalten, von wo sie dann mit grossen Unkosten wieder zurückgebracht werden mussten.«

»So erreichte denn kürzlich das vor einem Jahr mit so grossem Pomp in Szene gesetzte englische Kolonisationsunternehmen sein Ende, indem es den irregeleiteten Auswanderern nichts als Miserie eingebracht, den Lieferanten aber Verluste, der Regierung von Paraguay eine grosse Schuldenlast, den Unternehmern Schande, — *but money!*«

»Schliesslich sei hier noch erwähnt, dass ungefähr 25 Prozent der Einwanderer Deutsche waren, und dass bei der Auflösung der Kolonie der Prozentsatz der Deutschen beträchtlich kleiner war als im Anfange. Daraus geht hervor, dass die Deutschen mehr bestrebt waren, aus dem Schlaraffenleben in Itapé wegzukommen, als die Engländer, die sich theilweise sehr gut darin gefielen. Hält man dazu die Thatsache, dass es gerade deutsche Familien waren, die sich in Itapé eigne Häuser bauten und ihrer Aufgabe, dass Land zu bebauen, nachkamen, so ist man zu dem Schlusse berechtigt, dass das deutsche Element unter den Kolonisten im Vergleich zu dem englischen das tüchtigere und dem Lande nützlichere war. Interessant ist auch die Beobachtung, dass diejenigen deutschen Familien, die gleich im Anfange eigne

Wohnungen herrichteten und das Feld bestellten, sich fortwährend der besten Gesundheit erfreuten, während die Müssiggänger fast alle mehr oder minder von Krankheit heimgesucht wurden. Es ist dadurch bewiesen, dass nicht das herrliche Klima des schönen, gesegneten Landes Schuld an dem Misslingen des Unternehmens war, sondern die Untauglichkeit und Unlust der Kolonisten und die gewissenlose Verwaltung.«

Diesem Bericht über die englische Kolonie habe ich nichts hinzuzufügen; er stellt nach Allem, was ich gesehen und von den im Lande Gebliebenen erkundet habe, die Sachlage richtig dar, und wird wohl jeden überzeugen, dass weder das Klima, noch der Boden des Landes, noch das Verhalten der paraguayschen Regierung an dem Scheitern der Unternehmung Schuld war. Von den Leuten, die damals in Paraguay blieben, habe ich mehrere kennen gelernt, theils Franzosen — denn auch solche waren in kleiner Zahl dabei —, theils Deutsche; sie befinden sich jetzt in zum Theil leidlichen, zum Theil guten Verhältnissen.

Nach diesem Schlage war von europäischer Kolonisation in Paraguay wenig die Rede; erst unter der Staatsleitung Caballeros, des jetzigen Präsidenten, kam die Frage wieder in Fluss und führte im Juni 1881 zur Schaffung eines Kolonisationsgesetzes, das den Einwanderern ganz ausserordentliche Vortheile gewährt. Deutsche Kolonisten aus der Berliner Gegend kamen, da ihnen auf ihr Rundschreiben an Vertreter verschiedener Staaten von Paraguay die günstigsten Bedingungen gestellt wurden, und so entstand wenige Monate nach Erlass des Gesetzes der Anfang der Kolonie San Bernardino, auf welche nur Deutsche aufgenommen werden. Man gestattete den Kolonisten die Wahl des Ortes — sicherlich ein Fehler, denn sie waren im fremden Lande noch urtheilslos — und dieselben wählten das Stück am Nordufer der Lagune Ypacarağ, wie man sagt durch die Schönheit der Gegend bestochen. Von den drei Kolonisten, welche das Land wählten, soll einer ein Schneider, der andre ein Schuster, der dritte ein Ackerknecht gewesen sein. Letzterer soll sich gegen die Oertlichkeit erklärt haben, auch später mit Manchem unzufrieden gewesen und dann entfernt worden sein. Einige behaupten, dass bei Auswahl des Landes das Privatinteresse des früheren Besitzers eine Rolle gespielt hat. Jedenfalls fand sich dort am See, wo San Bernardino entstand, nur sandiger leichter Boden, der wenig hergab; das Kolonialgebiet, Anfangs nur eine Quadratlegua gross, wurde daher auf die ganze Umgegend des auf der Cordillere gelegenen Fleckens Altos ausgedehnt und soll jetzt 25 Quadratleguas umfassen. Weiter hinauf

fanden die Kolonisten weit bessern Boden und unten am See sind nur wenige geblieben; die Ländereien daselbst sind in trocknen Jahren kaum als Weide zu benutzen; sie waren bei meinem Besuch im Februar braun vom Sonnenbrand. Ein grosser Theil des Kolonialgebietes ist mit Wald bestanden, theils mit Hochwald, theils mit lichtem Palmenwald, theils mit Nieder- und Buschwald, Letzteres besonders da, wo schon früher einmal Ackerbau getrieben worden ist. Aus solchem von den Eingeborenen schon einmal ausgenutzten Boden kann der Kolonist aber noch gute Ernten ziehen, da die Paraguayer sehr oberflächlich ackern. Weideland ist nicht viel auf der Kolonie, Salzlecken gar keine, so dass der Kolonist, welcher gutes Vieh haben will, Salz füttern muss; dasselbe kostet in Paraguay 3 bis 6 Realen die Arrobe. An Wasser ist kein Ueberfluss vorhanden; manche Kolonisten müssen es sehr weit herholen, besonders in trocknen Jahren; solche waren aber die beiden ersten des Bestehens der Kolonie. In den Ansiedlungen um Altos muss man übrigens überall in geringer Tiefe Wasser finden. Ueber Klima und Gesundheitsverhältnisse der Kolonie hörte ich nur Lobendes, selbst von solchen, die sonst kein gutes Haar an derselben liessen. Als ein Nachtheil der Kolonie muss es bezeichnet werden, dass dieselbe nicht ordentlich vermessen und in Loose eingetheilt ist. Die Kolonisten siedeln sich so ziemlich an wo sie wollen, werden später gewiss manchmal Grenzstreitigkeiten haben und wohnen ganz ausserordentlich zerstreut, so dass gegenseitige Unterstützung, nachbarliches Zusammenhalten, im Nothfall Schutz u. s. w. kaum möglich sind. Ein weiterer Nachtheil der Kolonie ist der Umstand, dass dieselbe auf Gebiet angelegt ist, das auch von Eingeborenen besetzt ist. Dieselben kennen ganz genau ihr Land und haben meistens die besten Stellen inne; sie suchen ferner aus den Fremden, die sie für wohlbemittelt halten — die Ankommenden thun gewöhnlich noch dick mit ihrem Gelde — so viel Nutzen wie möglich zu ziehen, indem sie ihnen hohe Preise abverlangen; oft werden sie auch, durch die Gelegenheit verlockt, zu Dieben. Dazu kommt, dass die Anwesenheit von Eingeborenen den Kolonisten, so lange er noch bei Kasse ist, verführt, Arbeiten, die er selbst machen sollte, von gemietheten Arbeitern machen zu lassen. Das sind nicht Kolonisten im eigentlichen Sinne des Wortes, die die schweren Arbeiten — das Roden, das Herstellen der Umzäunungen u. s. w. — von gemietheten Arbeitern machen lassen (mit denen sie oft nicht einmal richtig umzugehen verstehen) und dann klagen, dass sie nicht so viel aus den Ernten erlösen, wie sie an Arbeitslöhnen bezahlt hätten!

Die geographische Lage der Kolonie kann auch nicht als günstig

bezeichnet werden, da der Weg nach Asuncion, das doch als Hauptabsatzpunkt anzusehen ist und es namentlich auch dann sein wird, wenn man Produkte für den Export bauen wird, weit und unbequem ist. Der natürlichste Weg, der um das Nordwestende der Lagune, ist schlecht, namentlich in feuchten Zeiten, wenn der Abfluss des Sees, der Rio Salado, anschwillt und die Niederungen zu seinen Seiten füllt oder doch durchtränkt. Auch ist dieser Weg ungefähr zwölf Leguas (50 *km*) lang; er wird selten benutzt. Zweitens kann der Kolonist sich mit dem Segelboot über die Lagune nach der Eisenbahnstation Patiño-cué begeben und die Hauptstadt mit der Bahn erreichen; das ist aber immer kostspielig und zeitraubend, da nur vier Züge die Woche gehen (Sonntag, Montag, Mittwoch, Freitag [1]); man muss also zwei Nächte in Asuncion bleiben, denn wenn man mit dem Sonntagszug Abends ankommt, um Montags wieder zurückzufahren, kann man keine Geschäfte besorgen, indem der Zug schon am frühesten Morgen wieder abgeht. Dazu kommt, dass die Lagune bei schlechtem Wetter manchmal nicht befahren werden kann; in der ersten Zeit, als man ungeeignete Bootsleute hatte, sind ihr sogar mehrere Menschenleben zum Opfer gefallen. Bleibt noch der Weg nach dem Bahnhof Tacuarál, von Altos aus etwa 4 Leguas. Er ist nach paraguayschen Begriffen bei trocknem Wetter ziemlich gut. Von Tacuarál aus kann man auch Paraguarý mit der Eisenbahn leicht erreichen, sogar von dort zur Noth noch am selben Tage zurückkehren. Aus dieser Darstellung der Verbindungen nach der Kolonie erhellt, dass die Lage derselben dem Kolonisten einen täglichen oder auch nur häufigen Besuch der Hauptstadt zum Absatz der Produkte nicht gestattet; Gemüse u. drgl. kann er daher kaum verwerthen. Kommt er aber einmal mit einer grösseren Menge Produkte irgend einer Art zur Stadt, so wissen die Käufer, an die er sich wenden muss, nur zu gut, dass er verkaufen will und muss, schon um seine Waare nicht wieder zurückzunehmen, bieten daher so wenig sie wollen. Etwas Anderes wäre es natürlich, wenn die Kolonisten exportfähige Produkte brächten und bestimmte Abnehmer fänden; dann könnten sie sich leicht zusammenthun und Karretenfahrten nach der Hauptstadt machen. Aber von Alledem ist noch nicht die Rede. In Anbetracht dieser Verhältnisse sucht der Kolonist seine Waare so nahe als möglich vom Produktionsort zu verwerthen und fällt dann den Kleinhändlern von Altos in die Hände, unter denen der Ortsvorstand, der Gefe, der, so viel mir bekannt gegen das Gesetz, einen Handel betreibt, der gefürchtetste ist. Braucht

[1]) Jüngst soll die Zahl der Züge vermehrt sein.

dann der Kolonist zur Zeit der Maisernte Geld, so schlägt er vielleicht seine paar Arroben zu einem Spottpreis an einen solchen Kunden los, womöglich um sein eignes Produkt später, wenn der zurückbehaltene Vorrath nicht reicht oder verdirbt, zum drei- oder vierfachen Preise wiederzukaufen.

Die meisten Kolonisten bauen zur Zeit fast nur die gewöhnlichsten, zur täglichen Nahrung dienenden Landesprodukte, wie Mais, Bohnen, Maniok, Kürbis, Melonen u. s. w. Einige haben mit Baumwolle Anfänge gemacht und setzen Hoffnungen darauf, andere betreiben kleine Industrien, wie Bereitung von Apfelsinenwein, von Maisbier u. s. w.; ein am See angesiedelter Schweizer hat einen grösseren Viehstand und macht Dauerkäse, den er in Asuncion gut verkauft.

Nun zur Hauptfrage, dem wundesten Punkt der Kolonie San Bernardino: was für Kolonisten haben sich eingestellt? Etwas besser steht es damit nun wohl als bei der englischen Kolonie, allzuviel aber nicht, denn auch hier haben sich Angehörige fast aller denkbaren Stände eingefunden und nur wenige eigentliche Ackerbauer. Da kamen aus allen Theilen Deutschlands Studenten, Reserveoffiziere, Zahnärzte, Kaufleute, Bierbrauer, Chemiker, Seeleute, Lehrer, Maler, Klempner, Schuster, Schneider, Maschinenbauer, Forstbeamte, Hafenbeamte, frühere Bürgermeister, Reitknechte, berufslose Junker, Zimmermeister, Bummler aller Art in grosser Zahl u. s. w., dazu noch ein sehr grosser Theil ohne Familie. Nichts natürlicher, als dass die meisten in kurzer Zeit einsahen, dass auf San Bernardino »nichts zu machen« sei (d. h. eigentlich für sie) und sich wieder entfernten. Was sollten sie mit all den grossen Bäumen machen? Wie sollten die jungen Leute nach dem ermattenden Versuch schwerer Arbeit Lust haben, sich ihr Essen zu bereiten, sie, die erst lernen mussten, ein Feuer anzumachen? Wo sollten sie eine Erholung finden? Wer und was sollte ihnen die gewohnten Genüsse und Abwechselungen bieten? Wer sollte sie lehren den Acker bebauen? Wer ihre Begriffe vom Werth des Geldes umwandeln? Was endlich dachten, was wollten diese Leute, als sie nach Paraguay gingen? Viele von ihnen, die die Kolonie wieder verlassen hatten, ohne auch nur eine Ernte abzuwarten, ja, die oft kaum Hand angelegt hatten, waren wenigstens aufrichtig genug, es mir zu gestehen: rosige Berichte, die sie in Deutschland gelesen, hatten in ihnen die Meinung erweckt, in Paraguay brauche man fast nicht zu arbeiten, höchstens ein wenig, so halb zum Vergnügen, die reichsten Ernten habe man trotzdem; so könne man leicht zu einem friedlichen, angenehmen Leben gelangen. Manche hatten thatsächlich geglaubt, in einigen Jahren aus der Bebauung einer kleinen Fläche von wenigen

Hektaren Reichthümer ziehen zu können und grollten, als sie sich enttäuscht sahen. Vereinzelt findet man solche Leute wohl in allen Koloniengegenden, in San Bernardino bildeten sie die Mehrzahl. Aber es gab noch eine schlimmere Sorte: beschäftigungslose und arbeitsscheue Leute kamen von den La Plata-Häfen herauf, trieben eine Zeit lang auf der Kolonie ihr Unwesen und zogen dann wieder ab. Viele von ihnen hatten ganz und gar nicht die Absicht, dort lange zu bleiben. Durch dieses Gesindel war die Ruhe und Sicherheit der Kolonie eine Zeit lang ernstlich gefährdet; die Leute verzehrten die Sämereien, die sie bekamen, verzehrten oder vertranken die Geldunterstützung und strolchten dann umher, um diejenigen zu brandschatzen, die noch über Mittel verfügten; sie quälten und versprengten das Vieh, stahlen Geflügel, ängstigten die Frauen u. s. w. Allmählich hat sich die Kolonie von solchen Elementen gereinigt, so dass zur Zeit meiner Besuche nicht mehr darüber geklagt wurde.

Für diese Erscheinungen muss man zum Theil die zu grosse Freigebigkeit der Regierung, zum Theil die laxe Handhabung des Kolonisationsgesetzes verantwortlich machen. Die Regierung bietet den Einwanderern so viel, wie keine andere Regierung der Welt; die Einwanderer, namentlich solche, die die betreffenden Einrichtungen anderer Länder nicht kennen, wissen diese Freigebigkeit nicht zu schätzen, sondern werden durch dieselbe anspruchsvoll gemacht, glauben, dass die Regierung für ihr Wohlergehen durchaus aufkommen müsse, faulenzen und lassen sich pflegen. Geht einmal nicht Alles am Schnürchen, so wird geschimpft, von nicht gehaltenen Verpflichtungen gesprochen u. s. w. Wenn ich von laxer Handhabung des Kolonisationsgesetzes rede, so meine ich hauptsächlich, dass die Bestimmungen und Vergünstigungen desselben sich nur auf Ackerbauer beziehen; nur solche sollten daher aufgenommen werden, denn nicht die Zahl, sondern der Werth der Kolonisten ist für die Bedeutung der Kolonisation ausschlaggebend. Eine solche Strenge in der Aufnahme hat durchaus nicht stattgefunden. Man hätte alle, die nicht Ackerbauer waren und die nicht die sonstigen Bedingungen des Gesetzes erfüllten, auf sich selbst angewiesen lassen, die Kolonie aber, für welche der Staat sich relativ grosse Opfer auferlegt, nur zweckentsprechend besetzen sollen. So aber konnte es nicht ausbleiben, dass zahllose Einwanderer wieder fortgingen. Ueber fünfhundert sollen im Ganzen gekommen sein, und als ich im November auf die Kolonie kam, gab mir der Direktor die Gesammtzahl zu 260 an, die 100 Gruppen bildeten; davon 30 diesseits, 70 auf und jenseits der Cordillere; im Februar sprach der Kolonialsekretär — es ist schon der dritte, den

die Kolonie hat — nur noch von über 200; genaue statistische Angaben konnte ich nicht erhalten. Hatten die vielen untauglichen Elemente schon sehr dazu beigetragen, das Verhältniss der Kolonisten zu den Eingeborenen unangenehm zu gestalten, denen einige unter ihnen auch manchen Streich spielten, so mussten sie den Kolonisationsunternehmungen Paraguays nach ihrem Ausscheiden aus dem Kolonialverbande noch verderblicher werden, indem sie sich nach Argentinien und andern Ländern begaben und dort das Land, das sie nicht verstanden und in dem sie nicht das gehoffte Schlaraffenland gefunden hatten, schlecht zu machen. Manche blieben sogar in Asuncion und betrieben dort das Geschäft so nachdrücklich, dass nicht wenige einwandernde Familien über Asuncion gar nicht hinausgekommen sind. Nehmen wir an, dass dies bei den meisten kein Schaden für das Land war. Die schlimmsten Feinde des Landes und der Kolonie wurden natürlich solche, die von der Kolonie hatten entfernt werden müssen.

Wie sehr manche der nach San Bernardino gekommenen »Kolonisten« in ihren Ansichten und Ansprüchen von dem Kolonisten wie er sein soll abwichen, wurde mir ganz besonders an einem Hamburger klar, der vielleicht gehofft hatte, eine wohlgeordnete, wohlhabende und rasch sich entwickelnde Ortschaft in der ganz jungen Kolonie San Bernardino zu finden. Er war Zimmermeister von Beruf, gebildet und intelligent, hatte eine ebenfalls gebildete Frau, eine frühere Erzieherin, und mehrere nette Kinder. Einem jungen Ehepaar, das mit mir gleichzeitig nach Paraguay gekommen war, schilderten sie die Kolonie in möglichst schwarzen Farben: »Glauben Sie, dass es Butter auf der Kolonie zu kaufen giebt?« sagte die Frau; »die muss man sich selber machen, wenn man welche haben will. Glauben Sie, dass man Ihnen Fleisch ins Haus bringt? Das giebt es nicht einmal alle Tage, und dann muss man es sich vom Stadtplatz holen. Und das Essen! Brot kann man ja von Mais keins backen und Mandioca ist die reine Seife! Das kann unser Magen nicht verdauen. Die Kinder rein zu halten ist garnicht möglich; wir haben ganze Kisten Wäsche mit und können sie doch nicht so halten, wie zu Hause u. s. w.« Echt Hamburger Ansprüche und Verwöhntheit in einer paraguayschen Waldkolonie! Das kann man nicht anders als Begriffsverwirrung nennen! Der Mann verliess Paraguay bald und ging nach Chile, wo es ihm — in seinem ursprünglichen Beruf — gut gehen soll. Viele von seinen übrigen Klagen musste ich als gerecht anerkennen, aber wie er sich eine junge Kolonie denkt, so findet er sie anderwärts auch nicht.

Die etwa 200 Kolonisten, die ich auf der Kolonie antraf, waren

zumeist ehrbare, fleissige und strebsame Leute, doch auch sie nur zum geringsten Theil frühere Ackerbauer. Mancher findet sich nun thatsächlich mit der Zeit in den neuen Beruf — denn Energie und körperliche Befähigung sind ja sehr verschieden —, viele aber nicht. Eine ganze Zahl von Familien war auch, wie mir gesagt wurde, entschlossen, nach der Ernte die Kolonie zu verlassen, vierzig bis funfzig Köpfe, zum Theil solche, die am längsten dort waren. Das bewies mir nur, dass auch diese mehr als eine bescheidene Bauernexistenz dort zu finden gehofft hatten und nicht Lust trugen, Jahrzehnte lang an der Besserung ihrer Verhältnisse zu arbeiten. In Südbrasilien, dessen Geeignetheit für deutsche Kolonisation wohl kaum noch von jemand bestritten wird, kommen die Kolonisten auch nicht in zwei Jahren zu etwas, und noch weniger war dieses der Fall, als dort die Kolonisation begann. Ein Freund von mir, der Paraguay verliess und nach Rio Grande do Sul ging, schrieb mir von dort: »Eines habe ich in Rio Grande do Sul einsehen gelernt, dass der Deutsche in subtropischen Klimaten trotz Akklimatisationskrankheiten und anfänglich schwieriger Verhältnisse gedeihen kann und seinen Kindern Gut und Segen zu schaffen vermag. Die Grundlage muss der frühere pommersche oder preussische Instmann [1]) bilden; diesen schrecken selbst 38 bis 39° [2]), die es alle Sommer (December, Januar) hier geben soll, nicht. Die Preise der Früchte sind hier dieselben wie in Paraguay, die Wege hat man erst geschaffen, und trotzdem dieselben von manchen Kolonien bis zum Absatzplatz ein bis zwei Tagereisen dauern, oft durch Schluchten und Sümpfe führen, kommt der Pommer vorwärts und ist nach 1½ Jahrzehnten wohlhabend. Er ist sehr konservativ und arbeitet und operirt soviel wie möglich nach heimathlichem Ritus. Er verlacht Karreten und Ochsenfuhren, fährt auf seinem starken Klapperwagen, mit vier bis fünf Pferden bespannt, ist sparsam und mässig u. s. w.« Die Gegend hätte jener Hamburger einmal sich ansehen sollen, um sich einen Begriff davon zu bilden, was eine subtropische Waldkolonie ist, was man davon verlangen kann und was man von sich selbst als Kolonist verlangen muss!

Ein guter Stamm von Kolonisten wird wohl auf San Bernardino zurückbleiben und dann wird die Kolonie sich trotz aller Schwierigkeiten langsam fortentwickeln. Als ein günstiges Zeichen betrachte ich es, dass gerade die Kolonisten, die früher in andern Ländern gewesen waren (Brasilien und Argentinien), nicht klagten, sondern ihre Zufriedenheit aussprachen. Ich lernte vier solche kennen; gegen-

[1]) Landwirthschaftliche Tagelöhner.

[2]) Im Brief steht Réaumur, soll aber hoffentlich Celsius heissen.

über Brasilien lobten sie das Klima, die geringere Menge Ungeziefer und die geringere Herrschaft des Unkrauts. Einer, der in Argentinien hauptsächlich als Arbeiter auf Schiffen sein Brod gefunden hatte, konnte im verflossenen Sommer die grösste Maisernte unter allen Kolonisten aufweisen; er war der Meinung, man müsse nur arbeiten wollen und können, dann ginge es schon.

Handwerker, die ihren Beruf ausüben, giebt es fast keine auf der Kolonie, doch könnten einige, wie ein Schuster, Schneider, Stellmacher, Schmied, eine bescheidene Einnahme finden. Ein Arzt könnte von den Kolonisten noch nicht bestehen, müsste vielmehr Anfangs von der Regierung besoldet werden. Etwas Schulunterricht wurde zur Zeit meiner Anwesenheit an einzelne Kinder von früheren Lehrern ertheilt, und als ich abreiste, wurden gerade mehrere gebildete Kolonisten, zum Theil frühere Studenten, auf ihre Kenntniss des Spanischen hin geprüft, da zwei Schulen errichtet werden sollten, eine für die dem See nahe wohnenden Kolonisten, eine für die um Altos. Bedürfniss nach einem Geistlichen ist keins vorhanden.

Ueber die Direktion der Kolonie zu urtheilen, kann ich mir nicht erlauben, da ich keine eigne Kolonistenerfahrung habe und die etwaigen persönlichen Motive von Klagen einzelner Kolonisten nicht kenne. Einige klagten über ungleichmässige, oft sehr verspätete Auszahlung der Gelder (woran die Direktion wohl in den meisten Fällen unschuldig ist), andere über Bevorzugung solcher, die die Direktion bestürmen, über das Verfahren, öffentliche Arbeiten nicht an die der Unterstützung Bedürftigsten, sondern im Wege der Submission zu vergeben, über späte Lieferung von Vieh (Milchkühe sind aber nicht immer zu haben), über ungeeignete Rathschläge beim Ackerbau, über Neigung zum Aufschieben u. s. w. An Klagen wird es sicher nie und nirgends fehlen. Ich habe den Koloniedirektor Herrn Schaerer, einen Schweizer, als einen ruhigen, etwas phlegmatischen, wohlwollenden und mit den Landesverhältnissen wie es scheint gut vertrauten Mann kennen gelernt.

Ob die Klage vieler Kolonisten, dass in Paraguay das Briefgeheimniss wenig gewahrt werde, berechtigt ist, kann ich nicht sagen, jedenfalls wurde die Entschuldigung, die manche Klagende zu hören bekommen haben wollen, dass man den Brief wahrscheinlich in Buenos Aires geöffnet habe, um zu sehen, ob er Geld enthalte, von Keinem geglaubt.

Dass die Regierung Paraguays in der Kolonisationsangelegenheit von dem besten Willen beseelt ist, insbesondere auch der Minister des Aeusseren, Herr Decoud, welcher der Träger der ganzen Idee ist, glaube ich behaupten zu können. Die zur Verfügung stehenden

Mittel sind indessen nicht bedeutend und die Geldquelle würde versagen, wenn die Einwanderung grosse Dimensionen annähme. Dass dieses plötzlich geschieht, ist aber weder zu erwarten noch zu wünschen. Aus der ganzen bisher gegebenen Darstellung der Verhältnisse ist schon ersichtlich, dass eine plötzlich ankommende, vielleicht nach vielen Tausenden zählende Menge ihr gutes Fortkommen nicht finden könnte. Die Besiedlung des Landes mit Europäern kann nur sehr allmählich vor sich gehen; die Kultur macht ebensowenig Sprünge wie die Natur. Hinzufügen will ich noch, dass man mir vor Kurzem (September 1884) aus Buenos Aires geschrieben hat, die Regierung habe mit dem 1. April 1884 aufgehört, Geldunterstützungen an die Kolonisten auszuzahlen; noch neuere Mittheilungen (Ende 1884) besagen, dass jetzt nur Familien, und zwar sechs Monate lang, mit baarem Geld unterstützt werden. (Vgl. das Kolonisationsgesetz im Anhang.)

Andere neue deutsche Kolonien als San Bernardino giebt es zur Zeit in Paraguay noch nicht. Herr Dr. Förster soll zwar mit der Absicht zur Gründung einer eignen Kolonie dorthin gegangen sein, daraus ist aber nichts geworden, derselbe befand sich vielmehr zur Zeit meiner Reise als Kolonist in San Bernardino. Er hatte sich daselbst, wie viele andere Kolonisten, von Eingeborenen einen Rancho mit kleiner stehender Ernte gekauft, denselben mit Hülfe von Arbeitern ausgebaut und bestellte sein Feld wie jeder andere Kolonist. Seine Ansiedlung gehört zu den bestgelegenen der ganzen Kolonie, da Wasser und Weide ganz nahe sind und ein hübscher Orangenhain das Haus umgiebt. Von seinen ursprünglichen Begleitern hatte Dr. Förster, als ich ihn im November besuchte, noch zwei oder drei junge Leute bei sich, als Pensionäre, glaube ich, die er zur Arbeit und zu brauchbaren Menschen erziehen sollte: eine Aufgabe, deren Lösung die betreffenden hochadligen Herren dauernd und erfolgreich passiven Widerstand entgegensetzten. Der eine musste bald darauf die Kolonie ganz verlassen. Ich sprach mit Dr. Förster sowohl bei diesem Besuche als bei einem spätern Zusammentreffen in Asuncion über seine Zukunftspläne und seine Ansichten vom Lande. Er hatte seine Hoffnungen noch immer auf Paraguay gesetzt, ohne die Schattenseiten des Landes zu verkennen. Seine Absicht war, noch ein Jahr im Lande zu bleiben, mehrere Reisen in demselben zu machen, um für Kolonien sich eignende Stellen zu suchen, dann nach Deutschland zurückzukehren, seine Erfahrungen zu veröffentlichen, Gleichgesinnte um sich zu sammeln und mit ihnen sich dauernd eine neue Heimath in Paraguay zu gründen. Er war zu der Ueberzeugung gekommen, dass der nur auf seine Arbeit angewiesene unbemittelte Ackerbauer

zur Zeit nur eine sehr bescheidene Existenz in Paraguay finden kann, dass man aber mit einem Kapital von etwa 2000 Patacon (8000 Mark) auf gutes Vorwärtskommen rechnen könne. Dass Dr. Förster der geeignete Mann sei, um dereinst eine Kolonie zu leiten, wurde von vielen in Zweifel gezogen, die ihn näher als ich kennen, aber »unverantwortlichen Leichtsinn« möchte ich ihm doch nicht vorwerfen, auch nicht ihn beschuldigen, durch denselben »mehrere deutsche Familien ins Unglück gestürzt zu haben«.

Nicht über das Stadium von grossen Vorbereitungen hinausgekommen ist das Quistorpsche Unternehmen. Herr Quistorp begab sich, wenn ich nicht irre im Auftrage des Stettiner Lloyd, nach Paraguay, schloss mit der Regierung einen speciellen Kontrakt ab, der ihm viele Vortheile sicherte, in welchem er sich aber verpflichtete, eine lächerlich hohe Zahl von Familien jährlich einzuführen. Zu einer thatsächlichen Kolonisation ist nicht geschritten worden; wie es scheint, fehlte es an den nöthigen Mitteln. Herr Quistorp verschwand aus Asuncion, wo er nicht den besten Ruf hinterliess. Dass er neuerdings wieder in Paraguay aufgetaucht ist, nachdem er in England für das Land agitirt hat, wurde schon oben erwähnt.

Französische und italienische Einwanderer, die jetzt etwa nach Paraguay kommen, werden in Villa Hayes, dem alten Nueva Burdeos, angesiedelt. Diese Kolonie soll sich in leidlichen Verhältnissen befinden. Ich sah sie nur im Vorüberfahren vom Strome aus; zu einem Besuch hatte ich nicht Lust, da ich hörte, dass auch Sträflinge dorthin geschafft werden.

Ich nehme an, dass es für viele Leser von Interesse und auch zur weiteren Beleuchtung der Kolonisationsfrage dienlich sein wird, wenn ich kurz über die Schicksale der Leute berichte, welche, wie ich am Eingang der Beschreibung meiner Reise erwähnte, gleichzeitig mit mir Paraguay aufsuchten, um sich dort niederzulassen. Herr Dr. Mevert lebt mit zweien seiner Kinder auf seinem schönen Grundstück Achar-cué, wohin ihm seine übrigen Familienmitglieder demnächst folgen wollen; im Besitze ziemlich reicher Mittel, wird er dort ein gutes Fortkommen finden, falls er sich mit den Eingeborenen des Landes stellen und sich sonst in Sitten und Gebräuche finden kann. Der Hamburger Lehrer mit Familie, welcher über einige Mittel verfügt, befindet sich auf der Kolonie San Bernardino; er war bei meinem letzten Besuch recht zufrieden, soll aber jetzt den Wunsch haben, fortzugehen und eventuell am La Plata eine Lehrerstellung anzunehmen. Er ist eine für harte Arbeit wenig geeignete Persönlichkeit und hätte besser gethan, sein Geld gleich von vorn herein

nur in Vieh anzulegen. Die beiden Gärtner aus Altona mit den drei Knaben gingen auf die Kolonie und gefielen sich dort Anfangs wohl; doch empfanden sie bald sehr den Mangel weiblicher Hülfe, sollen sich mit den Eingeborenen nicht haben stellen können, von denselben böswillig geschädigt sein und nun ziemlich die Lust verloren haben. Der junge Kaufmann aus Bayern und der Weltbummler aus Thüringen thaten sich zusammen, haben aber gar nicht recht mit Arbeit angefangen; jener, an ziemlich gutes Leben gewöhnt und mit harter Arbeit ganz unvertraut, ging zum Glück schon nach sechs Wochen fort, begab sich nach Buenos Aires und fand dort eine gute Anstellung. Mit Feder und Kassenbuch umzugehen und dabei ein gutes Gehalt zu bekommen, das einem gestattet, Abends ein Fläschchen Exportbier zu trinken, ist natürlich angenehmer, als im Schweisse seines Angesichts Wasser zu schleppen, Bäume umzuhacken und dann Mais und Bohnen zu essen und Maté zu trinken. Der Thüringer ging mit mir zugleich wieder fort; er hatte sich mehr »der Wissenschaft wegen« nach Paraguay begeben und wollte nun über Land nach Chile, dann nach Perú gehen, um dort einen Freund aufzusuchen. Der schwäbische Maurer wurde in Privatdienste genommen, stahl, wurde entlassen, ging auf die Kolonie, stahl auch dort, trieb sich eine Zeit lang in Asuncion herum und nahm Dienst auf dem dort liegenden argentinischen Kriegsschiff. Die beiden (deutschsprechenden) jungen Schweden gingen auf die Kolonie, thaten sich dort mit einem Bekannten zusammen und waren, als ich sie im Februar besuchte, recht zufrieden. Neuerdings aber bekam ich Nachricht, dass sie nach Buenos Aires hinunter gegangen sind, um dort zu ihren früheren Berufsarten (Kaufmann und Seemann) zurückzukehren. Der junge Mediziner praktizirte eine Zeit lang in Asuncion als Assistent des englischen Vicekonsuls Dr. Stewart, um sich zur Ablegung des Doktoratsexamens (in Córdoba, Argentinien) vorzubereiten. Leider starb der liebenswürdige und edle Mensch im Frühjahr 1884 am Starrkrampf, wie man mir sagte infolge grosser Unvorsichtigkeit. Der junge ostpreussische Landwirth endlich mit seinen beiden Angehörigen hatte sich die politischen, sozialen und moralischen Verhältnisse des Landes, wie es scheint, in etwas idealem Lichte vorgestellt. Er war ziemlich enttäuscht, machte auch einige recht unangenehme persönliche Erfahrungen und verliess das Land, um sein Heil in Rio Grande do Sul zu versuchen. Nach mehrmonatlichem Aufenthalt daselbst wurde sein Urtheil über südamerikanische Zustände geklärt (in argentinische Verhältnisse hatte er auf Hin- und Rückreise einige tiefe Blicke zu werfen Gelegenheit), und er beschloss, nach Paraguay zurückzukehren,

wo er mit seinen mässigen Mitteln und tüchtigen Fähigkeiten sicher sein Fortkommen gefunden hätte, oder — sich der Heimath wieder zuzuwenden. Anfang December 1884 traf er auch glücklich wieder in Hamburg ein.

Dass die oben geschilderten Vorgänge auf der Kolonie und im Anschluss daran in Asuncion und andern Orten des Landes nicht geeignet gewesen sind, den Deutschen im Lande eine geachtete Stellung zu erringen, braucht kaum hervorgehoben zu werden. Fast Alles, was an Skandalgeschichten und auch Verbrechen in den letzten Jahren zur öffentlichen Kenntniss kam, hatten die Deutschen auf dem Gewissen; da gab es Mord, Mordanfälle, Bedrohung mit dem Gewehr, Durchgehen mit fremder Frau, Durchbrennen unter Hinterlassung von Schulden, Veruntreuungen, Betrug u. s. w. Nimmt man noch hinzu, dass auch unter den nicht auf der Kolonie lebenden Deutschen so mancher ist, dessen Namen man nur zu nennen braucht, um einem gewissen Lächeln zu begegnen, und dessen wechselvolle Vorgeschichte man in Brasilien oder Argentinien leicht erfahren kann, so wird man sich vorstellen können, dass der Deutsche in Paraguay nicht sehr hoch im Ansehen steht. Es wäre daher sehr erwünscht, wenn jeder, der in der Lage dazu ist, darauf hinwirkte, dass nach Paraguay nicht Leute gehen, die der Paraguayhasser etwa als »für Paraguay noch gut genug« oder »für Paraguay noch zu gut« bezeichnen würde, dass vielmehr, zur Ermöglichung einer Zukunft deutscher Ansiedlung in Paraguay, tüchtige und ehrenhafte Leute hingehen, die geeignet sind, einen wackern und zuverlässigen Stamm zu bilden. Unter den auf der Kolonie Zurückgebliebenen sind zum Glück eine grosse Anzahl solcher. Sehr erwünscht wäre es den Deutschen in Paraguay auch, wenn ihnen einmal ein Zeichen davon gegeben würde, dass sie unter dem kräftigen Schutze ihres Heimathlandes stehen, wenn einmal die deutsche Flagge im Hafen von Asuncion wehte und wenn ihre Hoffnung genährt würde, in Zukunft ein deutsches Berufskonsulat in Asuncion zu sehen. Ein vielbeschäftigter kaufmännischer Vicekonsul kann den Interessen seiner Landsleute nicht so viel Zeit und Mühe zuwenden, wie diese wünschen. Zur Zeit würde die Zahl der im Lande anwesenden Deutschen die Errichtung eines Berufskonsulats wohl noch nicht rechtfertigen, aber für die Zukunft bleibt es ein Wunsch. Hoffentlich bringt die Zukunft auch die ersehnte bessere Schiffsverbindung mit Deutschland, kapitalkräftige deutsche Kaufleute, Möglichkeit bequemer Geldverbindung mit Deutschland. Wie viel Deutsche jetzt in Paraguay leben, ist nicht mit Sicherheit anzugeben, da nicht alle beim Vicekonsulat

immatrikulirt sind. Ich glaube die Zahl auf nicht mehr als 400 veranschlagen zu dürfen; dabei rechne ich reichlich 200 auf San Bernardino, weniger als 100 auf Asuncion (im November 1883 gab es da etwa 25 selbständige Träger von deutschen Familiennamen, aber nicht viele hatten deutsche Frauen), höchstens 100 auf das übrige Land (Itá, Tacuarál, Paraguarý und Umgebung, Yaguaron, Achar-cué, Itapé, Villa Rica, Ybycuí, Encarnacion, einzelne Estancias und Punkte in den Yerbales, sowie andere mir nicht bekannt gewordene Orte).

Ich glaube, man darf behaupten, dass alle andern Fremden den Deutschen in Bezug auf öffentliche Achtung voranstehen, so z. B. die Franzosen, Engländer, Italiener, Spanier, Basken. Die Italiener, von denen es wohl einige tausend im Lande giebt (einige meinten 5000), zeichnen sich durch ganz besonderes Zusammenhalten aus, unterstützen sich gegenseitig, gründen Kompagniegeschäfte, stehen für einander ein, haben reiche Förderer. Die Engländer sind wenig zahlreich, wohl im Ganzen nicht hundert, zumeist in geachteten Stellungen. Franzosen mag es einige hundert geben (ich weiss nicht, wie viele in Villa Hayes sind), in Asuncion und an andern Orten, meist als Gewerbetreibende und Gastwirthe. Sie sind geachtet und haben trotz ihrer geringen Zahl einen Berufskonsul. Alle von ihnen, die ich kennen lernte, zeichneten sich durch Arbeitsfreudigkeit und gesundes Urtheil aus. Basken giebt es nicht viele; Spanier ziemlich viele, meist als Kaufleute; Argentiner und speciell Correntiner sehr viele, ebenso Brasilianer, worunter einzelne Neger; Zahlen vermag ich hier nicht anzugeben. Vereinzelt traf ich Griechen, Schweden, Portugiesen, Dalmatier, Bolivianer u. a.

Seit man vor mehreren Jahren angefangen hat, die Frage der Auswanderung und Kolonisation in Deutschland fort und fort eingehend theoretisch zu erörtern, sind jederzeit die Erhaltung der deutschen Nationalität in den Einwanderungsgebieten, die Erhaltung der Verbindung mit dem Mutterlande, der Konsum heimischer Industrieprodukte und der dadurch vermehrte Absatz heimischer Industrie, Abhülfe gegen Uebervölkerung u. s. w., Hauptfragen gewesen, sodass ich diese Punkte wenigstens mit zwei Worten berühren muss. Ich glaube, dass das Deutschthum in Paraguay, wenn es vom Heimathlande reichlich frischen Zuschub erhält, sich gut konserviren kann, ohne dass deshalb die Deutschen drüben einen Staat im Staate zu bilden brauchen, wobei ich aber voraussetze, dass wirklich deutsche Familien einwandern; denn die einzelnen Leute tragen höchstens dazu bei, dem paraguayschen Typus etwas germanisches Blut beizumischen. Nehmen sie sich paraguaysche Frauen (deren es ja genug

giebt, wenn auch wenige verlockende), so sehen die Kinder zwar oft recht hübsch germanisch aus, lernen wohl auch manchmal noch Deutsch vom Vater, aber viel besser von der Mutter Guaraní, in der Schule vielleicht Spanisch; unter sich sprechen sie sicher Guaraní; von Deutschland erfahren sie kaum noch etwas und eine Generation später kann von Deutschthum nicht mehr die Rede sein. Mit dem Mutterlande werden alle Kolonisten gern in Verbindung bleiben, und zwar um so lieber, je bequemer und sicherer dieselbe ist; deutsche Industrieprodukte werden sie gerne verbrauchen, so weit ihre Kaufkraft reicht und so lange andere Produkte nicht billiger und besser sind. Mein Patriotismus wenigstens würde nicht so weit reichen, deutsche Fabrikate lediglich um ihres Ursprungs willen zu kaufen, wenn ich als armer Kolonist jeden Realzettel dreimal umdrehen müsste, ehe ich ihn ausgebe. An grosse Förderung der heimischen Industrie durch Lenkung der Auswanderung nach Paraguay darf man für die erste Zeit überhaupt natürlich nicht denken. Ist Paraguay einmal so weit in der Besiedelung durch Deutsche vorgeschritten wie Südbrasilien, dann kann man mit anderen Faktoren rechnen. Der Uebervölkerung wird man durch Beförderung der Auswanderung nach Paraguay ebensowenig steuern, wie durch Auswanderung überhaupt. Man braucht es auch nicht, denn wir haben keine Uebervölkerung, höchstens eine relative, der wohl noch zu Hause abzuhelfen wäre. Von meinem Standpunkt aus, den ich selbstverständlich niemand aufdrängen oder auch nur empfehlen will, sind alle die eben andeutungsweise erörterten Fragen bedeutungslos. Für mich handelt es sich bei der Auswanderungs- und Kolonisationsfrage in erster Linie darum, ob das betreffende Land den arbeitslustigen und arbeitskräftigen Einwanderern, die ihr Vaterland aus einem beliebigen Grunde verlassen haben, die Möglichkeit einer Existenz, einer menschenwürdigen Existenz bietet, ob dieselben dort ein neues Zentrum höherer Kultur und Gesittung schaffen können, ob dieses geschehen kann, ohne die Rechte anderer Völker und Menschen zu verletzen und ohne gewaltsam in deren Verhältnisse einzugreifen. Diese Fragen sind, unter den Modifikationen, welche sich aus meinen obigen Auseinandersetzungen ergeben, mit Bezug auf Paraguay zu bejahen. Sollten einige anderer Meinung sein, so wird ihnen dieses Kapitel doch die Ueberzeugung verschafft haben, dass man aus dem negativen oder geringen Erfolg der bisherigen Kolonisationsunternehmungen in Paraguay nicht den Schluss ziehen darf, dass Paraguay ein zur Besiedelung durch Europäer, speciell Deutsche, ungeeignetes Land sei.

7. Schluss.

Fassen wir unsere Resultate zusammen: was spricht für, was gegen die Auswanderung, speciell von Deutschen, nach Paraguay? Die Lage des Landes ist vortheilhaft, denn der Fluss gestattet einen unbeschränkten Verkehr; die Bodengestaltung ist günstig, das Klima ist warm, oder doch im rechten Sinne des Wortes gemässigt; es gestattet dem Europäer Leben und Arbeit bei angemessener Lebensweise; die Gesundheitsverhältnisse sind vorzüglich; die Natur ist in jeder Beziehung eine reiche, und ihre Schätze harren noch zum grossen Theil der Ausbeutung; für Viehzucht und Ackerbau sind die Naturbedingungen fast überall günstig, zum Theil vorzüglich: eine Vereinigung glücklicher Verhältnisse, wie sie wenige andere Länder bieten. Dazu kommen ruhige politische Verhältnisse, grosse öffentliche Sicherheit, eine eingeborene Bevölkerung, mit welcher, bei einigem Verständniss für ihre Eigenart, gut auszukommen ist, der man auch, je nach Bedürfniss, fast ganz aus dem Wege gehen kann, wenn man abgelegene Landestheile aufsuchen will; ferner relativ günstige Verhältnisse in Bezug auf Polizei- und Rechtszustände. Schwierigkeiten dagegen setzen dem gedeihlichen und schnellen Fortkommen des Einwanderes die Verhältnisse des Handels und Verkehrs entgegen; die Verkehrswege im Lande lassen viel zu wünschen übrig, die Schiffsverbindungen sind noch nicht genügend, der einheimische Bedarf an dem, was der Ackerbauer produzirt, ist gering, der Handel ruht in Händen von schlauen Italienern, der Export ist unentwickelt und kann durch die Anstrengungen kapitalloser, nur auf ihre Arbeitskraft angewiesener Kolonisten nicht gehoben werden. Er wird sich sicher allmählich entwickeln, denn die statistischen Nachweise des Handels zeigen aufsteigende Tendenz; es wäre aber wünschenswerth, dass kräftiges Eingreifen ihm etwas nachhülfe und ihn in solche Bahnen lenkte, die zur Förderung der deutschen Einwanderung beitragen können. Für Angehörige gelehrter Berufsarten ist kaum auf Fortkommen zu rechnen, Handwerker haben vorläufig wenig Aussicht. Dem Viehzüchter ist für den Augenblick, ja noch für ziemlich lange hinaus, Gewinn durch den eigenen Bedarf des Landes gesichert; dann wird auch er auf Ausfuhr seiner Produkte angewiesen sein. Ein letzter und nicht zu unterschätzender Mangel ist die augenblicklich wenig angesehene Stellung des Deutschthums in Paraguay! Hoffen wir, dass sich in nächster Zukunft dort in Anlehnung an die zum Theil schon vorhandenen guten Elemente ein tüchtiger Stamm entwickelt, der in dieser Beziehung Wandel schafft.

Als selbstverständlich vorausgesetzt, dass man keinem zur Aus-

wanderung rathen wird, der in der Heimath sein Auskommen hat und einigermassen mit seinen Verhältnissen zufrieden ist, indem man ihm etwa ein Eldorado jenseits des Ozeans, ein Land, wo ohne Arbeit Reichthümer auf der Strasse zu holen sind, vorspiegelt, Angesichts vielmehr der Thatsache einer starken wirklichen und wohl durch kein Mittel, kaum durch eine gründliche Umwandlung der socialen Verhältnisse aufzuhaltenden Auswanderung stellen wir nun die Frage: Soll man unter den oben zusammengefassten Umständen zur Auswanderung rathen? und wem? Vor allen Dingen, wer nach Paraguay gehen will, der sei ein Auswanderer im wahren Sinne des Wortes, d. h. ein solcher, der sein Vaterland in der Absicht verlässt, sich drüben eine neue Heimath zu gründen, wie es viele Tausende unserer Landsleute in Südbrasilien gethan haben. Für jedermann, einen vorsichtigen und schlauen Kaufmann vielleicht ausgenommen, ist es schwer, das, was er sich etwa erwirbt, aus dem Lande herauszuziehen. Es kann also keine Rede davon sein, etwa hinzugehen, ein paar Jahre thätig zu sein und dann mit gefüllten Taschen zurückzukehren. Selbst wenn die Verhältnisse Paraguays sich günstig entwickeln, wird dieser Zustand noch geraume Zeit fortdauern. Der kleine Ackerbauer, der mit wenig oder keinen Mitteln drüben ankommt und nur auf sich und seine Arbeitskraft angewiesen ist, überlege sich die Sache reiflich und erwarte jedenfalls nicht mehr, als unter schwerer Arbeit allmählich eine bescheidene Existenz zu gewinnen. Ohne Anschluss an irgend ein grösseres Unternehmen, z. B. die Staatskolonie, wird ihm unter den gegenwärtigen Umständen auch dieses schwer werden. Wer mit einigem Kapital (ein paar tausend Mark) hinübergeht, um es in Ackerbau anzulegen, sehe sich erst das Land und seine Verhältnisse gründlich an und setze nicht übereilt Unternehmungen ins Werk, deren Rentabilität er nicht übersehen kann; er kaufe sich lieber Vieh und treibe Ackerbau nur für seinen Bedarf. Wer über 10 bis 15000 Mark verfügt, fasse von vornherein die Viehzucht ins Auge, sei aber vorsichtig in der Anlage seines Kapitals, lerne erst Land und Leute kennen und wäge wohl ab, wem er sich anvertraut. Handwerker werden in den meisten Fällen gut thun, andere, in ihren Bedürfnissen weiter vorgeschrittene Länder aufzusuchen; wollen sie nach Paraguay gehen, so werden sie nicht ganz ohne Kapital ins Land kommen dürfen, denn sie werden in den meisten Fällen gänzlich auf sich selbst angewiesen sein, und mit dem Kredit ist es eigenthümlich: geben müssen sie welchen, sonst bekommen sie keine Arbeit, ihnen aber giebt man schwer welchen. Nicht dringend und nicht oft genug zu warnen ist vor dem Vorurtheil, als könne man in einem Lande wie Paraguay so

ohne Weiteres mit Vortheil eine in Europa erlernte Berufsart zu Gunsten des Ackerbaus aufgeben. Weitaus in den meisten Fällen wird nichts Gutes daraus entstehen! Ich will durchaus nicht abstreiten, dass manche mit Körper- und Willenskraft begabte Personen der verschiedensten Stände auch als Ackerbauer nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden, solche bleiben und ihr Auskommen finden können, nur zu oft aber finden sie sich getäuscht und wissen dann nicht, wo aus noch ein. Leichter schon kann, wer etwas Kapital und Intelligenz hat, mit Viehzucht vorwärts kommen. Für sehr gewagt halte ich daher das Spiel, das Herr Mevert treibt, indem er sagt [1]: »Weit davon entfernt, Leute, denen es in der Heimath gut geht, zum Auswandern zu überreden, stehe ich nicht an, allen solchen, denen das Vaterland keine Arbeit und keinen Unterhalt gewährt, zu rathen, nach Paraguay zu gehen«. Das Vaterland wird diese Leute allerdings auf diese Weise los, sie aber finden sich oft bitter getäuscht und bringen so sich und dem Lande ihrer Wahl in sehr vielen Fällen gar keinen Nutzen, sondern Schaden. Herr Mevert geht noch weiter, indem er in Anknüpfung an den Mahnruf »Zurück zum Ackerbau!« ausdrücklich sagt: »Dieser Ruf ergeht nicht allein an die Arbeiter, auch an unsere jungen Kaufleute, Gelehrten und Beamten richtet er sich. Sie alle müssen ihre Schreibpulte verlassen und in den Stand der Ackerbauer zurückkehren, wenn sie nicht verkommen und das geistige Proletariat vermehren wollen u. s. w.« Da es weiter geht »Jener Mahnruf ist ganz schön« . . . »Aber wo ist der Boden dazu?« . . . »In Europa nicht. Darum bleibt nichts übrig, als dahin zu gehen, wo ihm eine Heimstätte umsonst geboten oder für ein Billiges überlassen wird«; da es so weiter geht, sage ich, bleibt kein Zweifel, dass solche Leute nach Paraguay gehen sollen. Ich bin anderer Ansicht: die wenigsten von solchen Leuten passen für das Land, zum Ackerbau gehören Ackerbauer; drüben erst recht; und es wandern ja in grosser Menge Ackerbauer aus Deutschland aus. Will man aber unbemittelte Einwanderer, speciell Ackerbauer, in grosser Zahl in das Land werfen, so kann das meiner Ansicht nur dann geschehen, wenn man gleichzeitig umgestaltend und fördernd in die gesammten Verhältnisse des Landes eingreift, d. h. wenn der Förderer dieser Einwanderung, sei es nun der Staat oder etwa eine Privatgesellschaft, über namhafte Mittel verfügt und nicht darauf rechnet, schnell aus der Sache Gewinn zu ziehen, womöglich noch hohen Gewinn. Kolonisation ist kein kaufmännisches Geschäft! In

---

[1]) S. 147.



Paraguay würde Kolonisation mit kleinen Ackerbauern sich am besten an ein grosses Viehzuchtunternehmen anlehnen, oder es müsste jemand grosse Mittel an Versuche mit Produkten für den europäischen Export wenden, wie Baumwolle, Zucker, Tabak und Kaffee. Vom Staat werden solche Unternehmungen sicherlich mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln unterstützt werden. Einzelne Personen, die über etwas namhaftere Kapitalien verfügen, werden, wenn sie nicht zu der immer eine ziemlich sichere Kapitalanlage bietenden Viehzucht greifen wollen, nach erst erworbener Landeskenntniss in den meisten Fällen Unternehmungen herausfinden, die ihnen Gewinn versprechen; doch ist kaum anzunehmen, dass solche Kapitalisten in ein fremdes Land gehen werden, um dort zu experimentiren; möglich ist dagegen, dass ihnen von Landeskundigen angemessene Vorschläge gemacht werden.

Nicht unterlassen will ich es, mit nochmaligem Hinweis auf Herrn Meverts »Zurück zum Ackerbau« und die daran geknüpften Folgerungen, auch an dieser Stelle noch hervorzuheben, dass gerade für einzelne junge Leute das Fortkommen in einem Lande wie Paraguay und namentlich beim Ackerbau am allerschwierigsten ist. Paraguay will solche auch gar nicht gerne haben; für den Ackerbau braucht es arbeitsfähige und arbeitskundige Familien, am erwünschtesten aber sind ihm intelligente Kapitalisten, da es von solchen den meisten Nutzen für Entwickelung des Landes erwarten darf.

Welche Theile von Paraguay sich für Ansiedlung am besten eignen, ist nicht schwer zu sagen. Ackerbauunternehmungen müssen noch die Nähe der Hauptstadt suchen oder sich an die projektirte Verlängerung der Eisenbahn, die doch einmal zur Ausführung kommen wird, halten. Für besonders passend halte ich die beiden Abhänge der Cordillerita am Pass von Sapucai und südwärts davon. Diese Gegend wäre auch vorzüglich geeignet zur Verbindung grösserer Viehzuchtunternehmungen mit Ackerbaukolonien. Für Viehzucht bietet das Land allenthalben Raum genug, z. B. in den Misiones, in der Umgegend von Caázapá, in der Umgebung der Lagune Ipoá, nördlich von der Cordillere, im fernen Norden, im Chaco u. s. w. Für eine beschränkte Zahl von Ackerbauern wäre auch die Ansiedlung in den Yerbales von Vortheil, wo auf sichern Absatz der Produkte an die Yerbateros zu rechnen wäre; doch glaube ich, dass das nichts für Neulinge ist, wenn sie nicht einer sehr erfahrenen und starken Leitung unterstellt würden; mehr für alte, landeskundige Ansiedler; sonst könnten die Yerbateros möglicherweise die Ansiedler ausbeuten. Für solche Ansiedlung wären von den mir bekannt gewordenen Stellen der

Uebergang über den Rio Corrientes, Curuguatý, Igatimí, der Panadero geeignet, vielleicht auch Lima.

Obgleich ich hoffe, dass die Art und Weise meiner Mittheilungen selbst den Maassstab zur Beurtheilung derselben an die Hand giebt, will ich doch nicht unterlassen, zum Schluss noch ausdrücklich hervorzuheben, dass ich mich einer möglichst objektiven Auffassung der Verhältnisse und möglichst objektiver Darstellung befleissigt habe, dass mir jede Tendenz nach der einen oder andern Seite fern gelegen hat, und dass ich den Zweck des zweiten Theils meiner Schrift für erreicht halte, wenn sich der nach Paraguay Einwandernde oder der, welcher dort grössere Unternehmungen beabsichtigt, nicht getäuscht findet, und wenn ich andrerseits dem schönen Lande Paraguay keinen Schaden durch Anlockung von überflüssigen oder schädlichen Elementen bereite. Auf Vergleiche Paraguays mit andern Ländern habe ich mich nur an wenigen Stellen eingelassen, da ich diese nicht genügend aus Erfahrung kenne. Diejenigen aber, welche das Paraguay meiner Schilderung mit andern, ihnen auch nur aus der Literatur bekannten Ländern vergleichen wollen, möchte ich darauf aufmerksam machen, dass die meisten Bücher, welche Ziele Auswandernder unter dem Gesichtspunkte des Werthes derselben für die Auswanderung schildern, eher zu rosig als zu schwarz gehalten sind.

ANHANG.

Kolonisationsgesetz vom 4. Juni 1881.

§ 1. Es soll ein Generaldepartement der Einwanderung geschaffen werden, welches direkt dem Ministerium des Innern unterstellt ist.

§ 2. Das Personal dieser Behörde wird vorläufig zusammengesetzt sein aus einem Generalkommissär, einem Sekretär und den Beamten, welche sich zur gehörigen Geschäftsführung nöthig erweisen werden.

§ 3. Die Pflichten und Befugnisse des Departements der Auswanderung werden durch die Exekutivgewalt in den Ausführungsbestimmungen zu diesem Gesetz festgesetzt werden.

§ 4. Die Exekutivgewalt wird ermächtigt, an verschiedenen Punkten der Republik einige Ackerbaukolonien anzulegen, wobei darauf zu achten ist, dass die gewählten Landstrecken sich für Ackerbau eignen und vorzugsweise an den Ufern von Flüssen, an der Eisenbahn oder in der Richtung ihrer geplanten Verlängerungen liegen.

§ 5. Diese Kolonien sollen auf Staats- oder Privatländereien angelegt werden, je nachdem, welche Oertlichkeit das Departement der Einwanderung als geeignet bezeichnet.

§ 6. Ausgenommen sind von dieser Bestimmung die Staats- und Privatländereien, welche gegenwärtig bewohnt oder angebaut sind.

§ 7. Die Privatländereien, welche etwa zur Kolonisation gewählt werden, können gegen Staatsland umgetauscht werden oder es kann im Interesse des öffentlichen Wohls Expropriation erfolgen.

Die Expropriation geschieht zum Schätzungspreise plus zehn Procent, unter der Kontrole zweier Sachverständiger, deren einen die Exekutivgewalt, den andern der Eigenthümer ernennt, und welche im Fall der Uneinigkeit einen dritten zuziehen dürfen.

§ 8. Sobald die in § 5 erwähnte Bezeichnung stattgefunden hat und die Formalitäten des § 7 erfüllt sind, wird zur Vermessung, Abgrenzung und Eintheilung der Kolonie geschritten, unter Aufnahme eines entsprechenden Planes, dessen Original im Ministerium des Innern bleibt, während eine Kopie das Departement der Einwanderung, eine andere die betreffende Kolonie erhält.

§ 9. Die zur Anlage einer Kolonie bestimmten Strecken werden in Loose von 16 und 8 Quadratcuadras von je 100 Varas Seite, d. h. 1200 und 600 Ar, zerlegt werden.

§ 10. Für die Anlage der Ortschaft werden so viele Ar reservirt werden, als das Departement der Einwanderung für wünschenswerth hält, und zwar in der Regel in der Mitte des Gebiets, wenn nicht die Terrainverhältnisse eine andere Lage vortheilhafter erscheinen lassen.

Wenn dann die Municipalität so viel abgetrennt hat, wie zur Anlage eines öffentlichen Platzes, einer Kirche, einer Schule, der Verwaltungsgebäude u. s. w. nöthig ist, kann sie das Uebrige in kleinen Loosen an Kolonisten oder an Privatleute zur Anlage von Gebäuden aller Art verkaufen und den Erlös zur Unterhaltung ihrer Schulen verwenden.

§ 11. Ferner sollen in jeder Kolonie eine oder mehrere Weidestrecken, welche dicht an das eigentliche Kolonialgebiet grenzen, reservirt werden, um zur gemeinsamen Benutzung als Viehweide für die Kolonisten zu dienen.

Diese Weideländereien werden Gemeindeeigenthum sein und können nicht veräussert werden.

§ 12. Das Departement der Einwanderung kann Ackerbauerfamilien von auswärts kommen lassen, um sie auf jenen Kolonien anzusiedeln.

§ 13. Jede Familie soll aus einer Gruppe von drei Erwachsenen oder aus fünf Personen einschliesslich der Kinder bestehen und ihre gute Führung, ihre Arbeitsamkeit und ihre Kenntniss vom Ackerbau nachweisen können.

§ 14. Die Familien, welche die Bedingungen des vorstehenden Artikels erfüllen, werden von der Regierung jede umsonst erhalten:

1. Der Betrag der Beförderung von dem Punkte ihrer Einschiffung[1]) bis zu dem Bestimmungsorte.
2. Beim Niederlassen auf der Kolonie Lebensunterhalt während sechs Monate, welcher Zeitraum im Falle durch höhere Gewalt eintretender Umstände oder anderer unerwarteter und einen ausreichenden Grund gewährender Verhältnisse auf das Doppelte erhöht werden kann[2]); ferner Wohnung, Ackergeräth, Sämereien und Vieh für den eignen Gebrauch.
3. Ein Landloos von 16 Quadratcuadras, d. h. 1200 Ar, welches in ihren definitiven Besitz übergeht, wenn sie es fünf Jahre nacheinander bearbeitet haben.

§ 15. Jeder erwachsene Kolonist, welcher sich in einer Kolonie niederzulassen wünscht, wird die gleichen Vortheile geniessen, welche im vorigen Paragraphen aufgezählt sind, ausser dass er als Eigenthum nur ein Loos von acht Quadratcuadras, d. h. 600 Ar, erhält, unter den

---

[1]) Ist wohl gemeint Einschiffung in einem La Plata-Hafen; zur Zeit meiner Reise wurde nur von Montevideo aus die Flussfahrt bezahlt.

[2]) Zur Zeit meiner Reise wurde die Unterstützung in Gestalt von baarem Gelde gewährt, und zwar gab man jeder Person täglich 80 Pfennige (2 Realen); zwei Kinder für einen Erwachsenen gerechnet. (Vgl. oben.)

im dritten Abschnitt des genannten Paragraphen festgesetzten Bedingungen.

§ 16. Jeder Kolonist wird das Recht haben, ein bis drei Loose von 16 Quadratcuadras oder 1200 Ar zu erwerben, zu zwei Pesos für jede Quadratcuadra (75 Ar), zahlbar in zehn Jahresraten.

§ 17. Ungeachtet der Bestimmung des vorigen Paragraphen können jene Loose in öffentlicher Versteigerung verkauft werden, wenn andere Interessenten sich finden, wobei der Taxwerth zum Ausgangspunkt genommen wird.

§ 18. Jeder, welcher solche Loose kauft, muss sie fünf aufeinanderfolgende Jahre unter Kultur halten, ohne einen längeren Zwischenraum als sechs Monate, und kann sein Eigenthumsrecht nicht auf die Loose übertragen, die er schon vor dieser Besitzergreifung inne hatte.

§ 19. Das gekaufte Land bleibt mit dem Kaufpreise belastet. Wenn einer der Kolonisten am Verfalltage nicht zahlungsfähig ist, wird ihm eine Frist von sechs Monaten bewilligt werden, unter Anrechnung eines Zinses von ein Procent; nach dieser Frist muss er ausser dem Zins eine Geldstrafe von ein Procent monatlich bezahlen, nach Ablauf weiterer sechs Monate wird zum Verkauf des Grundstücks geschritten werden, um das zu decken, was der Fiscus zu fordern hat; etwaiger Ueberschuss fällt dem Kolonisten zu.

§ 20. Jeder Kolonist, der sich schlecht aufführt, unfähig oder arbeitsscheu ist, kann von der Kolonie entfernt werden, wird aber für die von ihm etwa ausgeführten Ansiedlungsarbeiten entschädigt bis zum Meistbetrage von 800 Pesos.

In diesem Falle wird ihm der Werth alles dessen abgezogen werden, was ihm die Regierung bei seiner Niederlassung geliefert hat.

§ 21. Im Falle ein Kolonist stirbt bevor die fünf zum Erwerb des Eigenthumsrechts nöthigen Jahre verflossen sind, geht das Grundstück auf seine rechtsmässigen Erben über, mit der Bedingung, dass einer derselben die Zeit vollendet, welche noch bis zum Ablauf der genannten Frist fehlt.

Wenn der Kolonist keine rechtsmässigen Erben hinterlässt, soll sein Grundstück einem Kolonisten überwiesen werden, welcher die durch dieses Gesetz geforderten Eigenschaften besitzt.

§ 22. Jede Streitfrage, die etwa unter den Kolonisten über das Recht zum Erwerbe irgend eines Landlooses entsteht, bevor dasselbe in definitiven Besitz übergegangen ist, soll durch das Departement der Einwanderung entschieden werden, mit Berufung an die Exekutivgewalt.

§ 23. Die Regierung wird für jede Kolonie unter Berücksichti-

gung des Vorschlages des Departements der Einwanderung, einen Intendanten ernennen, der die Landessprache und die Sprache der Ansiedler der Kolonie, welcher er vorstehen soll, beherrscht; seine Pflichten werden sein:

1. Jeder Familie oder jedem Kolonisten das Landloos zu überweisen, welches für dieselben passt.
2. Für die Sicherheit der Kolonie zu sorgen, wozu ihm das etwa nöthige Personal zur Verfügung gestellt werden wird.
3. Für Ausbesserung und Reinhaltung der Strassen zu sorgen.
4. Eine Liste der Kolonisten zu führen und umfassende statistische Daten zu sammeln über den Anbau des Kolonialgebiets und den Ertrag der Ackerbauprodukte, zu welchem Zwecke die Kolonisten die Angaben machen müssen, um welche sie ersucht werden.
5. Den Kolonisten alle Auskünfte zu geben, welche sie verlangen und sie mit seinem Rath zu unterstützen.

§ 24. Sobald funfzig Kolonisten angesiedelt sind, sollen sie dazu schreiten, aus ihrer Mitte fünf Gemeindebeamte zu ernennen, deren Befugnisse von der Exekutivgewalt werden festgesetzt werden. Gleichzeitig sollen sie drei unbescholtene Männer für das Amt eines Friedensrichters vorschlagen, unter denen die Regierung den wählen wird, welcher ihr am geeignetsten erscheint.

§ 25. Die Exekutivgewalt darf die Entwickelung des Ackerbaues auf irgend einer der etwa entstehenden Kolonie dadurch fördern, dass sie denjenigen Kolonisten, welche sich durch Eifer und Fähigkeit zur Arbeit ausgezeichnet haben, neue Landloose unentgeltlich überlässt.

Doch dürfen nicht mehr als zwei Loose jeder Person umsonst übertragen werden.

§ 26. Jeder Kolonist hat innerhalb der ersten sechs Jahre nach seiner Niederlassung Anrecht auf eine Prämie von zehn Pesos für je tausend Fruchtbäume, deren Anpflanzung auf seinem Gebiet er nachweist.

§ 27. Die Kolonien sollen von direkten Abgaben für die Dauer von zehn Jahren befreit sein, gerechnet von dem Tage, an welchem der betreffende Intendant sich auf der Kolonie niederlässt.

§ 28. Die Ackergeräthe, Sämereien, Möbel, Waffen und sonstigen Habseligkeiten, welche die Kolonisten zum eignen Gebrauch mitführen, sollen zollfrei in die Kolonien eingeführt werden.

§ 29. Die Exekutivgewalt darf jeder Gesellschaft oder privaten Unternehmung zu Kolonisationszwecken eine Landstrecke von zwölf Quadratleguas abtreten, und zwar unter den Bedingungen:

1. Mindestens 140 Ackerbauerfamilien im Zeitraume von zwei Jahren anzusiedeln.
2. Jeder Familie ein Stück Land von mindestens 50 Quadratcuadras (3750 Ar) zu schenken oder zu verkaufen.
3. Den Kolonisten, welche es verlangen, Wohnung, Arbeitsgeräth, Vieh zur Arbeit und zur Zucht, Sämereien und Lebensunterhalt auf mindestens ein Jahr zu gewähren, ohne für diese Vorschüsse mehr als den Selbstkostenpreis nebst einem Aufschlage von 20 Procent und einem Jahreszins von 10 Procent auf die ganze Summe zu berechnen.
4. Von den Kolonisten die Rückzahlung der Vorschüsse nicht anders zu verlangen, als in Jahresraten oder in entsprechenden Theilzahlungen, deren Zahlung mindestens im dritten Jahre nach der Ansiedlung beginnen soll.
5. Dem Departement der Einwanderung Einsicht zu gewähren in die mit den Kolonisten abzuschliessenden Kontrakte, damit keine Verletzung dieses Gesetzes vorkommen kann.
6. Eine Summe von 2000 Pesos zu deponiren oder Bürgschaft für dieselbe zu stellen, welche als Strafe für den Fall der Nichterfüllung des Abtretungskontraktes festgesetzt wird, mit Vorbehalt der eventuellen Ungültigkeitserklärung desselben.

§ 30. Die Gesellschaften oder Unternehmungen, auf welche sich der vorige Paragraph bezieht, sollen das Recht haben, zu verlangen, dass die Beförderung der für ihre Kolonien bestimmten Einwanderer vom Punkte der Ausschiffung bis zum Bestimmungsort anf Staatskosten geschieht.

§ 31. Einwandernde Ackerbauer, welche sich auf dem Gebiet der Republik ausserhalb der Kolonien niederzulassen wünschen, haben das Recht, von der Regierung die Ueberweisung eines Landlooses von acht Quadratcuadras (600 Ar) zu verlangen, welches definitiv in ihren Besitz übergeht, sobald sie fünf aufeinanderfolgende Jahre darauf gearbeitet, am Ende dieser Periode zwei Drittel unter Kultur gebracht haben und 100 Kaffeebäume besitzen.

§ 32. Ausserdem geniessen dieselben folgende Vortheile:

1. Sie erhalten auf Staatskosten Wohnung und Unterhalt während der fünf ersten Tage nach ihrer Ankunft.
2. Sie werden auf Staatskosten nach dem Punkt des Staatsgebiets geschafft, wo sie sich niederlassen wollen.
3. Sie dürfen zollfrei einführen Gebrauchsgegenstände, Möbel, Ackerbaugeräthe, Werkzeuge, Utensilien für die Kunst oder das Handwerk, welches sie ausüben, und ein Jagdgewehr auf

jeden Erwachsenen, bis zu einem von der Exekutivgewalt festzustellenden Werthe.

§ 33. Die Exekutivgewalt kann Einwanderungsagenten im Auslande ernennen, wenn sie es zur Förderung der Einwanderung für wünschenswerth hält.

§ 34. Die Bezahlung der durch dieses Gesetz geschaffenen Beamten, sowie die Vermehrung oder Verminderung ihrer Anzahl, je nach den Erfordernissen, werden durch das Budgetgesetz geregelt werden.

§ 35. Es soll ein Generalfonds für die Einwanderung geschaffen werden, und zwar aus folgenden Hülfsquellen:

1. Aus den Summen, welche das Budgetgesetz jährlich zu diesem Zweck bestimmt.
2. Aus dem Ertrag des Stempelpapiers und der Gewerbescheine, sofern derselbe den Zwecken, für welche er jetzt bestimmt ist, genügt hat.

§ 36. Die Exekutivgewalt wird dieses Gesetz mit Ausführungsbestimmungen versehen.

§ 37. Dieses Gesetz soll zur Kenntniss der Exekutivgewalt gebracht werden.

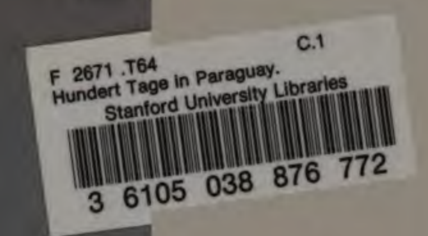
Druck von Ackermann & Wulff in Hamburg.











F 2671 .T64 C.1
Hundert Tage in Paraguay.
Stanford University Libraries
3 6105 038 876 772

DATE DUE			

